

HEYNE  
BÜCHER

JEROME PREISLER  
nach einer Idee von  
TOM CLANCY / MARTIN GREENBERG

# TOM CLANCYS POWER PLAYS<sup>4</sup>



# PLANSPIELE

ROMAN

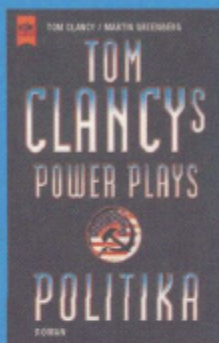
## Eine biologische Zeitbombe tickt!

Harlan DeVane ist ein Genie mit höchster krimineller Energie. Er hat ein Designer-Virus entwickelt, durch das gezielt Menschen mit bestimmten genetischen Merkmalen attackiert werden können.

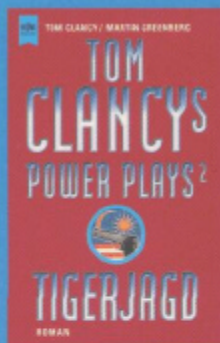
Roger Gordian, Chef von UpLink Technologies, sein großer Gegenspieler, wird mit einer rätselhaften Erkrankung in die Klinik eingeliefert.

Alles deutet darauf hin, dass er mit diesem Killer-Virus infiziert ist.

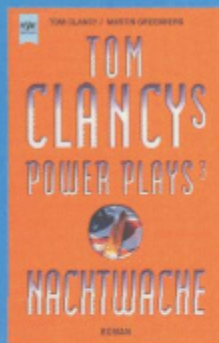
Ein Wettlauf auf Leben und Tod beginnt.



01/10435



01/10874



01/13041

Allgemeine Reihe  
Deutsche Erstausgabe

Best.-Nr. 01/13248

ISBN 3-453-17792-4 DM 14,90/ÖS 109,00

ab 1.1.2002 € 7,50



9 783453 177925

0 1 4 9 0



**EIN HEYNE-BUCH**

## Das Buch

Roger Gordian, Chef von UpLink International, einem weltweit aktiven Unternehmen der Kommunikationstechnologie, vertritt als Repräsentant einer Generation, die durch den Kalten Krieg geprägt wurde, den Standpunkt, dass sich Freiheit nur durch den freien Zugang zu Informationen befördern lässt. Da bestimmte totalitäre Regime nach wie vor daran interessiert sind, den Zugang zu Informationen zu behindern, berät Gordian auf einer Jahreskonferenz mit seinen engsten Mitarbeitern darüber, wie sich Einrichtungen seines Konzerns vor Ort schützen lassen.

Zur gleichen Zeit wird verschiedenen potenziell interessierten Kunden per E-Mail ein tückisches Designer-Virus angeboten, durch das gezielt Menschen mit bestimmten genetischen Merkmalen attackiert werden können. Die Offerte wird von einigen zwielichtigen Individuen begeistert begrüßt, die hier eine Möglichkeit sehen, ihre Gegner durch kaum identifizierbare Krankheiten aus dem Weg zu räumen. Ganz oben auf ihrer Liste steht Roger Gordian ...

## Die Autoren

Tom Clancy, geboren 1947 in Baltimore, legte bereits mit seinem ersten Roman *Jagd auf Roter Oktober* einen Bestseller vor. Mit seinen realitätsnahen und detailgenau recherchierten Thrillern hat er Weltruhm erlangt. Tom Clancy lebt mit seiner Familie in Maryland. Im Heyne Verlag sind erschienen: *Gnadenlos* (01/9863), *Befehl von oben* (01/10591), *Ehrenschild* (01/10337), *Operation Rainbow* (01/13155) und zuletzt *Im Zeichen des Drachen* (43/174). Außerdem erscheinen als Heyne-TB die Serien *OP-Center*, *Net Force* und *Special Net Force*. Martin Greenberg, Jahrgang 1941, studierte Politische Wissenschaften und unterrichtet an der University von Wisconsin, Green Bay.

JEROME PREISLER

TOM CLANCY'S  
POWER PLAYS 4 -  
*PLANSPIELE*

Nach einer Idee von  
TOM CLANCY und MARTIN GREENBERG

*Roman*

Aus dem Amerikanischen  
von Bernhard Liesen



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE  
Nr. 01/13248

Titel der Originalausgabe  
TOM CLANCY'S POWER PLAYS:  
BIO-STRIKE

*Umwelthinweis:*

Das Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Deutsche Erstausgabe 3/2001  
Copyright © 2000 by RSE Holdings, Inc.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001  
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
Printed in Germany 2001  
Die Bibelzitate auf Seite 28f. stammen aus Psalm 51 (Einheitsübersetzung)  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Satz: Pinkuin Satz und Dateintechnik, Berlin  
Druck und Bindung: Eisnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-17792-4

<http://www.heyne.de>

## Danksagung

Ich möchte folgenden Menschen für ihre Mitarbeit danken: Marc Cerasini, Larry Segriff, Denise Little, John Helfers, Robert Youdelman, Esq., Tom Mallon, Esq.; den großartigen Leuten von Penguin Putnam Inc., einschließlich Phyllis Grann, David Shanks und Tom Colgan; Doug Littlejohns, Kevin Perry und den anderen Helfern des Teams von *Planspiele* sowie den fantastischen Mitarbeitern von Red Storm Entertainment und Holistic Design. Wie immer bedanke ich mich auch bei Robert Gottlieb von der William Morris Agency. Am wichtigsten ist jedoch, dass nun Sie, meine Leser, entscheiden, wie erfolgreich unsere gemeinsamen Bemühungen waren.

*Tom Clancy*



***Scanned by Mik – 11/12/2001***

# 1.

## *Verschiedene Schauplätze 7. Oktober 2001*

In amerikanischen Städten wird das Leben von der Uhr bestimmt. Das gilt besonders für die größten und geschäftigsten Metropolen, wo der Minutenzeiger die Menschen vor sich hertreibt, ohne dass ihnen Zeit zum Verschnaufen bliebe. Um fünf Uhr morgens werden sie vom Lärm der Müllabfuhr aus dem Schlaf gerissen, dann folgen die halbrecherische Fahrt mit der U-Bahn, die dicht gedrängten Verpflichtungen eines vollen Terminkalenders, Geschäftsessen, am frühen Abend der Happy-Hour-Drink in einer Bar, dann wieder der Wettlauf der Pendler - Stationen eines rastlosen Tagesablaufs in der Großstadt, eines tagtäglichen Marathons von Termin zu Termin, wo es nur scheinbar ein Widerspruch ist, wenn man sagt, dass selbst das Unvorhersehbare zu vorhersehbaren Zeiten eintrete.

Hauptsächlich wegen dieses unausweichlichen Festhaltens an einem Zeitplan und der in die Stadt hinein- und aus ihr herausströmenden Menschenmassen war die New Yorker Börse zum Detonationspunkt an der nordöstlichen Küste der Vereinigten Staaten auserkoren worden, zum Epizentrum einer Explosion, die für Tausende von Betroffenen weder hör- noch fühlbar, aber verheerender sein würde als ein Atombombenangriff.

Der Mann in dem dunkelblauen Anzug wirkte genauso unverdächtig wie die Waffe, die er bei sich trug, als er an der George-Washington-Statue auf der Federal Plaza vorbei auf das beeindruckende, im neogriechischen Stil erbaute Gebäude in der Wall Street zuing. Er bewegte sich durch eine Menge von Wertpapierhändlern und Börsenangestellten, die noch pünktlich kommen wollten, bevor auf dem Parkett die Glocke geläutet wurde. Mit einem tabakbrau-

nen Lederaktenkoffer in der rechten Hand stieg der Mann die breite Freitreppe hinauf, schritt an den Ziergiebeln mit den in Stein gehauenen Göttern der Finanzwelt und den Statuen genialer Erfinder vorbei und schlenderte schließlich durch die Eingangshalle in den großen Börsensaal. Dort ging er durch die Masse konservativ gekleideter Männer und Frauen, die auf die Kabinen der Broker, die Börsenstände und die langen Reihen mit Telefonen und Monitoren zuströmten, die die New Yorker Börse mit den nationalen und internationalen Finanzplätzen verbanden.

Als der Mann sich auf dem Parkett umblickte, sah er eine leere Telefonzelle. Unter Einsatz seines Ellbogens kämpfte er sich durch die Menschenmenge darauf zu, betrat die Kabine, stellte den Aktenkoffer neben sich auf den Boden und nahm den Hörer ab.

Die Hand auf die Gabel gelegt, wählte er aufs Geratewohl eine Nummer und tat, als würde er telefonieren.

Er hatte vor, hier zu warten, bis der richtige Zeitpunkt gekommen war.

Ein paar Augenblicke später läutete im Börsensaal die Glocke, und dann lief der Motor der mächtigsten Finanzinstitution des Landes auch schon auf vollen Touren. Das Stimmengewirr um den Mann herum steigerte sich zu einem enthusiastischen Gebrüll, und die Schreie der Aktienauktionäre, die die Bieter aufpeitschten, als würden sie mit Gold oder wertvollen Juwelen handeln, stiegen zur gewölbten Decke auf.

Der Mann war sicher, dass niemand ihm Aufmerksamkeit schenkte. Durch sein der Umgebung angepasstes Äußeres war er praktisch unsichtbar - in den Augen der anderen nur ein weiterer Wertpapierprofi, der nach Bekanntgabe der ersten Kurse Kontakt zu seinem Büro aufnahm.

Den Telefonhörer zwischen Kinn und Schulter geklemmt, beugte er sich vor, um auf einen Schnappverschluss neben einem der beiden Zahlenschlösser des Koffers zu drücken, der sich aber nicht öffnete. Doch das war auch nicht vorgesehen.



Während er sich über den Aktenkoffer beugte, begann durch dessen Seitenwand ein leises Geräusch zu dringen.

Ein Zischen, das dem einer Giftschlange glich.

Der Koffer war jenen umfunktionierten Attache-Aktenkoffern nachgebildet, die die japanischen Behörden auf einem Grundstück der Aum-Shinrikyo-Terroristen gefunden hatten, jener gewalttätigen Extremisten, die 1995 für den Anschlag in der U-Bahn von Tokio verantwortlich gewesen waren. Dabei hatte es ein Dutzend Tote und fünftausend Schwerverletzte gegeben, die mit dem Nervengas Sarin in Berührung gekommen waren. Wie bei der >Erfindung< der japanischen Terroristen gab es auch hier einen kleinen Aerosol-Behälter, einen batteriebetriebenen Mini-ventilator und eine Röhre, die zu einer getarnten Öffnung in der Seitenwand des Koffers führte. Die einzige Verbesserung gegenüber dem japanischen Original war der Schnappverschluss, der als Auslöser diente. Deshalb bestand keinerlei Notwendigkeit, den Deckel des Aktenkoffers zu öffnen. Dadurch verringerte sich das Risiko, ungewollt Aufmerksamkeit zu erregen.

Der Mann in dem dunkelblauen Anzug nahm den Koffer auf, hängte den Hörer ein und mischte sich wieder unter die Menschenmenge. Fast ohne ihn wahrzunehmen, drängte jemand an ihm vorbei, um den Platz in der Telefonzelle zu ergattern. *Gut*, dachte der Mann. In dem allgemeinen Tumult war das Austreten des Aerosols nicht zu hören. Er musste nur ein bisschen im Börsensaal herumspazieren, damit die Substanz sich gleichmäßig verteilte. Dann war sein Job erledigt. Den Rest würden seine Opfer übernehmen, wenn sie später von Termin zu Termin hetzten, sich um fünf Uhr abends mit anderen zum Cocktail trafen oder mit den vollen Zügen oder Bussen nach Hause fuhren. Wenn sie mit Mitarbeitern, Bekannten oder Freunden zusammenkamen, ihre Frauen küssten, ihre Kinder umarmten, sich rastlos und mit hoher Geschwindigkeit bei ihren täglichen Unternehmungen im Kreise drehten, war gewährleistet, dass sie den Job auf sehr effektive Art und Weise vollendeten.

Kurz darauf verließ der Mann die New Yorker Börse und bog in die Broad Street ein. Der Behälter in seinem Aktenkoffer, der den unsichtbaren Wirkstoff enthalten hatte, war jetzt leer. In Gedanken hörte der Mann noch immer das Zischen.

Die Erinnerung ließ ihm die Nackenhaare zu Berge stehen. Man hatte ihm versichert, dass es keinerlei Anlass zur Sorge gab, und der Auftrag war finanziell einträglich genug, um eine eventuell andauernde Unruhe zu kompensieren. Dennoch war er heilfroh, nicht mehr in der Börse zu sein. Selbst die dicke, für die Jahreszeit viel zu warme Herbstluft Manhattans erschien ihm angenehm, weil er wusste, dass er zwar eigentlich nichts zurückgelassen hatte, dass ihm der unsichtbare Wirkstoff aber überallhin folgen konnte.

Wenn das, was er freigesetzt hatte, nicht bereits jetzt bis auf die Straße gedrungen war, würde es mit Sicherheit gleich so weit sein.

Und sehr bald würde der Wirkstoff überall sein.

Der Air Tractor AT-802 ist ein Flugzeug mit Turbinen-Propeller-Strahltriebwerk, das im landwirtschaftlichen Sektor der Luftfahrtindustrie weit verbreitet und am Himmel über Mittelflorida ein vertrauter Anblick ist. Fast siebzig Prozent der landesweit produzierten Zitrusfrüchte werden hier angebaut. An Bord der Maschine befindet sich ein Vorratsbehälter mit einer Kapazität von etwa dreitausend-fünfhundert Litern, der mit den unterschiedlichsten Düngemitteln, Herbiziden, Pestiziden und Fungiziden aufgefüllt werden kann. Unter dem Flugzeugrumpf angebrachte Pumpen befördern die Chemikalien aus dem Vorratsbehälter in an den Flügeln befestigte Tanks, die mit speziellen Öffnungen für flüssige oder trockene Substanzen versehen sind. Durch sie werden die Chemikalien auf die riesigen Orangen-, Grapefruit-, Zitronen- und Limonenplantagen gesprüht.

An diesem Morgen hob eine AT-802 von der Graspiste eines Flugplatzes westlich von Clermont ab, um eine Sub-

stanz zu versprühen, die Welten von den Produkten entfernt war, mit denen es Piloten landwirtschaftlich genutzter Flugzeuge normalerweise zu tun haben. Damit die Qualität des Materials während der Lagerung und des Transports unbeeinträchtigt blieb, war es zu einer extrem feinen, weißlichen Substanz lyophilisiert - gefriergetrocknet - worden, die man mit bloßem Auge für Puderzucker hätte halten können. Dann waren die Partikel in kleine, körnige Kügelchen aus biologisch abbaubarem, organischen Material eingeschlossen worden, das sie haltbarer machte und eine kontrollierte und gleichmäßige Verteilung ermöglichte. Perfekt geglättet und frei dahintreibend entstand bei diesen Mikrokapseln praktisch keinerlei Reibung, und sie würden sich auch nicht elektrostatisch aufladen. Sonst wären sie vielleicht an Objekten haften geblieben, was ein weiteres Ausströmen des Wirkstoffs zur Folge gehabt hätte, verursacht etwa durch Windböen, das Flügelgeschlagen eines Vogels oder die Reifen eines über die Interstate rasenden Sattelschleppers.

Der Hersteller war nur an dem bestmöglichen Resultat interessiert gewesen und hatte sein Ziel erreicht, weil er Millionen investiert hatte. Er wusste, dass auch seine Kunden das Produkt unwiderstehlich finden würden. Folglich war er zuversichtlich, dass sich seine Investition mehr als bezahlt machen würde.

Jetzt legte sich die AT-802-Maschine in gleich bleibend niedriger Flughöhe in die Kurve. Der Wind kam von vorne. Aus seinem Cockpit sah der Pilot unter sich die endlosen Baumreihen, die sich bis zum Horizont erstreckten, die dunkelgrünen Baumkronen mit den orangefarbenen und gelben Früchten, die bald geerntet, verpackt und von Küste zu Küste verschickt werden sollten. Vor ihm befanden sich hochmoderne GPS- und GIS-Displays, die das zu besprühende Gebiet in exakten Koordinaten erfassten, einen Strom von Daten über die äußeren Bedingungen in Echtzeit übermittelten und alle Funktionen des landwirtschaftlich genutzten Spezialflugzeugs überwachten. Nach den Informationen auf den Displays hatte eine meteorologi-

sche Inversion dafür gesorgt, dass sich heute in Bodennähe kühle Luft hielt. Das war ideal, weil so das Puder nicht durch wärmere, aufsteigende Luftströmungen von seinem Ziel weggetrieben werden würde.

Der Pilot flog über die Bäume, einmal, zweimal, noch einmal, wobei die Flügel des Flugzeugs eine dunstige Wolke hinter sich herzogen. Das Aerosol hing in der Luft, zeichnete vor dem Hintergrund des blauen Himmels breite weiße, parallele Streifen, bevor es sich nach und nach verteilte und einen schwachen, milchigen Dunst hinterließ.

Dann rieselte es sanft und langsam auf die Erde herab.

Ein Boeing-747-Jumbojet kann auf Auslandsflügen über vierhundert Passagiere befördern, die jeweils zu zehnt nebeneinander sitzen. Damit ist seine Kapazität weitaus größer als die anderer kommerziell genutzter Flugzeuge. Für Steve Whitford war ein Flug mit der 747 ein äußerst zweifelhaftes Vergnügen, so dass er sich jetzt auf den Zwischenstopp freute, als das Flugzeug in Sydney über die Landebahn rollte.

Whitford hatte in letzter Minute den einzigen noch freien Platz für diesen Flug gebucht und glaubte, dafür zu dankbar sein zu müssen, um sich über die quälende Enge und die fehlende Beinfreiheit beschweren zu können. Dennoch hatte er kaum Zweifel daran, dass das Flugzeug wie eine übervolle Tube mit Plätzchenteig geplatzt wäre, wenn man versucht hätte, auch nur einen weiteren Passagier hineinzuzwängen. Whitford war über einen Meter neunzig groß, dünn wie eine Bohnenstange und hatte extrem lange Beine. Deshalb gab er gern zu, dass er in dieser Hinsicht nicht objektiv war, was an seiner Haltung aber nicht viel änderte. Hieß es nicht: *Niemand kann aus seiner Haut heraus?*

Als guter Rechtsanwalt ließ Steve nie eine Gelegenheit aus, sich auf Präzedenzfälle zu berufen.

»Wir möchten allen, die Australien besuchen oder auf einen Anschlussflug warten, dafür danken, dass Sie sich für unsere Fluglinie entschieden haben. Diejenigen, die

nach dem Zwischenstopp mit uns nach London weiterfliegen, sollten sich die Beine vertreten und die Restaurants, Geschäfte und sonstigen Annehmlichkeiten des Flughafens genießen ...«

Steve löste seinen Sicherheitsgurt und trat auf den Gang, um dem Rat der Lautsprecherstimme zu folgen. Er streckte sich und massierte sich mit den Händen das Genick. Wenn er seine schmerzenden Knochen und seine Beanstandungen ignorierte, musste er zugeben, dass es in diesem Leben Schlimmeres gab, als Schulter an Schulter mit dieser Nachbarin auf dem Fensterplatz dazusitzen.

Er blickte zu der ansprechenden, ungefähr dreißigjährigen Blondine hinüber, die dem wieder belebten Hippie-Look die Ehre gab: Sie trug ein Farmerhemd, oben eng geschnittene Jeans mit Schlag und große, runde rote Ohringe mit Punktmuster. Mit seinen vierundvierzig Jahren konnte Steve sich an eine Zeit erinnern, wo diese Art von Klamotten sich noch nicht *so formvollendet* an den Körper angeschmiegt hatten, als wären sie direkt aus der angesagten Boutique eines Modedesigners gekommen.

Nicht, dass ihr die Sachen nicht gut gestanden hätten. Tatsächlich war ihm schon in Hongkong, als er das Flugzeug bestiegen hatte, sehr wohl aufgefallen, *wie* gut sie aussah, und er hatte sofort nach dem Start versucht, sie in ein Gespräch zu ziehen. Während der belanglosen Plauderei hatte er überprüft, ob sie einen Ehering trug. Ein schneller Blick hatte gezeigt, dass dies nicht der Fall war. Dann hatte er einzuschätzen versucht, ob sie vielleicht später an einer etwas vertrauteren Unterhaltung Interesse zeigen würde. Steve stellte sich vor und erzählte, dass er als Rechtsanwalt in Asien für einen in Massachusetts ansässigen Spielzeughersteller Patent- und Lizenzfragen erörtert hatte und jetzt im Begriff war, in London ein paar Tage auszuspannen, bevor die berufliche Schinderei wieder losgehen würde. Daraufhin stellte sie sich als Melina vor, nannte aber weder ihren Nachnamen, noch fragte sie nach seinem. Ihr Englisch hatte einen leichten Akzent, den er mit keiner bestimmten Nationalität in Verbindung bringen

konnte. Der Name klang irgendwie exotisch, besonders ohne den dazugehörenden Nachnamen. Wie es für Alleinreisende bisweilen typisch ist, überlegte er, ob sie eine Schauspielerin oder ein Popstar war.

Auf jeden Fall war sie zwar zurückhaltend, aber doch freundlich. Sie antwortete auf seine Bemerkungen über das Wetter, die verspätete Landung und das lausige Essen im Flugzeug, gab dabei aber nicht viel über sich selbst preis. Wenn er darüber nachdachte, kam sie ihm fast verschlossen vor, obwohl er wahrscheinlich zu viele Tage mit juristischen Auseinandersetzungen hinter sich hatte, um noch ein vernünftiges Urteil fällen zu können.

Jetzt zog Whitford seine Reisetasche aus dem Gepäcknetz und nahm sich vor, ein Restaurant zu suchen, ein halbwegs anständiges Menü zu verzehren und sich dann auf der Toilette mit etwas Eau de Toilette für den nächsten langen Abschnitt der transkontinentalen Reise frisch zu machen. Noch immer spielte er unentschlossen mit dem Gedanken, Melina zum Essen einzuladen. Warum sollte er ihre Reserviertheit als Brüskierung auffassen? Es war doch verständlich, dass eine allein reisende Frau vorsichtig war, wenn ein Fremder sie ansprach. Außerdem war eine freundliche Einladung nichts Unanständiges.

Vom Gang aus blickte er sie an. Sie saß noch auf ihrem Platz und zog aus ihrer Handtasche einen Füllfederhalter und eine Papiertüte hervor, auf der in silbernen Buchstaben *Geschenkartikel* stand. Dann nahm sie ein paar Postkarten aus der Tüte. Es sah ganz so aus, als wollte sie während des Zwischenstopps im Flugzeug bleiben ... wenn er sie nicht vom Gegenteil überzeugen konnte.

Whitford atmete tief durch und beugte sich zu ihr vor. »Entschuldigen Sie, aber ich habe mich gerade gefragt, ob wir nicht zusammen eine Tasse Kaffee trinken und auf die Schnelle einen Happen essen könnten? Geht auf meine Rechnung.«

Ihr Lächeln war höflich, nicht mehr, aber auch nicht weniger. »Vielen Dank, aber ich muss ein paar Postkarten schreiben.« Sie legte die Karten vor sich auf den ausklapp-

baren kleinen Tisch. »Das gehört zu den Dingen, die man leicht vergisst.«

»Warum nehmen Sie die Postkarten nicht einfach mit? Vielleicht inspiriert sie ein kleiner Ortswechsel, und Sie können dann besser oder schneller schreiben.«

Ihr kühles, unverändertes Lächeln war schon an sich eine Zurückweisung, die ihre knappe Antwort eigentlich überflüssig machte. »Nein, ich bleibe hier.«

Steve beschloss, etwas zu unternehmen, um sein Gesicht zu wahren. Wenn die Maschine erneut gestartet war, würden sie ungefähr weitere sieben Stunden nebeneinander sitzen, und er wollte nicht in eine unangenehme Situation geraten.

Er wies mit dem Kopf auf die Postkarten. »Wahrscheinlich haben Sie einen ganzen Stapel davon.«

»Genau.« Melina blickte ihn an. »Sie wissen ja, wie das mit den Verpflichtungen so ist - sie sind unsere kleinen Plagen.«

Steve sah sie an. *Aber sicher, ganz wie Sie meinen*, dachte er.

Nachdem er sich verabschiedet hatte, reihte er sich auf dem Gang in die Schlange der anderen Passagiere ein, die zum Ausgang wollten.

Ihr Blick folgte ihm, bis er das Flugzeug verlassen hatte, dann machte sie sich eilig an die Arbeit.

Sie schraubte ihren Füllfederhalter auf und legte ihn dann neben die Postkarten auf das Tischchen. Die Tintenpatrone war aus Metall und oben über der Öffnung zum Nachfüllen mit einer kleinen Plastikkappe versehen. Sie bewegte die Kappe hin und her, um die Patrone zu lösen, zog sie dann aus dem Füller und legte dessen untere Hälfte zu den anderen Gegenständen.

*Kleine Plagen*, dachte sie. Ihr Boss, der zugleich ihr Liebhaber war, hätte diese Worte vielleicht zu schätzen gewusst, wenngleich er es mit Sicherheit nicht gemocht hätte, wenn sie sie laut aussprach.

Mit Daumen und Zeigefinger nestelte sie an der Kappe herum und zog sie dann geschickt aus der Patrone heraus.

Während sie sorgfältig darauf achtete, dass sie von niemandem beobachtet wurde, hielt sie die Patrone von ihrem Körper weg, drehte sich um und tippte mit einer Fingerspitze darauf. Sofort verteilte sich eine puderartige weiße Substanz in der zirkulierenden Luft. In neueren Passagiermaschinen hätten hochgradig effektive Filteranlagen vielleicht eine beträchtliche Menge des Verseuchungstoffes geschluckt, aber sie wusste, dass die Lüftungssysteme der in die Jahre gekommenen 747-Flotte ihn einsaugen und mit der Sauerstoffversorgung des Flugzeugs ausspucken würden.

Wenn die mikroskopisch kleinen Kapseln in die Atemwege der Crewmitglieder und Passagiere eindringen, würde der in ihnen schlummernde Wirkstoff freigesetzt und dann von Mensch zu Mensch, von Flughafen zu Flughafen und von Stadt zu Stadt übertragen werden, über Landesgrenzen und Kontinente hinweg. Da die Menschen nicht darauf vorbereitet waren, würde der Wirkstoff das Werk vollenden, um dessentwillen er erschaffen worden war.

Er würde immer mehr Menschen anstecken und in ihren Körpern schmoren, bis schließlich ein verheerendes, nicht mehr zu löschendes Feuer loderte und die ganze Welt erfasste.

Als die blonde Frau auf die Uhr blickte, beschloss sie, dass es am besten wäre, sich auf den Weg zu machen.

Sie zog eine Ersatz-Tintenpatrone aus der Handtasche, schob sie in den Füller und verstaute die unbeschriebenen Postkarten und die Papiertüte aus dem Geschenkartikel-laden. Als sie diese mit dem Füller in ihre Handtasche gepackt hatte, versah sie die leere Tintenpatrone wieder mit der Kappe und verstaute sie in der Tasche ihres Sweaters, um sich ihrer später zu entledigen. Da bemerkte sie, dass etwas von der puderartigen Substanz auf das kleine Tischchen gefallen war, und blies die Rückstände weg. Die Partikel trieben in den künstlichen Luftstrom innerhalb des Flugzeugs.

Sie nickte befriedigt - ihr Job war erledigt.



Nachdem sie das kleine Tischchen hochgeklappt hatte, stand sie auf und betrat den Gang. Außer einer Hand voll Passagiere und einem männlichen Flugbegleiter war die Maschine verwaist. Er stand in der Nähe des Ausgangs, und sie lächelte ihm zu, als sie das Flugzeug verließ.

Der Flugbegleiter erwiderte ihr Lächeln, und in seinem Blick schien etwas Bewunderung mitzuschwingen.

Im Terminal blickte sie auf die Monitore, die die Start- und Landezeiten verzeichneten. Ihre nächste Maschine sollte in gut zwei Stunden starten. Es würde der siebte und letzte Flug sein. Sie wusste, dass es mit dieser Zahl keine zufällige Bewandtnis hatte. Nein, es war zweifellos eine dämonische Idee, der Einfall jenes teuflischen Menschen, dem sie sich freiwillig, ja zwanghaft mit Leib und Seele verschrieben hatte.

*Kleine Plagen. Sieben, dann noch ein paar.*

Die Flüge rund um die Welt hatten sie ermüdet, sogar erschöpft. Aber sie hatte sich fast des gesamten Wirkstoffs entledigt, und nach dem Flug nach Frankfurt wäre sie auch den Rest der gefährlichen Substanz los.

In der Zwischenzeit konnte sie einen Ort suchen, wo sie sich etwas entspannen und vielleicht eine Kleinigkeit essen konnte. Allerdings musste sie darauf achten, nicht ihrem Nachbarn aus dem Flugzeug zu begegnen.

Es blieb ihr noch genug Zeit, bevor sie erneut einchecken musste.

Weil das menschliche Auge nur sehen kann, vertraut es dem, was es sieht, und weil es stets bemüht ist, uns über einen nicht beschwerlichen Weg zu geleiten, wird es das Ungewöhnliche häufig ausblenden, um sich dem Vertrauten zuzuwenden. Deshalb ist das menschliche Auge leicht zu täuschen.

Ein Makler in einem Businessanzug im Finanzviertel von Manhattan, ein Flugzeug zum Versprühen von Chemikalien über dem offenen Land und der weibliche Passagier eines Flugzeugs, der während eines Zwischenstopps die Zeit damit tots schlägt, ein paar Postkarten zu schrei-

ben ... All das sind vertraute und alltägliche Anblicke, aber hinter dem äußeren Anschein kann sich etwas anderes verbergen, und die Tarnung soll unser gutgläubiges Auge betrügen.

Im kalifornischen San José versprühte ein Reinigungswagen der Stadtverwaltung mit einem zusätzlichen Tank an der schweren Karosserie das Aerosol im Zielgebiet. Er fuhr mit orangefarben flackernden Blinklichtern durch die Rosita Avenue, und während er mit sich drehenden Bürsten und Wasser die Rinnsteine und Bordsteinkanten säuberte, strömte aus seinem zweiten Tank die im Labor hergestellte Substanz.

Weil es nur eine Szene war, wie sie sich tagtäglich in irgendeiner beliebigen Stadt abspielt, schenkten die Passanten dem Wagen nur wenig Aufmerksamkeit. Er war nur eine kaum wahrnehmbare Störung, eine momentane Verzögerung bei ihren morgendlichen Verpflichtungen. Autofahrer wechselten die Fahrspur, um dem Verkehrshindernis auszuweichen, Fußgänger traten auf den Bürgersteig zurück, damit sie nicht von den rotierenden Bürsten erfasst wurden, und sie sprachen zwar etwas lauter, als der Wagen vorbeifuhr, ignorierten ihn sonst aber.

Als sie das unsichtbare Aerosol einatmeten, brachten sie das leichte Nasenjucken oder das Kratzen in der Kehle lediglich mit dem aufgewirbelten Straßenstaub in Verbindung. Sie verteilten die mikroskopisch kleinen Partikel mit ihren Schuhsohlen, trugen sie auf ihrer Haut und ihrer Kleidung mit sich herum und schickten sie auf zahllose weitere Übertragungswege, wenn sie ihre Zeitungen mit Geldscheinen bezahlten.

Ihre Augen sahen nichts Ungewöhnliches, es gab keinerlei nennenswerte Unterbrechung ihres geordneten und durchschnittlichen Lebens. Deshalb setzten sie den Weg zu ihrem Arbeitsplatz fort, ohne die geringste Ahnung, dass sie von einer gänzlich neuen und tückischen Infektion befallen waren. Viele von ihnen gingen durch die Rosita Avenue auf den hohen, schlanken Büroturm zu, in dem sich das berühmte Hauptquartier von UpLink Inter-

national befand, dem weitaus größten Arbeitgeber der Stadt.

Und es war wohl kaum ein Zufall, dass der Reinigungswagen in dieselbe Richtung fuhr.

Als seine Tochter ihn auf dem Rückweg vom Gerichtsgebäude anrief, wusste Roger Gordian nicht, was er sagen sollte. Da spielte es auch keine Rolle, dass das Ergebnis der Verhandlung schon lange festgestanden und er monatelang Zeit gehabt hatte, sich auf die Neuigkeiten vorzubereiten. Und es half ihm auch nicht weiter, dass er daran gewöhnt war, sich mit Unternehmensbossen und Staatschefs aus der ganzen Welt zu unterhalten, und zwar häufig unter heiklen Bedingungen, wo man schnell denken und reden musste. Doch Julia war seine Tochter. Ihm fehlten die Worte zum Teil auch deshalb, weil sich alles, was er während der letzten paar Monate zu ihr gesagt hatte, als gänzlich falsch erwiesen hatte. Das hatte zu mehr als nur einem Scharmützel zwischen ihnen geführt. Erneut hatte Gordian dagegen ankämpfen müssen, sich wie der fürsorgliche Vater einer noch nicht erwachsenen Tochter zu gebärden, weil er wusste, dass seine Tochter den Spieß umdrehen und ihn jedes seiner Worte einholen würde. Hätte er der Versuchung nachgegeben, dann wäre das im Hinblick auf ihre Beziehung gedankenlos, unfair und fatal gewesen. Julia war eine bemerkenswert fähige dreund-dreißigjährige Frau, die bereits seit vielen Jahren ihr eigenes Leben lebte, und sie hatte etwas Besseres als abgestandene väterliche Ratschläge verdient, so schwierig das manchmal für ihn auch einzugestehen sein mochte ...

»Es ist vorbei, die Scheidung ist über die Bühne«, unterrichtete sie ihn über Handy. »Die Papiere sind unterschrieben, und wahrscheinlich werde ich in zwei Wochen Kopien bekommen.«

Das hatte sie vor vier Sekunden gesagt.

Mittlerweile waren fünf verstrichen.

Gordian zog sich der Magen zusammen.

Er wusste nicht, was er entgegenen sollte.

Sechs Sekunden ...

In seinem stillen Büro hörte er das Ticken der Uhr.

Von seinem Naturell her gehörte Gordian nicht zu den Menschen, die sich laufend selbst beobachteten. Seine Gedanken und Gefühle erschienen ihm als ziemlich unkompliziert. Er liebte seine Frau, seine beiden Töchter und seine Arbeit - die Arbeit etwas weniger. Dennoch hatte sie seit ein paar Jahren zu viel Zeit in Anspruch genommen, und seine Familie hatte sich ins Abseits gedrängt gefühlt, besonders seine Frau. Aber damals begriff er nicht, wie sehr sie sich vernachlässigt fühlte.

Es hatte so viel zu tun gegeben. Ein hartes Jahrzehnt lang hatte er gebraucht, um aus dem Nichts sein Elektronikunternehmen aufzubauen. Schon in frühen Jahren hatte man ihm beigebracht, dass es im Leben wichtig war, sein Brot zu verdienen und eine Familie ernähren zu können. Sein Vater starb, bevor der Begriff Qualitätszeit geprägt wurde, aber es war auch fraglich, ob Thomas Gordian in der Lage gewesen wäre, den dahinter stehenden Gedanken zu begreifen. Er war zu sehr damit beschäftigt, in einer Fabrik für Industriemaschinen zu schuften, bis er eine dicke Hornhaut an den Fingern hatte. Seit dem sechzehnten Lebensjahr verdiente er dort, nachdem er die Highschool verlassen hatte, um seine unter der wirtschaftlichen Depression leidende Familie zu unterstützen, ein bescheidenes, aber regelmäßiges Einkommen. In den Augen von Gordians Vater verlieh man der Liebe zu seiner Familie dadurch Ausdruck, dass man einen Lohnzettel nach Hause brachte, und diese Verbissenheit eines einfachen Arbeiters prägte sich seinem einzigen Sohn tief ein. Daran änderte sich auch nach dessen Rückkehr aus Vietnam nichts, als er mithilfe von Krediten und einer Hand voll weitsichtiger Investoren für den Schleuderpreis von zwölf Millionen Dollar eine ins Wanken geratene, von Schulden geplagte Firma namens Global Technologies kaufte, die in San José ansässig war.

Der Erfolg dieses gewagten Spiels übertraf Gordians Hoffnungen weit. In weniger als einem Jahrzehnt verwan-

delte er Global Technologies in einen Silicon-Valley-Giganten, der über eine große Anzahl von außergewöhnlich erfolgreichen Patenten auf dem Sektor der Verteidigungsindustrie verfügte. Er bekam einen Auftrag nach dem anderen und arbeitete härter als je zuvor, damit das auch so blieb. Er setzte die technologischen Innovationen, die die Entwicklung hochmoderner militärischer GAPSFREE-Systeme für lückenlose Aufklärung und Zielgenauigkeit mit sich brachten, sinnvoll ein, um sein Unternehmen im Bereich ziviler Satellitenkommunikation an die Spitze zu bringen. Dann taufte er die Firma auf den neuen Namen UpLink International.

Er verdiente viel Geld und ernährte seine geliebte Familie. Tatsächlich verdiente er sehr viel mehr Geld, als er je benötigen würde.

Und deshalb blickte er nach vorne und fand einen neuen Grund, auch weiterhin hart zu arbeiten.

Als Global Technologies im Jahr 1990 zu einem multinationalen Konzern geworden war und von *Fortune* zu den fünfhundert führenden Unternehmen gerechnet wurde, konzentrierte sich Gordian auf ein Ziel, das seine Frau >Der Traum< nannte. Es basierte auf einer Idee, die genauso unkompliziert wie Gordians Persönlichkeit war: keine Freiheit ohne frei zugängliche Informationen. Das war zwar kein origineller Geistesblitz, aber seine Leistung bestand darin, wie er eine abstrakte Idee in konkrete Resultate verwandelte. Als Chef des weltweit größten zivilen Telekommunikations-Netzwerks war er in der Lage, Menschen den Zugang zu Informationen zu ermöglichen. So konnte er besser als mit jeder harten Währung Millionen zu einem besseren Leben verhelfen, und zwar besonders dort, wo sich totalitäre Regimes an der Macht hielten, indem sie das genaue Gegenteil taten. Sie schlossen ihre Untertanen von der Kommunikationstechnologie aus und enthielten ihnen jenes Wissen vor, das ihnen vielleicht helfen würde, den Würgegriff der Unterdrückung abzuschütteln. Die Geschichte hatte den Beweis erbracht, dass dem radikalen Sturz einer Regierung fast immer eine leisere

Revolution des sozialen Bewusstseins vorausging, und die alte Weisheit, dass Demokratie ansteckend wirke, wurde dadurch nicht weniger wahr, dass sie häufig als populistische politische Parole missbraucht worden war.

Erneut übertrafen Gordians Triumphe seine Erwartungen bei weitem. Ironischerweise drangen Ashleys Signale, mit denen sie ihrem Leid Ausdruck zu verleihen suchte, wegen der Fülle von humanitären Zielen, die er verfolgte, nicht zu ihm durch. Zumindest so lange nicht, bis sie ihn mit Worten, an die er sich bis ans Ende seiner Tage erinnern würde, zum Zuhören zwang.

*»Mir ist klar, dass das, was du auf dem Weltmarkt erreicht hast, für Menschen in aller Herren Länder sehr wichtig ist. Ich weiß, dass das deine Berufung ist und dass du ihr folgen musst. Allerdings weiß ich nicht, ob ich stark genug bin, um zu warten, bis du deine Aufgabe erfüllt hast.«*

Ihre erschütternden und unvergesslichen Worte zwangen ihn, sich selbst ins Gesicht zu sehen und schwer akzeptierbare Wahrheiten zu erkennen. Weitaus wichtiger war, dass seine Selbsterkenntnis seine Ehe rettete.

Zu dieser Zeit hatte er noch nicht begriffen, wie viel Glück er gehabt hatte.

»Bist du noch dran, Dad? Ich bin auf der Autobahnauffahrt, und es ist ziemlich laut hier ...«

»Am Apparat, Honey.« Gordian versuchte, sich zu konzentrieren. »Ich bin einfach nur glücklich, dass der schlimmste Teil dieser schweren Prüfung hinter dir liegt und dass du jetzt ein neues Leben beginnen kannst.«

»Amen.« Sie lachte rau. »Weißt du, was passiert ist, nachdem wir den Gerichtssaal verlassen hatten? Nach all dem, was wir durchgemacht haben, nach den juristischen Auseinandersetzungen und den hässlichen Vorfällen, hat er mich gebeten, mit ihm essen zu gehen, und zwar in dem italienischen Restaurant, das wir früher manchmal besucht haben.«

Plötzlich schwieg Julia.

Gordian wartete, während er mit einer Hand den Hörer umklammerte. Das raue und humorlose Lachen hatte ihn

alarmiert. Es war, als hätte er gehört, wie eine dünne Glas-  
scheibe aufgrund extremer Kälte brach.

»Vermutlich«, sagte seine Tochter schließlich, »wollte er  
bei Wein und Pasta unsere Zukunft als Singles feiern.«

Als er seine Körperhaltung veränderte, hörte Gordian  
das Quietschen seines Bürostuhls. Statt des Gattungswor-  
tes *er* hatte Julia früher immer den Vornamen Craig be-  
nutzt. Sieben Jahre lang war Craig ihr Mann gewesen.  
Noch immer war unklar, weshalb sie sich getrennt hatten.  
In seiner Scheidungsklage hatte Craig von nicht mehr  
überbrückbaren Differenzen gesprochen, ohne weiter ins  
Detail zu gehen. Als sie während der letzten Monate bei  
ihren Eltern gewohnt hatte, sprach Julia gelegentlich da-  
von, dass sie wegen seiner Karriere häufig voneinander  
getrennt gelebt hätten und dass sie sich einsam gefühlt  
habe. Obwohl Craig eigentlich freiberuflicher Bauinge-  
nieur war, arbeitete er in letzter Zeit für große Ölfir-  
men. Seine Spezialität war die Planung fest verankerter Off-  
shore-Bohrplattformen, und er verbrachte häufig mehrere  
Wochen vor Ort, um den Bau zu überwachen - mal in  
Alaska, mal in Belize. Seine Abwesenheit trug zweifellos  
zu ihren Problemen bei, aber Gordian vermutete, dass das  
nicht alles war. Wenn Julia sich vernachlässigt gefühlt hat-  
te, warum hatte dann Craig die Scheidung eingereicht?

Gordian hatte sie nicht zu Antworten genötigt, und Ju-  
lia hatte von sich aus weder ihm noch Ashley gegenüber  
viel preisgegeben. Sie behauptete, dass es keine Seiten-  
sprünge gegeben habe, und ihre Eltern versuchten, ihr zu  
glauben. Aber warum war sie ihnen gegenüber so ver-  
schlossen? Waren die Gründe zu schmerzhaft, um ande-  
ren davon zu erzählen? Oder war Julia sich selbst noch  
nicht darüber im Klaren?

Erneut rutschte Gordian auf seinem Schreibtischstuhl  
herum. »Was hat du geantwortet?«

»Gar nichts. Ich konnte es nicht fassen. Aber warte nur,  
es kommt noch besser. Während ich ihn sprachlos anstarr-  
te, versuchte er, mich zu küssen. Auf die Lippen. Sobald  
ich begriff, was er tat oder zu tun *versuchte*, wandte ich den

Kopf ab, und der KUSS landete auf meiner Wange. Ich musste mich schwer beherrschen, sie nicht abzuwischen. Wie ein Kind, das von irgendwelchen alten Verwandten abgekutscht wird, die es kaum kennt.«

»Und dann?«

»Dann hat er den Rückzug angetreten und mir Glück gewünscht, bevor wir beide unserer Wege gingen. Mein Gott, es war so unangenehm und entwürdigend.«

Gordian schüttelte den Kopf. »Ein erster Versuch, die schlimmen Gefühle zu überwinden. Sein Verhalten war unbedacht und unangemessen, und er hatte keine Ahnung, wie du reagieren würdest. Aber ich nehme an, dass er gute Absichten hatte.«

»Im Scheidungsvertrag wollte er darauf bestehen, dass er die beiden Windhunde bekommt. Hätte ich damals nicht im Tierheim die Papiere unterschrieben, die schwarz auf weiß bestätigen, dass ich die Besitzerin der Hunde bin, hätte er mir Jack und Jill weggenommen. Und *das* werde ich ihm nie vergessen.«

Gordian versuchte, sich eine Antwort einfallen zu lassen. Schließlich konnte er nur wiederholen, was er schon zuvor gesagt hatte. »Jetzt ist es vorbei, Julia. Du kannst dein Leben in die eigenen Hände nehmen. Deshalb sollten wir glücklich sein.«

Es folgte eine weitere bedeutungsschwangere Gesprächspause. Vom anderen Ende der Leitung her hörte Gordian Autos hupen. Er wünschte, dass Julia nicht darauf bestanden hätte, allein in den Gerichtssaal zu gehen, wünschte, dass sie nicht allein im Auto saße, weil ihre Stimme so beunruhigend klang ...

»Lass uns wegen der chaotischen Verkehrslage jetzt besser Schluss machen«, sagte Julia. »Ich werde rechtzeitig zum Abendessen zu Hause sein.«

Aber es ist noch nicht einmal neun Uhr morgens, dachte Gordian. »Bis dahin sind es noch ein paar Stunden«, erwiderte er. »Was machst du den ganzen Tag?«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen.

Er wartete und fragte sich, ob sie ihn verstanden hatte.



Dann klang ihre Stimme plötzlich hart. »Soll ich dir einen detaillierten Terminplan durchgeben?«

Gordian runzelte irritiert die Stirn und umklammerte den Telefonhörer noch fester. »Ich meinte ja nur, dass ...«

»Ich kann dir vom nächsten öffentlichen Fax eine Liste schicken und dich um deine Zustimmung bitten.«

In seinem leeren Büro winkte Gordian mit einer frustrierten Handbewegung ab. Seim Magen zog sich noch fester zusammen. »Julia ...«

»Ich bin erwachsen und finde nicht, dass du im Voraus eine komplette Liste von den Dingen brauchst, die ich zu tun gedenke«, unterbrach sie ihn.

»Bleib dran, Julia ...«

»Bis später.«

Damit war das Gespräch beendet.

*Du hast es vermasselt, rügte Gordian sich selbst. Irgendwie hast du es wieder mal geschafft, es zu vermasseln.*

Aber er konnte nicht sehen, was er falsch gemacht haben sollte.

Viele Stockwerke unterhalb seines Büros, auf der Rosita Avenue, fuhr ein Reinigungswagen an dem Gebäude vorbei, während Gordians Angestellte an ihrem Arbeitsplatz eintrafen. Doch er hätte die lauten Geräusche des Fahrzeugs auch dann nicht wahrgenommen, wenn sie bis zu seinem Büro hinauf und durch die schweren, vom Boden bis zur Decke reichenden Fenster gedrunken wären. Er saß allein an seinem Schreibtisch, noch immer den Hörer in der Hand haltend, aus dem niemand mehr zu ihm sprach ...

Der Rest der Welt schien in eine unermesslich weite Ferne entrückt zu sein.

## 2.

### *La Paz, Bolivien*

*15. Oktober 2001*

Im Zentrum von La Paz, auf dem großen Markt, der sich von den höher gelegenen Stadtteilen bis in das moderne Geschäftsviertel hinein erstreckt, kann man über die armseligen kleinen Hütten an den Abhängen hinweg drei der fünf schneebedeckten Hügel des Illimani sehen, die einen großen Teil des Anden-Himmels verdecken. Diesen Anblick wird kein Besucher der Stadt jemals vergessen. Selbst die einheimischen Aymara, denen die Erinnerungen an die blutige Invasion der Inkas noch präsent sind, betrachten die Gipfel mit Ehrfurcht und Respekt.

Ein von einer Motorradeskorte begleiteter Wagen der Staatspolizei fuhr in südöstlicher Richtung über die Avenida Villazón auf die breite Gabelung der Straße zu, die knapp einen Kilometer hinter der Universidad Mayor San Andres liegt, und bog dann in die Avenida Anicento Arce ab, Richtung Zona Sur. In Calocoto und anderen Vorstädten, tief in der Schlucht verborgen gelegen, lebten die reichen Bürger der Stadt, vor den beißend kalten Höhenwinden geschützt, hinter hohen Toren in protzigen Landhäusern und herrschaftlichen Villen aus Adobeziegeln, die Gebäude aus Hollywood-Filmen imitierten.

Auf dem Rücksitz des Polizeiautos saß ein schlanker, asketisch wirkender Mann in einer Offiziersuniform, der fast die ganze Fahrt über zu Boden geblickt hatte, während eine seiner knöchigen Hände neben ihm auf einer Tasche ruhte. Seine Lippen bewegten sich, weil er fast permanent vor sich hinflüsterte. Nur zweimal hatte er aus dem Fenster geblickt: zum ersten Mal rein zufällig, als der Wagen an der Calle Sagárnaga vorbeigekommen war, wo sich wie üblich die Kunden des Hexenmarkts drängten. Dort wurden unter freiem Himmel Talismane, Zaubertränke, Puder und - wegen ihrer angeblich Glück versprechenden Kräfte - mumifizierte Lama-Föten angeboten, bei denen sich

verwesende Haut über die noch kaum ausgebildeten Knochen spannte. Ihr deformierter Zustand erinnerte an den Ausdruck des letzten Stadiums eines Todeskampfes, den er auch konservierte. Dort spazierten verarmte einheimische Mütter mit traditionellen Kopfbedeckungen und Schals neben wohlhabenden, nach der neuesten Pariser oder Mailänder Mode gekleideten Frauen einher. Diese Angehörigen unterschiedlichster sozialer Klassen einte vielleicht einzig und allein die Furcht vor oder ihre Verehrung für vorchristliche Gottheiten. Schamanistische Heiler, *Yatiri* genannt, hielten nach potenziellen Kunden Ausschau, wobei sie deren Vermögen in bolivianischen oder nordamerikanischen Dollars abschätzten und klug entschieden, wie viel sie verlangen konnten, wenn sie ihnen ihr Schicksal weissagten oder ihnen faule Zauberkünste vorführten.

Der Mann im Fond des Wagens hatte nur missbilligend die Stirn gerunzelt. Einen Großteil seiner Zeit verbrachte er unter den Ärmsten der Armen. Er wusste, dass sie sich aus Unwissenheit und Verzweiflung an den uralten Aberglauben klammerten. Aber die wohlhabende, gut ausgebildete Elite, was für Gründe hatte sie? Sie setzte auf verschiedene Glaubensrichtungen, wie man Geld bei verschiedenen Banken anlegte, teilte ihre religiösen Sympathien gleichsam in kleine Portionen auf. Glaubte diese Elite vielleicht, alle Götter für sich einnehmen zu können, wenn sie nicht ganz auf eine Gottheit setzte?

Die Eskorte hatte jetzt die Calle Sagárnaga hinter sich gelassen und fuhr über den Boulevard, der dem hier unterirdischen Verlauf des Choqueyapu-Flusses bis in die Außenbezirke der Stadt folgte. Als der Mann ein zweites Mal flüchtig aus dem Fenster schaute, sah er die Slums am Abhang des Berges. Auf den ersten Blick schien dies eine Beleidigung des göttlichen Plans zu sein. Himmel und Hölle waren praktisch vertauscht worden: Denen, die unten lebten, fehlte es an nichts, denen auf dem Berg an allem. Aber auf diese Weise ignorierte man die subtilere visuelle Botschaft des Illimani im Hintergrund, dessen spitze

weiße Gipfel an Gottes Allmacht und daran erinnerten, dass auch Gott seine Zähne zeigen konnte.

Während er den Kopf senkte, bereitete sich der Mann innerlich auf die nächste halbe Stunde vor. Seine Finger lagen gespreizt auf der Tasche, als er aus dem Gedächtnis leise die vorgeschriebenen Verse zitierte.

Jetzt wechselte der Wagen auf die rechte Fahrbahn, verlangsamte das Tempo und bog dann in einen Kreisverkehr ein. Vor und hinter ihm verringerten die das Auto flankierenden Motorradpolizisten ihre Geschwindigkeit. Am Ende der Auffahrt sah er das große graue Krankenhaus, den gepflegten Rasen, die Wege mit den Steinplatten, die Bänke im Schatten und den glitzernden Springbrunnen, dessen Nieselregen vom Sonnenlicht in kleine Regenbögen verwandelt wurde.

Das Hospital de Gracia war die modernste und am besten ausgestattete medizinische Einrichtung in ganz Bolivien, und seine Ärzte hatten die besten Referenzen. Wie die luxuriösen Häuser in der Nachbarschaft war auch das Krankenhaus mit Geld gebaut worden, das aus dem illegalen Kokainhandel stammte. Erschwinglich war die Behandlung hier nur für die Mächtigen und Privilegierten.

Was für eine Ironie des Schicksal lag daher darin, dass der Patient, der unter absoluter Geheimhaltung vor zehn Tagen eingeliefert worden war, vor der ganzen Nation geschworen hatte, die Drogenkartelle auszumerzen und jenen mysteriösen Ausländer namens *El Tio* zu fangen und anzuklagen, der die Kartelle unter seine Kontrolle gebracht hatte.

Der Mann in der *Officiales*-Uniform versank noch tiefer in seine lateinischen Rezitationen:

»*Averte faciem tuam a peccatis meis, et omnes iniquitates meas dele ...*

Verbirg dein Gesicht vor meinen Sünden, tilge all meine Frevel ...

*Cor mundum crea in me, Deus, et spiritum rectum innova in visceribus meis ...*

Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, beständigen Geist ...

*Ne proicias me a facie tua, et spiritum sanctum tuam ne auferas a mei!*

Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!«

Der Konvoi fuhr vor dem Haupteingang des Krankenhauses vor, wo ausreichend Parkraum reserviert worden war, und die Motorradpolizisten stellten ihre Maschinen ab. Einer der Fahrer ging zu dem Auto, um dem Uniformierten die Tür zu öffnen. Dieser griff nach seiner Tasche und ließ sich dann aus dem Wagen helfen. Es war fast spürbar, dass die Insassen anderer Autos auf dem Parkplatz ihn durch die getönten Scheiben anblickten.

*Das war zu erwarten, dachte er. Jede Menge Leute von der Geheimpolizei.*

Mit noch immer leicht geneigtem Kopf schritt er die Stufen vor dem Eingang des Krankenhauses hinauf, von seiner Eskorte flankiert, die sich unbehaglich zu fühlen schien, während er weiterhin die Verse des 51. Psalms vor sich hinflüsterte, Zeilen aus der *Bitte um Vergebung und Neuerschaffung*, einem der Bittgebete für die Sterbenden.

*»Libera me de sanguinibus, Deus.*

Befrei mich von Blutschuld, Herr ...«

Eine feierliche Delegation, die sich aus den Leitern des Krankenhauses und Ärzten in weißen Kitteln zusammensetzte, erwartete die Besucher in der Eingangshalle und geleitete sie dann zu den Aufzügen. Auf Formalitäten wurde weitestgehend verzichtet. Am Kopf des Korridors waren zwei Soldaten in graugrünen Tarnanzügen postiert, die mit Maschinenpistolen bewaffnet waren und Abzeichen der Fuerza Especial de Lucha Contra el Narcotráfico (FELCN) trugen, der Eliteeinheit des Militärs, die den illegalen Drogenhandel bekämpfte.

Nachdem die Soldaten hastig die Ausweise der Besucher überprüft hatten, zeigten sie auf einen Aufzug, der von einem weiteren Wachtposten der Elitetruppe bedient

wurde. Er drückte auf einen beleuchteten Knopf, und sie fuhren in den dritten Stock hinauf.

Ein paar Augenblicke später öffneten sich die Türen des Lifts wieder, und die Besucher gingen auf die Intensivstation zu.

In einem Vorzimmer wartete Humberto Marquéz, der designierte Vizepräsident. Er kam auf den Mann in der Uniform zu und begrüßte ihn mit einem festen Händedruck.

»Danke, dass Sie so schnell gekommen sind«, sagt er. »Und auch dafür, dass Sie die ungewöhnlichen Sicherheitsmaßnahmen ertragen haben, die erforderlich waren, um Sie hierher zu bringen.«

»Wenn es doch bloß nicht notwendig gewesen wäre.«

»Sie sagen es.« Marquéz bat ihn in den Raum. »Unsere Koalitionsregierung wird nur durch ein sehr dünnes Band zusammengehalten. Wenn die Gründe für Ihr Kommen durchsickern, bevor ich mich mit einigen alten Rivalen treffen kann, deren Differenzen erst kürzlich beigelegt worden sind ...«

»Verstehe. Das dünne Band könnte reißen, bevor Sie Ihren Amtseid geleistet haben.« Der Mann legte seine Stofftasche auf einen niedrigen Tisch neben der Tür. Während die Leiter des Krankenhauses und die Ärzte gemeinsam mit ihm den Raum betreten hatten, wartete die Polizeieskorte in respektvollem Abstand außer Hörweite im Korridor. »Sagen Sie mir bitte, wie es ihm geht.«

Marquéz antwortete nicht sofort. Als früherer Anwalt verfügte er über jene Tugend verbaler Zurückhaltung, die ihm seit seinem Eintritt in die Politik zugute gekommen war. Seine Manieren waren formell und höflich, und der dunkelgraue Anzug passte dem schlanken Mann perfekt. Mit einer Bewegung des Kinns wies er auf einen der Ärzte. »Da Sie als Arzt für diesen Patienten verantwortlich sind, Dr. Alvarez, ist es vielleicht am sinnvollsten, wenn Sie die Fragen beantworten.«

Der Blick des Arztes wanderte von Marquéz zu dem Mann in der Uniform.

»Der Präsident ist halb bewusstlos und wird künstlich beatmet«, antwortete Alvarez. »Entschuldigen Sie mein unpassendes Verhalten, aber ich will Klartext reden: Verzichten Sie bitte auf alle überflüssigen feierlichen Riten - die Zeit ist knapp.«

Zwei oder drei Sekunden lang blickte der Besucher den Arzt an. Dann nickte er leicht. Was hätte er auch sagen sollen?

Er knöpfte die Uniformjacke auf, die man ihm gegeben hatte, damit niemand die schwarze Kleidung des Priesters sah, zog sie aus und hängte sie ordentlich über eine Stuhllehne. Seine anderen Kleidungsstücke befanden sich in der Tasche, zusammen mit dem, was er für die Letzte Ölung benötigte. Er öffnete die Tasche und breitete alles auf dem Tisch aus.

»Noch einen Augenblick, Pater Martin. Bitte.«

Über die Schulter blickte der Geistliche den Arzt an.

»Ja?«

»Es schmerzt mich, Sie stören zu müssen. Aber wir müssen die Sicherheitsstandards wahren. Auf der Intensivstation muss Schutzkleidung getragen werden.«

»Als da wären?«

»Latexhandschuhe und ein Kittel sind Vorschrift. Das Gleiche gilt für den Mundschutz.«

Martin runzelte die Stirn. »Ist die Krankheit des Präsidenten ansteckend?«

»Es gibt immer noch keine Diagnose.«

»Das beantwortet nicht meine Frage.«

Alvarez tauschte einen Blick mit dem Geistlichen aus. »Meines Wissens gibt es keine Berichte über weitere Infektionen«, sagte der Arzt.

»Dann werde ich die Prinzipien der Kirche befolgen. Und wenn Gott es so will, werde ich das Krankenhaus gesund verlassen.«

Alvarez hob die Hand, um dem Pater Einhalt zu gebieten, aber nicht diese Geste, sondern sein Blick ließ Martin innehalten.

»Hören Sie mir bitte zu«, sagte Alvarez. »Während all

der Jahre, die ich als Arzt tätig bin, habe ich viel menschliches Leiden gesehen, aber wenn ich zu meiner Familie zurückkehre, vergesse ich alles. Das ist meine Art, damit fertig zu werden. Zumindest war es bis jetzt immer so.« Er zögerte. »Präsident Colóns Krankheit ist mysteriös. Vor zehn Tagen wurde er eingeliefert, um sich einer Untersuchung zu unterziehen, weil er über Symptome klagte, die normalerweise bei einer gewöhnlichen Grippe auftreten: Gelenkschmerzen, etwas Fieber, leichte Appetitlosigkeit. Aber seine jetzige Erkrankung hat nichts Gewöhnliches. Ich habe beobachtet, was sie seinem Körper antut, wie schnell sie voranschreitet... Es ist unmöglich, die Gedanken und Bilder zu verdrängen. Oft überkommen sie mich plötzlich, wenn ich meine Frau umarme oder meinen beiden Söhnen in die Augen blicke. Und dann habe ich Angst um sie. *Ich habe Angst.*«

Martín blickte den Arzt mit festem Blick an - er wusste seine Aufrichtigkeit zu schätzen. Anscheinend war es ihm schwer gefallen, die professionelle Distanz des Arztes aufzugeben. Aber der Pater hatte seine Meinung nicht geändert. »Unsere unterschiedlichen Bestimmungen bringen unterschiedliche Rätsel mit sich, mein Freund«, sagte er nach ein paar Sekunden. »Sie müssen mit Ihren Rätseln klarkommen, ich mit meinen. So wie jeder von uns es für richtig und notwendig hält.«

Eine Zeit lang schwiegen beide. Dann glitt Alvarez' Blick zu einem der Leiter der Klinik hinüber. Martín beobachtete, wie er dem Arzt kaum merklich zunickte. Dann wandte sich Alvarez seufzend dem Pater zu. »Nun gut«, sagte er resigniert. »Ich werde Sie zur Intensivstation begleiten.«

Das Krankenzimmer des designierten bolivianischen Präsidenten war vom Rest der Intensivstation abgetrennt und wurde ebenfalls von Soldaten der FELCN bewacht. Alvarez geleitete Pater Martín rasch durch die Sicherheitskontrolle, dann durch einen langen Flur zur Tür des Krankenzimmers.



Dort angekommen, glaubte Martín aus dem Raum Geräusche zu hören: Das Kratzen von irgendetwas, das sich an Stoff rieb, gefolgt von einer Reihe dumpf pochender, unrhythmischer Geräusche. Lauschend wartete Martín neben dem Arzt, dann vernahm er die Geräusche erneut.

Er warf Alvarez einen fragenden Blick zu.

»Die spasmodischen Zuckungen können ziemlich heftig ausfallen«, erklärte der Arzt mit durch den Mundschutz gedämpfter Stimme. »Wir haben ihn festgeschnallt, damit er sich nicht verletzt oder die künstliche Beatmung unterbricht.«

Als Alvarez nach der Türklinke griff, berührte Pater Martín sanft sein Handgelenk. »Warten Sie«, sagte der Geistliche. »Ich brauche noch einen Augenblick.«

Er trat vor den Mediziner und führte vor dem Eingang zum Krankenzimmer die Geste des rituellen Segens aus. Da ihm niemand antworten konnte, tat er dies mit leiser Stimme selbst. »Möge Friede über diesem Ort walten. - Er wird auf diesem Weg kommen.«

Nachdem er sein Gebet beendet hatte, öffnete Martín die Tür. Sein Messbuch und eine ordentlich gefaltete weiße Stola hatte er unter den Arm geklemmt. An einer Kordel um seinen Hals hing eine mit einem großen roten Kreuz verzierte Tasche, die eine Unterlage für den Hostienteller, die Pyxis und den Kelch enthielt, und über der rechten Schulter trug er die Stofftasche mit den Kerzen, dem Weihwasser und dem Kommunionstuch. Letzteres war für den Fall bestimmt, dass der Patient noch in der Lage sein sollte, die Hostie in Empfang zu nehmen.

Martín betrat das Krankenzimmer. Sauerstoff strömte durch die weichen Gummischläuche des Geräts für die künstliche Beatmung in die Nasenlöcher des Patienten, dann hinter der Zunge in die Rachenhöhle. Am Fußende des Betts stand eine Krankenschwester mit einem Block in der Hand. Auch sie trug Gummihandschuhe, des Weiteren eine Haube, eine Maske und einen Schutzkittel. Von ihrem Gesicht waren durch eine Schutzbrille nur die Augen zu erkennen, große, braune, hübsche Augen. Wie die

des Arztes spiegelten sie jene Angst wider, die dieser im Vorzimmer eingestanden hatte.

Martín blickte sie eine Sekunde lang an und wandte sich dann dem Mann zu, wegen dem er gekommen war.

Der Patient war entweder bewusstlos, oder er schlief. Die Verletzungen seiner Augenlider, Wangen und Lippen hoben sich scharf von seiner wächsernen, bleichen Gesichtshaut ab. Über seinem rechten Unterarm war die Decke wegen der Schläuche für die intravenöse Infusion zurückgeschlagen worden. Die gespannte Haut seines knöchernen Arms war mit rötlichen Pusteln übersät und erinnerte Martín in furchtbarer Weise an die mumifizierten Lama-Föten auf dem *Mercado del Hechicería*. Drei Finger steckten bis zum Ansatz in luftdurchlässigen Röhren, die mit einem Band am Rahmen des Betts befestigt waren. Auf den Handgelenken waren dunkle Flecke zu sehen, deren Form an Handschellen erinnerte.

»Weil wir ihm die Finger festgebunden haben, ist die Hautgeschichte nicht mehr so gravierend«, erklärte Dr. Alvarez, der hinter dem Pater stand. »Jeder Druck treibt Blut durch die Poren. Wir nennen diese punktförmigen Haut- oder Kapillarblutungen >Petechien<. Sie sehen ja die Stellen, wo wir ihn vorher auf die herkömmliche Weise festgeschnallt haben.«

Noch immer blickte Martín auf die verfärbte Haut an Colóns Handgelenken. »Ja«, sagte er dann. »Ich sehe es.«

Vor seiner Ankunft war der Nachttisch neben dem Bett leer geräumt worden, und der Geistliche trat jetzt daran. Nachdem er seine Stola umgelegt hatte, holte er die Kerzen aus seiner Tasche und überprüfte, ob sie fest in dem Ständer saßen. Dann stellte er sie auf den Nachttisch und zündete sie mit einem Streichholz an. Aus der Tasche an der Kordel zog er die Pyxis hervor, die er vor die Kerzen legte. Anschließend breitete er das Kommunionstuch darüber, dann kniete er nieder.

Nachdem er wieder aufgestanden war, griff Martín in die Tasche, um das Weihwasser herauszuholen, und ging dann zum Fußende des Betts, um den Sterbenden an vier

Stellen damit zu besprenkeln, die für die äußeren Punkte eines Kreuzes standen. Wie auf der Herfahrt bewegten sich seine Lippen im Gebet, während er mit dem Weihwasser weitere Teile des Raums mit der priesterlichen Segnung bedachte. Schließlich benetzte er auch die Krankenschwester und Dr. Alvarez mit dem Weihwasser.

Als er zu dem Nachttisch zurückging, wurde Colón von weiteren spasmodischen Zuckungen geschüttelt. Ganz plötzlich riss er mit entblößten Zähnen den Mund auf. Seine Halsmuskeln und sein Kiefer begannen zu zittern, und sein Brustkorb hob und senkte sich schwerfällig. Weil er mehr Sauerstoff brauchte, wurde das Zischen des Beatmungsgeräts lauter. Während sich sein Oberkörper aufrichtete, winkelte er unter der Decke das rechte Knie an. Sein Fuß bewegte sich wie der eines gefangenen Tiers von Seite zu Seite.

Martín presste sein Messbuch fester an die Brust und wandte sich Alvarez zu. »Können Sie nichts für ihn tun?«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Es ist nicht angenehm, seine Anfälle mit ansehen zu müssen, aber sie sind vorübergehender Natur.« Er beobachtete die Monitore an der Wand. »Wir verabreichen ihm Medikamente zur Entspannung der Muskulatur. Ansonsten wäre es weitaus schlimmer.«

Martín wollte sich abwenden, aber das wäre in seinen Augen ein Akt der Selbstsucht und somit eine Verfehlung gegenüber seinen priesterlichen Pflichten gewesen. In diesem Raum galt Nachsicht ausschließlich gegenüber dem Sterbenden.

Der Pater sah, wie Colóns rechte Hand über das Laken fuhr, ungelenken ein Stück weit in die Luft schoss und dann nachfedernd auf das Bett zurückfiel. Durch die ruckartige Bewegung hatte er die Schläuche für die intravenösen Infusionen über das Seitengitter des Betts gezerrt. Aber durch die Fesselung war seine Bewegungsfreiheit so eingeschränkt, dass er die Schläuche nicht herausreißen konnte.

Nach weniger als einer halben Minute ließen die spasmodischen Zuckungen nach, und sein faltiger Arm fiel

über das Seitengitter und baumelte dort schlaff herunter, bis die Krankenschwester ihn wieder neben seinen Körper bettete.

Martín starrte auf den Todkranken hinab. Die Wangen des Paters fühlten sich wegen der Klimaanlage mal zu heiß, dann wieder zu kalt an. Über dem zischenden Geräusch des Sauerstoffgeräts hörte er sich selbst ein- und ausatmen.

Er musste sich zwingen, nah an das Bett heranzutreten. »Ich bin's, Señor Colón. Pater Martín.«

Nichts verriet, dass der Sterbende ihn erkannt hatte.

Der Priester beugte sich über das Totenbett. Die wundenden Stellen in Colóns Gesicht waren mit gelblichem Eiter verkrustet. Martín roch die Salbe, aber auch den weitaus unangenehmeren Geruch der Infektion.

»Erinnern sie sich an unsere Gespräche?«, fragte er. »Wir haben uns oft unterhalten, über viele unterschiedliche Themen. Etwas über den Glauben und innere Stärke.« Er glaubte zu sehen, dass sich Colóns Pupillen unter den geschlossenen Lidern bewegten.

»Jetzt werden wir Gott um seine Gnade bitten und neue Kraft in der Einheit mit seinem Geist finden. Wir beide, gemeinsam ...«

Alvarez trat vor. »Bitte, Pater. Er ist viel zu schwach.«

Mit einer Geste bedeutete Martín dem Arzt, dass er schweigen solle. »*Mi presidente*«, fuhr er dann fort. »Können Sie die heilige Kommunion empfangen?«

Ein Augenblick verstrich. Colóns Augen schienen sich unter den geschlossenen Lidern schneller zu bewegen. Dann öffnete er eines und blickte den Pater an.

Das Auge war blutunterlaufen.

Martins Wangen, eben noch heiß, wurden plötzlich kalt. Sie waren feucht vom Schweiß. »Sind Sie in der Lage, die heilige Kommunion zu empfangen?«, wiederholte er, während er zugleich versuchte, das Zittern in seiner Stimme zu unterdrücken.

Colón versuchte zu antworten, brachte aber trotz aller Anstrengungen nur ein Krächzen zustande.

»Das reicht jetzt«, protestierte der Arzt. »Er darf nicht...«

Diesmal schwieg Martin, ohne den Arzt weiter zu bedrängen.

Durch ein schwaches, aber unmissverständliches Nicken hatte Colón seinem Wunsch Ausdruck verliehen. Sein blutunterlaufenes Auge blickte den Priester weiter an.

Martín wandte sich dem Nachttisch zu, kniete ein zweites Mal nieder und hob dann das Tuch von der Pyxis. Wenn Alberto Colons Seele sündenbelastet war, würde er sich vor dem allmächtigen Gott selbst verantworten müssen. In seinem gegenwärtigen Zustand war er nicht in der Lage, die Beichte abzulegen.

Nachdem er sich wieder dem Krankenbett zugewandt hatte, schob der Pater dem Sterbenden das Kommunionstuch unter das Kinn, tat in seinem Namen Buße und bat mit den Worten aus dem *Confiteor* um die Absolution für seine weltlichen Sünden. »*Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa.*«

Dann nahm er die Hostie aus der Pyxis, segnete sie und hielt sie vor Colons Gesicht.

»Versuchen Sie zu schlucken. Wenn Sie Schwierigkeiten haben, könnte vielleicht ein Schluck Wasser helfen.«

Aus seinem geöffneten Auge starrte Colón ihn an, und seine Iris wirkte auf unheimliche Weise strahlend, als ob ihn all die Leidenschaft und Willensstärke durchströmen würden, durch die er die Präsidentschaftswahl gewonnen hatte, eine freie Wahl, gegen den mächtigen Einfluss korrupter Elemente.

Er stöhnte angestrengt, dann öffneten sich seine Lippen langsam.

Der Geruch der Krankheit, den sein Atem verströmte, war noch strenger als der seiner Haut. Seine Zunge und sein Gaumen waren mit purpurfarbenen kleinen Wunden übersät, seine Vorderzähne vom Zahnfleischbluten rot verfärbt.

Mit der Hostie zwischen Daumen und Zeigefinger beugte sich Martín über seinen Mund - und erstarrte. Wie

gelähmt stand er da, die Hand nur wenige Zentimeter vom Mund des Sterbenden entfernt.

Diese offenen Geschwüre auf Colóns Zunge, die Flüssigkeit absonderten ...

Er war nicht fähig, sich zu bewegen.

Unfähig, den Todkranken zu berühren.

Was hatte Alvarez im Vorzimmer gesagt? *»Es ist unmöglich, die Gedanken und Bilder zu verdrängen ... Ich habe Angst.«*

Der Priester empfand ein durchdringendes Gefühl der Scham. Seine resolute Zurückweisung der Ermahnung des Arztes kam ihm jetzt dumm vor.

*Ich habe Angst.*

Auf seiner Stirn standen Schweißperlen, und als er Colón die Hostie auf die Zunge schob, wandte er den Blick ab. Er konnte nichts dagegen tun, dass seine Hand zitterte und dass er sie so schnell wie möglich zurückzog. Während er die Viatikum-Gebete der Letzten Ölung sprach, schienen sie ihm plötzlich nichts mehr zu sagen. Nie zuvor in seinem Leben hatte Martín diese Erfahrung machen müssen. Es war, als würde er in ein dunkles Loch stürzen, in einen vergessenen Innenraum, wo alle Worte des Glaubens von einem leeren Schweigen zersetzt wurden.

Obwohl er lange versuchte, sich vom Gegenteil zu überzeugen, war Martín in diesem Augenblick von seiner Furcht verführt worden. Während er angsterfüllt betete, erfasste ihn die entsetzliche Gewissheit, dass sein Fall gerade erst begonnen hatte.

### 3.

#### *Monterey Bay, Kalifornien 28. Oktober 2001*

Rollie Thibodeau spürte das heftige Reißen an seiner Angel, als der riesige Seebarsch aus dem Wasser der Bucht hoch schoss. Die stachelige Rückenflosse erinnerte an ein

Großsegel, und von seinen gefleckten Seiten sprühte Gischt hoch.

Weil Thibodeau wusste, dass er dem Fisch an der Leine keinerlei Spielraum lassen durfte, stand er angespannt mit gespreizten Beinen da, die schwere Angelschnur straff gespannt. Die Angelrute bog sich, und er hatte ihr Ende gegen seinen Unterleib gestemmt. Er umfasste sie noch fester. Die Riemen schnitten in das Fleisch seiner Schultern, und seine Armmuskeln kämpften mühsam gegen das Zeren an der Leine an.

Dann versagte irgendetwas in ihm, und das lag weniger an einem Gefühl des Schmerzes als an einer plötzlichen Empfindung von Schwäche zwischen seinem Magen und seinen Lenden. Seine Füße rutschten über das Deck der *Pomona*, und er sah das Dollbord auf sich zuschießen. Die Leine hatte zehn, vielleicht knapp fünfzehn Zentimeter Spiel, aber das reichte dem Barsch. Er schoss aus dem Wasser, krachte wieder hinein und bäumte sich dann erneut auf, wobei sein breiter grauer Kopf wie wild hin- und herwirbelte. Die Leine vibrierte wie eine Bogensehne und riss dann direkt hinter der Drahtführung.

Der Barsch flatterte mit wild schlagenden Flossen und entfernte sich dabei vom Heck der Motorjacht. In seinem aufgerissenen Schlund steckte noch Thibodeaus Angelhaken. Einen Augenblick lang schwebte der Fisch in der Luft. Im Sonnenlicht schienen seine Schuppen stellenweise dunkler oder heller zu werden. Nach Thibodeaus Schätzung war das Tier etwa einen Meter fünfzig bis einen Meter achtzig lang.

Thibodeau fluchte laut, als der Barsch wieder ins Wasser eintauchte und mit seiner Rückenflosse eine kleine Fontäne aufwarf, bevor er mit großer Schnelligkeit außer Sichtweite schwamm.

Die Anstrengung hatte Thibodeaus Gesichtshaut über dem kurz gestutzten braunen Bart rot anlaufen lassen. Nachdem er die Angelrute wütend auf das Deck geschleudert hatte, lehnte er sich über die Reling.

»Verdammt«, grunzte er, während er zugleich gegen das Dollbord trat. »Verdammter Mist.«

Ein paar Sekunden lang starrte Megan Breen seinen Rücken an, bevor sie ihren Blick Pete Nimec zuwandte, der links neben Thibodeau stand. Beide waren zu ihm geeilt, um ihn nach dem Debakel mit dem Fisch wieder aufzumuntern.

Nimec tat so, als würde er Thibodeau einen Basketball zuwerfen. *Der Ball ist in deiner Hälfte.*

Megan blickte ihn noch einen Augenblick lang an, einen Daumen in die Vordertasche ihrer Levi's geklemmt, während die frische Brise ihr kastanienbraunes Haar von den Schultern ihrer Lederjacke blies.

Dann trat sie achselzuckend näher an Thibodeau heran. »Kann passieren, Rollie. Jeder hat Geschichten von Niederlagen zu erzählen.«

Thibodeau wandte sich abrupt um. »Non«, keuchte er kopfschüttelnd. »Ich hatte ihn schon fertig gemacht.«

»Ich hatte eher den Eindruck, dass der Barsch noch sehr kampflustig war.«

»Das kannst du gar nicht wissen!« Seine Wangen und seine Stirn waren jetzt noch tiefer gerötet. »Es spielt keine Rolle, ob dieses Vieh wie der Teufel im Weihwasser um sich geschlagen hat. Es war erschöpft *und gehörte mir!*«

Megans Blick wurde härter. »Immer mit der Ruhe, Rollie«, sagte sie. »Nicht ohne Grund wird das hier *Sportfischen* genannt. Sollte ein entspannendes Hobby sein.«

Nachdem Thibodeau erneut den Kopf geschüttelt hatte, atmete er tief durch, *ca marche comme un papier de musique*«, sagte er. »Okay, alles in Ordnung, ich bin nur ein bisschen frustriert.« Sein Blick wirkte irritiert. »Wegen meiner großen Klappe wird es doch keinen Ärger geben, oder?«

Megan blickte ihn mit festem Blick an. »Nein«, antwortete sie dann. »Keinerlei Ärger.«

»Dann werde ich mal nach unten gehen, die verdammte Angelrute wegpacken und die luxuriösen Räumlichkeiten unseres Chefs genießen.«



Sie nickte.

Thibodeau bückte sich nach der Angelrute und schlen-  
derte dann über das Deck der dreißig Meter langen Jacht,  
ohne Nimec eines Blickes zu würdigen.

Nimec trat zu Megan. »So habe ich ihn noch nie erlebt«,  
bemerkte er. »Sie etwa?«

»Nein«, antwortete sie, während Thibodeau die Treppe  
unter der Brücke hinunterstieg. »Und wir sind schon seit  
vielen Jahren befreundet.«

»Glauben Sie, dass ihn das Tauziehen mit dem Fisch so  
fertig gemacht hat oder die Meinungsverschiedenheit mit  
Ricci während der Konferenz?«

»Vielleicht beides. Ich bin mir nicht sicher.« Seufzend  
ließ sie den Blick zum Bug des Schiffs wandern. »Unser  
anderer Beauftragter für globale Sicherheit scheint eben-  
falls schlechte Laune zu haben.«

Als Nimec sich umwandte, sah er das ernst dreinbli-  
ckende Gesicht Tom Riccis im Profil. Ricci schaut aufs  
Meer hinaus. »Ich frage mich«, sagte er, »ob das unter-  
nehmensinterne Arrangement, das wir für die beiden  
ausgearbeitet haben, nicht doch misslungen ist.«

»Nach sieben Monaten scheint es mir etwas zu spät zu  
sein, um noch mal über unsere Entscheidung nachzuden-  
ken. Wir müssen dafür sorgen, dass es gut klappt.« Sie leg-  
te ihre Hände auf seine Schultern. »Jetzt sind Sie an der  
Reihe.«

Nimec ließ es zu, dass sie ihn in Riccis Richtung drehte  
und ihm einen Schubs gab.

Ricci war ein großer, schlanker und dunkelhaariger  
Mann, und die hart gemeißelten Züge seines eckigen Ge-  
sichts entsprachen nicht gerade dem gängigen Schönheits-  
ideal. Während Nimec sich ihm näherte, starrte er durch  
die Gläser seiner Sonnenbrille weiter aufs Meer hinaus.

»Hat unser Landsmann französischer Abstammung we-  
gen dem Riesenfisch so getobt?«, fragte er, ohne sich vom  
Fleck zu rühren.

Pete trat zu ihm und lehnte sich dann mit verschränk-  
ten Armen auf die Reling.

»Ich wusste gar nicht, dass du das mitgekriegt hast«, sagte er.

Noch immer stand Ricci reglos da. »Die Angewohnheit eines alten Polizisten. Ich beobachte alles.«

Beide schwiegen. Ein paar Meter hinter ihnen ließ sich Megan für ein nachmittägliches Sonnenbad in einem Liegestuhl nieder und streckte die langen Beine von sich. Ricci drehte seinen Kopf etwas in ihre Richtung, schien aber weiterhin das Meer zu betrachten.

»Zum Beispiel diese Levi's. Angeblich sind hautenge Jeans out, am Oberschenkel weit geschnittene in. Wer diese Ansicht vertritt, hat noch nie Megan Breen in engen Levi's gesehen.«

Nimec lächelte leicht. »Hab verstanden«.

Schweigend betrachteten sie das ruhige, blau schillern-de Wasser der Bucht.

»Seit den Achtzigerjahren gibt's ein Verbot, Riesenbarsche zu fangen«, sagte Ricci nach ein paar Augenblicken. »Thibodeau hätte ihn also sowieso wieder freilassen müssen.«

»Es geht um den Fang, nicht darum, den Fisch behalten zu können.«

»Das solltest du mal den Fischern in Maine erklären, die ich kenne«, antwortete Ricci. »Es ist komisch, aber unter diesen Typen wirst du keinen finden, der vom Meer als etwas Wunderbarem spricht. Für sie verbindet sich mit dem Ozean, dass man in der Kälte vor dem Sonnenaufgang aufstehen und dann endlose Stunden lang auf nasskalten, undichten Pötte Netze auswerfen und einholen muss. Aber das Meer ist die Quelle ihres Einkommens, und deshalb sind sie ihm auf andere Art und Weise dankbar.«

Nimec blickte ihn an. »Mir ist nicht klar, worauf du hinauswillst.«

Ricci lehnte sich über die Reling.

»Genau weiß ich es selbst nicht«, erwiderte er achselzuckend. »Ich bin ein Kind der Ostküste und zehn Minuten Fußweg von den Bostoner Werften entfernt aufgewachsen, Pete. Für mich war der Atlantik immer der

Ozean der Arbeiter. Vielleicht hört es sich nicht besonders plausibel an, aber mit der Pazifikküste assoziiere ich Katarane, blonde Surfer und noch blondere Mädchen à la *Baywatch*.«

»Und deshalb glaubst du, dass stillere Wasser nicht zu deiner Natur passen?«

Ricci wollte antworten, zögerte dann aber und wandte sich Nimec zu. »Es war nicht meine Absicht, bei der Konferenz mit Thibodeau aneinander zu geraten«, sagte er schließlich.

»Das hat auch niemand behauptet.«

Ricci schüttelte den Kopf. »Darum geht es nicht. Was irgendjemand gesagt oder nicht gesagt hat, interessiert mich nicht. Dieser Unsinn kann mir gestohlen bleiben.«

Nimec' Gesichtsausdruck wirkte nachdenklich. »In Ordnung. Die Frage ist, wie du damit umgehen willst.«

Ricci stand mit flatternden Hemdsärmeln in der Brise, und man sah seine sehnigen Unterarme. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Alle, die bei dem Treffen anwesend waren, arbeiten seit Jahren mit Gordian zusammen, außer mir ... Ihr alle habt ähnliche Vorstellungen, wie Sword funktionieren sollte, und ihr seid alle daran gewöhnt, gewisse Richtlinien zu beachten. Schließlich habt ihr sie ja entwickelt.«

»Hört sich so an, als ob du bereits entschieden hättest, dass du nicht zu uns passt«, sagte Nimec. »Oder ob du das nicht entscheiden kannst - oder willst.«

Ricci blickte ihn an. »Ich versuche nur, realistisch zu denken. Komm schon, Pete. Sag mir, dass du keine Zweifel hast nach allem, was heute passiert ist.«

Nimec dachte darüber nach. Sword war der für Beschaffung von Informationen und Sicherheit zuständige Bereich des weltumspannenden Unternehmens seines Arbeitgebers. Der Name war eine Anspielung auf die antike Legende vom Gordischen Knoten, der allen Versuchen, ihn zu lösen, widerstanden hatte, bis Alexander der Große alle Spitzfindigkeiten beiseite schob und den Knoten mit einem resoluten Hieb seines Schwerts durchschlug. Das illustrier-

te Roger Gordians nüchterne Einstellung gegenüber den Problemen der modernen Welt, die seine Interessen gefährden konnten. Unter Zuhilfenahme länderspezifischer politischer und wirtschaftlicher Analysen versuchte er, die große Mehrzahl dieser Probleme im Voraus zu erkennen, bevor sie sich zu handfesten Krisen entwickelten. Den verbleibenden unvorhersehbaren Notfällen, bei denen UpLink-Mitarbeiter in Gefahr geraten konnten, begegnete er mit der am besten ausgebildeten und ausgerüsteten Truppe, die er um sich herum hatte versammeln können.

Einmal im Jahr, vor der willkommenen Verschnaufpause durch die Thanksgiving- und Weihnachtsfeiertage, scharte Gordian die führenden Sword-Mitarbeiter an Bord seiner Jacht um sich, um bei einem informellen Jahresrückblick und offenen Diskussionen unter blauem Himmel die jüngsten Erfolge und Fehlschläge des Unternehmens zu besprechen, die Einsatzbereitschaft bei Krisen zu bewerten und Konsens über den künftig einzuschlagenden Weg zu erzielen.

Bei dem diesjährigen Roundtable-Gespräch war es allerdings nicht zu einem allgemeinen Konsens, sondern zu erbitterten Konfrontationen gekommen, zumindest zwischen zwei der wichtigsten Teilnehmer.

Die Runde hatte sich vor dem Mittagessen in dem mit dicken Teppichen und Mahagonimöbeln ausgestatteten großen Salon der *Pomona* versammelt. Außer Nimec, Megan, Ricci, Thibodeau und Gordian war Vince Scull zugegen gewesen, UpLinks Chef für Risikobewertung, der gerade von einem langen Aufenthalt im Südpazifik zurückgekehrt war, wo er vor Ort Mitarbeiter für neue Bodenstationen für Satelliten rekrutiert hatte. Er hatte deutlich zugenommen und eine kleine, aber fachmännisch angefertigte, spiralförmige Tätowierung auf seinem rechten Handrücken mit nach Hause gebracht, mit der ihm eine Frau des Malaitan-Stammes ein bleibendes Andenken an ihre Beziehung hatte mitgeben wollen.

Scull hatte damit begonnen, Französisch-Polynesien als potenziell exzellente Wahl für eine Monitoring- und Re-

laisstation zu empfehlen, wobei er kaum in seine umfangreichen Unterlagen blicken musste, um den anderen detaillierte Fakten und Zahlen über die natürlichen und industriellen Ressourcen des Landes, Handelsbilanzen, Regierungsstrukturen etc. mitzuteilen. Nach einigen Fragen hinsichtlich seiner Empfehlung war er dann zu einem umfassenderen Überblick über UpLinks internationale Position gekommen.

Angesichts seines nicht unverdienten Rufs, häufig schlechter Laune zu sein, war sein optimistischer Ton bemerkenswert. »Alles in allem können wir auf Holz klopfen«, sagte er zusammenfassend, während er zweimal mit der Faust auf den Tisch schlug. »Seit der hässlichen Sache im letzten Frühjahr war alles friedlich und ruhig. In den Gebieten, wo wir aktiv sind, hat es nicht einen einzigen territorialen oder ethnischen Konflikt gegeben, den wir nicht entschärfen konnten, bevor die Situation außer Kontrolle geriet. Das verdanken wir der Zugkraft unseres Unternehmens und diplomatischer Einflussnahme. In vielen Regionen, wo ich mir um die innere Stabilität Sorgen gemacht hatte, hat es weder Staatsstrieche noch Völkermord gegeben. Nicht einmal eins von den üblichen Scharmützeln, bei denen wir sonst so häufig auf die Schnauze fallen.« Er strich eine widerspenstige Haarsträhne über seinen zunehmend schüttereren Kopf zurück. »Nehmen wir zum Beispiel Russland. Nach dem Rücktritt unseres alten Freundes Starinow und dem Wiedererstarken der nationalistischen Opposition habe ich gedacht, dass es uns aufs Brot geschmiert wird, dass Starinow sich mit unserer Hilfe so lange in seinem Amt im Kreml halten konnte. Aber wegen der Jobs, die wir schaffen, und des Geldes, das wir ins Land bringen, scheinen wir nicht befürchten zu müssen, in die Abrechnungen mit einbezogen zu werden.«

»Und Ihre Prognose?«, fragte Gordian. »Ich meine nicht nur Russland, sondern auch andere Länder.«

Scull zuckte die Achseln. »Nichts währt ewig. Aber ich sehe auf meinem Monitor kein gefährliches Blinken und keine Schlaglöcher in der Straße. Suchen Sie sich die Meta-

pher selbst aus. Nennen Sie einen Flecken auf der Landkarte, wo es ein UpLink-Büro oder eine Verbindung zu unserem Satcom-Netz gibt, und Sie werden sehen, dass die Menschen dort in den Genuss einer besseren Lebensqualität kommen. Und selbst der übelste Tyrann will nicht in dem Ruf stehen, die Prosperität zu gefährden. Das zeigt, dass die Demokratisierung durch die freie Marktwirtschaft funktioniert.«

»Und dass die Angst vor einem politischen Rückschlag bei den meisten Staatschefs ein guter Ersatz für das Gewissen ist«, sagte Megan. Sie blickte Scull an. »Wie Sie bemerkt haben werden, habe ich nicht ein einziges Mal den unteren Teil der menschlichen Anatomie erwähnt.«

Gordian lächelte dünn. »Ich bin auf jeden Fall zufrieden«, sagte er und nippte an seiner Coca-Cola.

Anschließend waren weitere Diskussionen über eine Vielzahl von Themen gefolgt. Wie lief die Rekrutierung von Sword-Mitarbeitern in Indien oder Südafrika? Wie stand es um die Tests der neuen Schusswaffe durch die Abteilung für die Entwicklung nichttödlicher Waffen? Wie um die Implementierung von Intranet-Software-Updates? Was war bei den Verhandlungen mit Polen herausgekommen? Und worin bestanden die möglichen Folgen des plötzlichen Todes des designierten bolivianischen Präsidenten Alberto Colón, einer Tragödie nicht nur deshalb, weil Colón noch jung gewesen war? Seine humanitären Wertvorstellungen und seine Kampfansage an die Kartelle hatten Hoffnungen geweckt, dass sie in der Region Nachahmer finden würden, und zu ersten Gesprächen mit UpLink über gemeinsame kommerzielle Initiativen geführt. Wie war es um die Zukunftschancen dieser Anstrengungen bestellt, wenn Colón nicht mehr an der Spitze der Regierung stand?

Und so weiter und so fort. Mittags legten sie eine Pause ein. Es gab kalten Räucherlachs mit Kapern und Gurkensalat, frisch in der Kombüse der *Pomona* zubereitet. Das Essen wurde standesgemäß von zwei Kellnern serviert und unter entsprechendem Lob verzehrt.

Es war kein Zufall, dass sie bis nach dem Mittagessen

damit gewartet hatten, den Sabotageakt dieses Frühjahrs zu besprechen, der einem NASA-Spaceshuttle mit Orbitaltechnologie von UpLink gegolten hatte. Und dann waren da noch, vermutlich im Zusammenhang mit dem Sabotageakt stehend, die Erfahrungen mit bezahlten Terroristen, die Sword-Mitarbeiter im südlichen Brasilien und in Kasachstan hatten machen müssen - jene >hässliche Sache<, auf die Scull angespielt hatte. Etliche wichtigen Fragen, die mit diesen Vorfällen zusammenhingen, waren immer noch nicht geklärt, und Gordian hatte darauf bestanden, zuerst alle anderen Punkte der Tagesordnung abzuhaken, damit sie die zweite Hälfte ihres Treffens ohne Ablenkung diesem Thema widmen konnten.

Nachdem die leeren Teller abgeräumt worden waren, heftete der Unternehmenschef den Blick seiner stechend blauen Augen auf Rollie Thibodeau. »Okay«, sagte er. »Gibt's irgendwelche Fortschritte zu vermelden?«

Thibodeau schürzte die Lippen. »Einige schon«, antwortete er. »Die Sache hat etwas mit *Le Chat Sauvage* zu tun.« Später sollte sich Nimec daran erinnern, dass Ricci irgendein Gefühl zwischen Nervosität und Zorn zu empfinden schien, als Thibodeau den Spitznamen erwähnte, auf den er in Ermangelung eines wirklichen Namens den Anführer der Terroristen getauft hatte. *Chat Sauvage* hieß >Wildkatze<. Gleich zweimal war ihnen dieser Mann entkommen, das zweite Mal nach einem erbitterten Kampf mit Ricci auf dem Baikonur-Weltraumflughafen.

»Bis vor ein paar Tagen hatten wir keinerlei gesicherte Anhaltspunkte«, sagte Thibodeau. »Aber es gab eine Menge Vermutungen, die auf dem basierten, was wir über diesen amerikanischen Botaniker wussten, der 1997 in Peru gekidnappt und gegen eine Zahlung von sieben Millionen freigelassen wurde. Er behauptet, dass der Typ, der bei den Narko-Guerilleros, die auch für die Entführung verantwortlich waren, das Sagen hatte, groß, blond und hellhäutig war und die Statur eines Gewichthebers hatte. Er hat befohlen, dass der Botaniker ohne Augen im Kopf zu seiner Familie zurückgeschickt werden soll.«

Gordian schüttelte entsetzt den Kopf. »Dann ist also fast ausgeschlossen, dass das Opfer der Entführung jemanden identifizieren kann, falls jemals einer der Kidnapper geschnappt wird. Diese kaltblütige Logik passt haargenau zu unserem Mann.«

Thibodeau nickte. »Und das war noch nicht mal das Schlimmste. Aus dem Sudan kam die Nachricht, dass jemand, auf den die Beschreibung passt, der Anführer mordender Söldnerbanden im Süden des Landes gewesen sein soll, in jener Region, die >Dreieck des Todes< genannt wird. Das war vor zwei Jahren, als der Bürgerkrieg brutaler wurde. Er hat ganze Dörfer ausgelöscht, deren Bewohner den Radikalen in Khartum feindselig gegenüberstanden. Männer, Frauen, Kinder, Alte, Kranke - für ihn machte das keinen Unterschied.« Sein Blick war finster. »Der Hurensohn ist nicht nur kaltblütig, sondern ein wahres Monster.«

»Und er kommt viel herum«, sagte Nimec. »Erinnern Sie sich an die Air-Paris-Maschine, die letztes Jahr in Marokko entführt wurde? Erneut Geiselnahme, erneut Zahlung eines hohen Lösegeldes. Die Algerier, die die Verantwortung für die Aktion übernommen haben, haben damit gedroht, die Kinder zuerst zu töten, und es ist ihnen gelungen, die Behörden davon zu überzeugen, dass sie nicht bluffen. Als Gegenleistung für die Freilassung der Geiseln hat man ihnen einen Privatjet zur Verfügung gestellt, und sie haben sich, ohne Anhaltspunkte zu hinterlassen, mit zwanzig Millionen Franc aus dem Staub gemacht. Oder besser: *fast* ohne Anhaltspunkte zu hinterlassen.« Er beugte sich vor. »In diesem Fall gibt es einen Silberstreifen der Hoffnung am Horizont, Gord.«

Gordian wartete.

»Der Flugzeugentführer, der die Befehle gab, hat auf der Landebahn vor der Maschine nie seine Strumpfmassage abgenommen«, sagte Nimec. »Im Flugzeug war das anders, da weder Klimaanlage noch Lüftung funktionierten. Und jetzt raten sie mal, wie die Passagiere ihn beschreiben, die ihn ohne Maske gesehen haben.«

Gordian blickte ihn an. »Als blond und hellhäutig.«



»Die Statur eines Gewichthebers nicht zu vergessen«, sagte Nimec nickend. »Der Mann war definitiv *kein* Algerier und hatte einen Schweizer oder deutschen Akzent.« Nimec schwieg einen Augenblick lang. »Während dieses Vorfalls hatte ich eine Besprechung vorbereitet, aber da wir nicht in die Angelegenheit verwickelt waren, habe ich sie später vergessen. Dann ist mir die Sache wieder eingefallen, als ich die Daten für unsere eigene Untersuchung ausgewertet habe. Da kam mir die Idee, dass der blonde Typ vielleicht derselbe sein könnte, den wir suchen. Also habe ich in den alten Dateien nachgesehen, und schon stach mir das für uns wichtigste Detail ins Auge: Ein französischer Botschafter, eine der Geiseln an Bord der Maschine, hatte es geschafft, ein Foto des blonden Typen zu schießen, als dieser gerade nicht hinsah. Aber er war so traumatisiert, dass er sich erst nach Monaten an den Film erinnert und ihn zum Entwickeln gebracht hat.«

Gordian runzelte die Stirn. »Haben Sie einen Abzug des Fotos gesehen?«

»Damals nicht«, antwortete Nimec. »Aber später - dank Rollies Hilfe.«

Mit einer Handbewegung gab Thibodeau zu verstehen, dass sein Part nicht so wichtig gewesen war. »Pete hatte eine unschlagbare Informationsquelle, einen Einsatzführer des Kriseninterventions-Teams der Gendarmerie National auf dem Flughafen. Das Ärgerliche war nur, dass seine Informationen nicht aufgezeichnet wurden und bis heute nicht bestätigt sind. Aus zwei Gründen würde kein Offizieller des Kriseninterventions-Teams zugeben, dass ein solcher Schnappschuss existiert. Erstens sind sie angeblich die Besten, und es nervt sie, dass die Flugzeugentführer entkommen sind. Sie wollten ihr Gesicht wahren, und deshalb machten sie anderen das Leben schwer, damit die Geiselnehmer nicht vor ihnen schnappen. Zweitens bekam der Botschafter Angst. Er hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Foto verschwinden zu lassen. Vermutlich hat er befürchtet, dass die Terroristen sich an ihm oder seiner Familie rächen könnten, falls das Foto vor Gericht als Be-

weismittel verwendet werden würde und die Flugzeugentführer herausfänden, wer es geschossen hat. An seiner Stelle hätte ich genauso gedacht.«

»Erzählen Sie, wie Sie das Foto in die Finger bekommen haben«, sagte Gordian.

Thibodeau zuckte die Achseln. »Nicht nur der Botschafter hat Beziehungen. Ich habe jemanden von Europol kontaktiert, der in meiner Schuld stand, und er hat es mit einem seiner Bekannten genauso gemacht. Es hat eine Weile gedauert, bis etwas dabei herausgekommen ist. Aber als ich dann irgendwann letzte Woche morgens meinen Computer einschaltete, fand ich das Foto als Anhang einer verschlüsselten E-Mail. Ich habe den Mann von dem Flugplatz im Pantanal darauf wiedererkannt, aber mir noch das Hawkeye-I-Satellitenbild von ihm angesehen, um hundertprozentig sicher zu sein. Dann habe ich beide Aufnahmen Ricci gezeigt, weil er den Mann aus der Nähe gesehen hat.«

Gordian blickte Ricci an.

»Und?«

»Kein Zweifel - er ist es.«

Der UpLink-Chef wirkte nachdenklich.

»Ich habe noch etwas in der Mache«, brach Thibodeau das Schweigen. »Man wird abwarten müssen, aber es könnte sich als wichtig herausstellen.«

»Schießen Sie los«, sagte Gordian.

»Es war eher ein kleiner Gefallen, den mir mein Freund schuldete, aber mehr hatte ich nicht«, sagte Thibodeau. »Abgesehen davon, dass ich das Foto haben wollte, habe ich ihn auch gebeten, mich Europols Datenbank über bekannte Terroristen anzapfen zu lassen. Dafür brauchte er länger, aber er meint, dass es jeden Tag so weit sein könnte. Ich werde alles, was irgendwie auf *Le Chat Sauvage* hindeuten könnte, durch dieses Profiler-Programm jagen, dass die Techniker neu entwickelt haben, und sehen, ob wir irgendwelche Treffer landen.«

»Die Software ist entwickelt worden«, erklärte Nimec, »um Verdächtige zu erkennen, die sich hinter Gesichtsmasken verstecken, sich verkleiden oder sich einer chirurgi-

sehen Operation unterzogen haben. Das Programm vergleicht digitale Bilder miteinander und mit einer Checkliste nur schwer zu verändernder körperlicher Charakteristika. Als es so aussah, als würden die Europäer sich Rollie gegenüber öffnen, wurden Megan und ich etwas optimistischer, dass die hiesigen Sicherheitsbehörden mit uns zusammenarbeiten würden. Wir haben sie davon zu überzeugen versucht, dass es sinnvoll wäre, wenn sie uns ihre Datenbanken öffnen würden.«

»Hat's geklappt?«

»Die CIA ist der Klotz an meinem Bein«, antwortete Nimec. »Ich werde immer noch hingehalten.«

Gordian blickte Megan an. »Was ist mit dem FBI? Haben Sie zu Bob Lang in Washington Kontakt aufgenommen?«

Sie nickte. »Er steht meiner Bitte wohlwollend gegenüber, und ich scheine Fortschritte zu machen.« Ein Achselzucken. »Für Anfang nächster Woche haben wir ein Treffen vereinbart.«

»Versuchen Sie, ihn herumzukriegen«, sagte Gordian, der etwas auf einen gelben Notizblock kritzelte. »In der Zwischenzeit werde ich in Langley anrufen. Wir sollten bei unserem Planspiel bleiben, zumindest soweit es diesen Aspekt der Untersuchung betrifft ...«

»Das ist keine besonders gute Idee.«

Rückblickend erschien es Nimec jetzt so, dass ihn weniger überrascht hatte, dass Ricci Gordian ins Wort gefallen war, als vielmehr, dass er nicht schon sehr viel eher Einspruch erhoben hatte. Hinsichtlich dieser Untersuchung hatte er mit seinen Kollegen permanent im Streit gelegen und Nimec gegenüber mehrfach sein Leid geklagt.

Jetzt blickten alle Anwesenden Ricci an.

»Was passt Ihnen daran nicht?«, fragte Gordian mit ruhiger Stimme.

»Man hat mich gebeten, diesem Team beizutreten, weil Sie jemanden suchten, der dazu beitragen sollte, es umzugestalten, effektiver zu machen und nicht einfach nur am Status quo herumzubasteln. Zumindest hat man mir das

bei meiner Einstellung gesagt. Und jetzt palavern wir über Telefonate mit den Europäern und Typen von der CIA und vom FBI.«

Einen Moment lang betrachtete Gordian ihn mit festem Blick. »Und Sie glauben, dass wir etwas anders machen sollten?«, fragte er.

»Jede Menge«, antwortete Ricci. »Meiner Ansicht nach brauchen wir eine spezielle Taskforce, die sich sieben Tage in der Woche rund um die Uhr um diesen Job kümmert. Das Team sollte über eine separate Befehlszentrale verfügen, die schnelle Eingreiftruppen auf die Leute ansetzen kann, die uns in Cuiabá und auf dem russischen Welt- raumflughafen angegriffen haben. Wir müssen den festen Willen haben, sie um jeden Preis aus ihren Schlupflöchern herauszuzerren, wo immer sie sich auch verstecken mö- gen und wer immer ihnen auch Schutz gewähren mag. Sie haben ohne jeden Grund unsere Leute umgelegt, und wir haben Monate verplempert, die wir dazu hätten nutzen sollen, diese Leute zur Strecke zu bringen. Jetzt müssen wir in die Offensive gehen.«

Es herrschte Stille im Raum.

Gordian heftete seinen Blick auf Ricci, öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, schloss ihn dann wieder und kratzte sich am Kinn. »Da sind Sie mit Sicherheit nicht auf dem Holzweg«, antwortete er und kratzte sich erneut am Kinn. »Ich wünschte, dass Sie schon eher mit mir dar- über geredet hätten.«

Ricci zuckte nur die Achseln, aber für Nimec war offen- sichtlich, warum er sich nicht früher direkt an Gordian ge- wandt hatte. In diesem Fall hätte er andere übergangen, und das hätte Riccis Gefühl für persönliche Loyalität nie zugelassen.

Nach einer kurzen Gesprächspause ließ Gordian seinen Blick über die Anwesenden wandern. »Möchte jemand et- was dazu sagen?«

Schnell meldete sich Thibodeau mit einer Handbewe- gung zu Wort. Vielleicht zu schnell, wie Nimec später rückblickend dachte.

»Wir müssen realistisch bleiben«, sagte er stirnrunzelnd. »Ganz abgesehen davon, dass eine solche Verfolgungsjagd unsere personellen Ressourcen erschöpfen würde, wird es schon schwierig genug sein, eine Genehmigung dafür zu erhalten, in fremden Ländern unsere Bodenstationen zu überwachen. Aber wer erlaubt es uns, bewaffnete Suchtrupps ins Ausland zu sticken?«

»Wir«, antwortete Ricci prompt.

Jetzt blickte Thibodeau noch finsterer drein. »Das mag ja funktioniert haben, als Sie noch Bulle waren und ein paar kleine Ganoven eingelocht haben, aber wenn man internationale Gesetze respektieren muss, zieht so ein Rezept nicht. Wir können nicht irgendwo auf der Welt das tun, wozu wir gerade Lust haben.«

Ricci hatte ihn mit einem scharfen Blick fixiert. »So wie Sie damals, als Sie in Brasilien Wyatt Earp gespielt haben und von Kugeln durchsiebt wurden?«

Plötzlich war die Anspannung im Raum spürbar. Thibodeau erstarrte und funkelte Ricci mit einem Blick an, der aus seiner Verstimmung und Feindseligkeit keinerlei Hehl machte.

»In Vietnam habe ich jede Menge Typen gekannt, die glaubten, harte Jungs mimen zu müssen«, sagte er mit zitternder Stimme. »Wenn sie ihre Meinung nicht geändert haben, ist ihnen das verdammt schlecht bekommen.«

Ricci antwortete nicht. Er saß völlig reglos da, mit ungerührtem Gesichtsausdruck, den Blick auf Thibodeau gerichtet.

Obwohl Nimec sich nicht sicher gewesen war, was zwischen den beiden schief gelaufen war, hatte er tief in seinem Inneren gefühlt, dass dies nur wenig mit Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Untersuchung zu tun hatte. Aber es blieb ihm kaum ein Augenblick, darüber nachzudenken, weil er befürchtete, dass Thibodeau auf Ricci losgehen würde. Deshalb behielt er ihn genau im Auge und bereitete sich darauf vor, die Streithähne zu trennen, falls sie sich in die Haare geraten sollten.

Glücklicherweise kam es nicht so weit, weil Gordian

einschritt. Mit einem deutlich vernehmbaren Räuspern durchbrach er die angespannte Stille. »Meiner Meinung nach sollten wir eine Pause einlegen und ein bisschen frische Luft schnappen«, sagte er wohl bedacht.

Thibodeau wollte antworten, aber Gordian gebot ihm Einhalt.

»Die Besprechung wird unterbrochen.« Eilig stand er auf. »Wir sollten uns etwas zu entspannen versuchen.«

Und das war's gewesen - wenigstens waren die Feindseligkeiten vor dem Überkochen entschärft worden. Jetzt, zwei Stunden später, stand Nimec neben Ricci an der Reling, und die beiden Männer starteten gedankenverloren in die blaue Ferne.

*Worin genau besteht Thibodeaus Problem?*, dachte Nimec. Warum hatte Ricci so heftigen Zorn bei ihm provoziert? Von der Episode mit dem Fisch ganz zu schweigen. Er kannte Thibodeau als einen mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehenden und grundsätzlich vernünftigen Mann, und das war nur schwer vereinbar mit seinen jüngsten plötzlichen Wutausbrüchen. Erneut dachte er, dass der wirkliche Grund für sein Verhalten noch immer nicht ausgesprochen war ... Aber das brachte ihn keinen Schritt weiter.

Nimec war sich nicht ganz sicher - aber das war in der letzten Zeit mehr oder weniger die Regel gewesen -, doch ihm war der Gedanke gekommen, dass die Antwort vielleicht teilweise in seiner Erinnerung an ein anderes Treffen gefunden werden konnte, das vor etwas über einem halben Jahr im UpLink-Hauptquartier stattgefunden, dessen Ende aber mit dem heftigen Missklang des heutigen Finales nichts zu tun gehabt hatte. Damals, etwa drei oder vier Tage nach Riccis Rückkehr aus Kasachstan, hatte er sich mit Nimec, Megan und Gordian getroffen, um sich mit ihnen über die ärgerlichen Ungereimtheiten zu unterhalten, mit denen sie sich herumschlagen mussten. Zu diesem Zeitpunkt waren sie alles andere als guter Dinge gewesen, und Riccis Gedanken über die Angelegenheit hatten sie wieder zuversichtlicher gestimmt.

Während er sich erinnerte, blickte Nimec seinen Freund an. »Kleine Schritte führen zum Erfolg«, sagte er leise. »Kommen dir diese Worte irgendwie bekannt vor?«

Ricci blieb noch einige Sekunden lang reglos stehen. Dann wandte er sich Nimec mit einem angedeuteten Lächeln zu. »Ja«, sagte er. »Klingt vertraut.«

»Das ist eine sehr gute Devise«, bemerkte Nimec. »Besser kann man nicht ausdrücken, dass man den Dingen Zeit lassen muss.«

Ricci grunzte und starrte dann erneut auf das Meer hinaus. »Nehmen wir mal einen Augenblick lang an, dass ich das beherzige«, sagte er. »Wenn Thibodeau von jetzt an ruppig wird, werde ich härter zurückschlagen. Beunruhigt dich das?«

Nimec zuckte die Achseln. »Ob es mich beunruhigt oder nicht, ich werde mich bemühen, es zu ertragen.«

Ricci gab keinen Kommentar, beugte sich nur etwas weiter vor, die Ellbogen auf die Reling gestützt. »Am späten Nachmittag ist die Bucht sehr schön«, sagte er nach einer langen Pause.

»Ja«, bestätigte Nimec. »Es ist das Licht auf der Dünung, wenn die Sonne am Horizont sinkt.«

Ricci blickte ihn an. »Ich bin weiter mit von der Partie«, sagte er. »Zumindest fürs Erste.«

Nimec nickte, und diesmal war er an der Reihe, Ricci zuzulächeln. »Mehr kann man nicht verlangen.«

Die Unterscheidung zwischen einer Tat und ihren Konsequenzen macht einem das Leben leicht. Hierfür muss man die Beispiele nicht erst bei Verbrechen und in der Politik suchen, sie dient uns schon im täglichen Leben als Entschuldigung. Die Nachbarin, die am Tag ihres Umzugs die Katze zurücklässt, wird sich sagen: »Der Möbelwagen ist da, ich hab's eilig, und wer hätte schon gedacht, dass das dumme Vieh so lange wegbleibt, nachdem ich es herausgelassen habe?« Oder der Familienvater, der nach der Arbeit mit seiner Sekretärin fremdgeht: »Für meine Frau ist gesorgt, letzte Woche habe ich ihr ein goldenes Armband

gekauft, und die Kinder werden sich lieber mit ihren Computerspielen beschäftigen als mit ihrem langweiligen Alten.«

Wenn man die Dinge nicht in einem größeren Zusammenhang sieht, ist man unter Umständen bald davon überzeugt, dass sie bedeutungslos sind. Begreifen Sie, wie leicht so etwas passiert? Man muss nur die Augen vor den Gründen verschließen, die Auswirkungen ignorieren und weiter seines Weges gehen.

Don Palardy war allein in Roger Gordians Büro im UpLink-Gebäude in San José und sagte sich, das er ja nur ein paar Haare mitnahm.

Nur ein paar Haare - das war wohl kaum ein Verbrechen, oder?

Mit Baumwollhandschuhen an den Händen stand er vor Gordians offener Schreibtischschublade und zog mit einer Pinzette ein Haar aus dem Kamm, der in einem der ordentlich aufgeräumten Fächer lag. Dann verstaute er es sorgfältig in einem kleinen Plastikbeutel und wiederholte das Ganze mit zwei weiteren Haaren.

Als Chef des Security-Teams, das in den Büros der Führungskräfte und in den Konferenzräumen mit elektronischen Hilfsmitteln wöchentlich nach Abhöreinrichtungen für Industriespionage suchte, machte Palardy sich keine Sorgen, in einer kompromittierenden Situation erwischt zu werden.

Er wusste, dass Gordian sich anlässlich des Treffens mit seinen Mitarbeitern auf seiner Motorjacht aufhielt und ihn heute hier nicht überraschen würde. Und er wusste, dass er nicht von versteckten Überwachungskameras beobachtet wurde, nämlich deshalb, weil er oder einer seiner Untergebenen die Kameras angebracht hätten, wenn Gordian je darum gebeten hätte, aber dies war nie der Fall gewesen. Des Weiteren hatte Palardy den Breitband-Wanzen-detektor dabei, den man in seiner Abteilung den >Großen Schnüffler< nannte. Der Detektor war ein Gerät im Wert von zwanzigtausend Dollar und ähnelte in geschlossenem Zustand einem etwas größeren Aktenkoffer. Jetzt stand er



aufgeklappt auf dem Boden. Dieses von einem Mikrocomputer gesteuerte System war zugleich ein Radio-, Audio- und Infrarot-Scanner, der den Output entweder auf einem LCD-Display oder auf Ausdrucken grafisch darstellte. Zu den hochmodernen Komponenten des >Großen Schnüfflers< gehörte ein Receiver für extrem niedrige Frequenzen, mit dem auch die 15.75-Kilohertz-Frequenz erfasst werden konnte, die von den Horizontal-Oszillatoren von Videokameras ausgestrahlt wird. Dieser Low-Frequency-Receiver piepte nicht, und es flackerte auch kein Lämpchen, was bedeutete, dass keine Videokamera entdeckt worden war.

Geschützt vor >geheimen Abhöraktionen<, wie man das in seinem Beruf nannte, befand er sich ganz allein in Gordians Büro. Palardy schloss mit Daumen und Zeigefinger den Plastikbeutel, der normalerweise zur Aufbewahrung von Beweismaterial verwendet wurde, steckte ihn in eine Tasche seines Overalls und schob die Schublade in der Mitte des Schreibtischs wieder zu.

Nach getaner Arbeit steckte er das Kabel seines Geräuschdetektors in die Buchse an der Rückseite des Großen Schnüfflers<, um sich sodann mit peinlicher Genauigkeit der routinemäßigen Überprüfung des Raums zu widmen. Er ging vorsichtig um die alte Schweizer Standuhr herum, die er so bewunderte, und bewegte die Antenne über die Wände des Büros. Palardy suchte nach jenen harmonischen Schwingungen, die Tonbandgeräte, Mikrofone und andere aktive oder passive Abhöreinrichtungen von sich geben. Wenn er irgendetwas gefunden hätte, dann hätte er das betreffende Gerät schnell ausgeschaltet und den Fund seinen Vorgesetzten von der Sword-Security gemeldet.

Don Palardy hielt sich für einen anständigen und sorgfältigen Mann, der aber natürlich auch nicht frei von menschlichen Schwächen war. Hätte er ein wertvolles Schmuckstück, einen Manschettenknopf oder eine mit Diamanten besetzte Krawattennadel auf dem Teppich gefunden, hätte er sie seinem Arbeitgeber überreicht, und zwar unabhängig davon, wie sehr ihm die wertvollen

Fundstücke geholfen hätten, mit seinen Schulden fertigzuwerden.

Aber er hatte ja nur ein paar - drei - Haare mitgenommen.

Seit der Sache in Brasilien hatte er es sehr gut gelernt, seine Vergehen >rational< zu bagatellisieren.

#### 4.

### *Baja-Halbinsel, Mexiko* *31. Oktober 2001*

Der Tunnel lag drei Meter unter der Erde und führte etwa drei Kilometer lang unter der mit nordamerikanischem Beifuß bewachsenen Wüste zwischen Tijuana und Mexicali auf die Grenze der Vereinigten Staaten zu. Den südlichen Einstieg erreichte man durch eine Falltür in einem Lagerschuppen eines Scheunenhofs. Die nördliche Öffnung war eine kleine Spalte im Abhang eines Trockentals in Blickweite der kalifornischen Grenze. Nach alter Überlieferung war der Tunnel von Jesuitenpriestern gegraben worden, die Teile ihres immensen Reichtums, der vermutlich durch illegalen Handel mit Piraten und Manila-Galeonen verdient worden war, verschwinden lassen wollten, nachdem die spanische Krone im Jahr 1767 seine Konfiszierung befohlen hatte. Über zweihundertdreißig Jahre später war der Tunnel immer noch ein häufig genutzter Weg für Schmuggeloperationen, wenngleich es bei den heimlichen Aktionen heute um Rauschgift und illegale Einwanderer ging, die in die Vereinigten Staaten gelangen wollten. »Gelegenheit macht Diebe«, hieß es auch in Mexiko.

In dieser Nacht parkten dort, etwa dreißig Meter von der nördlichen Öffnung des Tunnels entfernt und für die Grenzpatrouillen nicht sichtbar, zwei leichte Geländewagen und ein staubiger alter Chevrolet-Pickup hinter einem

sorgfältig arrangierten Schutzvorhang aus Manzanita- und Chamiso-Büschen. Die Windschutzscheibe des Lastwagens war herausgeschossen worden, die Motorhaube und das Innere waren mit Glassplittern übersät, die beiden Insassen tot. Zusammengesunken saßen sie auf ihren Sitzen, deren Stoffpolster von Blut durchtränkt und - wie die beiden Opfer - in dem Kugelhagel zerfetzt worden waren. Die Hosen waren ihnen bis auf die Knöchel herabgezogen worden, bevor man ihnen die Genitalien abgeschnitt und sie ihnen in den Mund gestopft hatte. Die beiden Fahrer waren erschossen, verstümmelt und dann in identischer Sitzposition zurückgelassen worden.

Über dem schützenden Buschwerk um die Fahrzeuge herum waren etwa ein Dutzend Männer auf Sandstein-Felsplatten entlang der östlichen und westlichen Wände der Schlucht postiert. Die Wagen, in denen sie aus Tijuana gekommen waren, hatten sie in einiger Entfernung geparkt. Sie waren mit Mendoza-Maschinengewehren mit extrem leistungsstarken Zielfernrohren und daran angebrachten Lampen bewaffnet.

Auf einem Felsvorsprung, der der Tunnelöffnung am nächsten lag, wartete ein drahtiger, dunkelhäutiger junger Mann mit einem ordentlich gestutzten kleinen Kinnbart, der sein dunkles Haar aus der Stirn zurückgekämmt hatte. Er presste sich gegen den Felsen in die Schatten, die das trübe Licht eines Viertelmondes erzeugte. Neben ihm stand ein metallischer Gegenstand in Form einer Dose, der oben mit einer dünnen Teleskopantenne versehen war. Die Waffe gegen eines seiner in Bluejeans steckenden Beine lehrend, beobachtete er von seinem hoch gelegenen Beobachtungsposten aus den Ausgang des Tunnels, ohne zu ahnen, das auch er beobachtet wurde.

Weiter oben auf dem westlichen Abhang kauerte Lathrop hinter einem breiten Randfelsen. Er hatte den Mund leicht geöffnet und die Oberlippe hochgezogen und schien die Luft fast zu schmecken, während er konzentriert die Männer unter sich beobachtete. Sein Verhalten erinnerte auf seltsame Art an die Flehmen-Reaktion bei Katzen - die

Erkennung von in der Luft schwebenden Molekülen durch das Jacobsonsche Organ, ein zusätzliches, extrem empfindliches Wahrnehmungsorgan in der Form eines kleinen Zapfens am Gaumen der oberen Mundhöhle. Beim Menschen ist dieses irgendwo zwischen Geruchs- und Geschmackssinn angesiedelte Organ - wie das Steißbein - nur noch rudimentär ausgeprägt, aber bei der Katze gleicht es einem sechsten Sinn.

Seit seiner Kindheit hatte Lathrop ein Faible für Katzen; schon damals war er von ihrem Verhalten fasziniert gewesen. Er besaß drei Katzen, auch wenn dies aller Wahrscheinlichkeit nach nur in zufälliger Beziehung zu seiner Flehmen-Reaktion stand, die unbewusst ablief.

Ruhig, reglos und völlig konzentriert beobachtete Lathrop die Männer unter sich von seinem einsamen, versteckten Aussichtsposten aus. Sein Gesicht war mit Tarnfarbe eingeschmiert, und er trug einen leichten schwarzen Kampfanzug, an dessen Gurt sich ein Hüftholster mit einer 40-Kaliber-Beretta befand. Neben ihm auf dem Boden lag sein SIG-Sauer-SSG-2000-Scharfschützengewehr. Die Waffen waren eine reine Vorsichtsmaßnahme. Wenn er gezwungen sein würde, eine von ihnen zu benutzen, würde das bedeuten, dass er die ganze Sache verpfuscht hätte.

Während er durch das Kameraauge seines Mini-DVD-Camcorders blickte, schaltete er auf den Foto-Modus um und verstellte das Nachtsicht-Zielfernrohr, das mit den Linsen verbunden war, leicht.

Bevor er hier fertig war, würde er jede Menge zusätzliches Material aufgenommen und gespeichert haben. Aber das war immer noch besser, als das Risiko einzugehen, etwas Wichtiges zu verpassen. Außerdem konnte er überflüssiges Material herausschneiden, wenn er die Daten auf seinen brieftaschengroßen Computer an seinem Gürtel überspielte.

»Okay, Felix, dann wollen wir die Sache mal mit Gefühl angehen«, flüsterte Lathrop leise vor sich hin.

Er zoomte auf den Mann mit dem Bart und drückte die Aufnahmetaste.

Guillermo hasste dieses Loch, den Lagerschuppen mit dem Schweinefutter, die bei jedem Schritt quietschende Holztreppe, die in den Tunnel führte. Er hasste die erstickende Tageshitze und die elende nächtliche Kälte, die niedrige Decke, wegen der die größten Männer nur gebückt gehen konnten. Er hasste die engen Wände des schmalen Tunnels, die hier und da behelfsmäßig von Beton- oder Holzpfählern gestützt wurden, aber immer noch so wirkten, als könnten sie jeden Augenblick ohne Vorwarnung zusammenbrechen. Er hasste die Nagetiere und Insekten, die man in der Finsternis über die Haut krabbeln spürte und die einen wie schwarzer Schlamm zu ersticken drohten. Mehr als alles andere hasste er aber den Gestank von Schweiß, dreckigen Kleidungsstücken und menschlichen Exkrementen, der den ganzen Tunnel erfüllte, wenngleich über dessen gesamte Länge Kühlgeräte frischen Sauerstoff durch die Lüftungsschächte bliesen.

Er hasste dieses Loch, jeden einzelnen Abschnitt des Wegs mit seinen engen und stinkenden Windungen, aber er wusste mit absoluter Gewissheit, dass er sich ohne diesen Tunnel niemals ein Jahrzehnt, ja sogar länger in einem Geschäft hätte halten können, das viele in einem Bruchteil dieser Zeit hinter Gitter gebracht hatte. Wegen dieses Loches war er mit beispiellosem Erfolg den Grenzpatrouillen entkommen, und deshalb war er im Vorteil gegenüber der Konkurrenz. Deshalb vertrauten die Salazar-Brüder ihm ihre immer blühenderen und vielfältigeren Geschäfte an. Auf dieser Halbinsel gab es Dutzende von Kojoten, denen *Los Reyes Magos de Tijuana* Segen und Schutz gewährten, aber Guillermo war sich sicher, dass die Brüder die jüngste, riesige Lieferung niemandem außer ihm anvertraut hätten - sechzig Kilogramm hochwertigen, reinen Heroins, das auf dem nordamerikanischen Markt ein Vermögen wert war. Zwar war dieser Job weitaus riskanter als andere, die er in der Vergangenheit übernommen hatte, aber auch mit weniger Arbeit verbunden. Bei einem Geschäft mit Armutsflüchtlingen hätte er erst Interessenten zusammentrommeln müssen, die in der Lage waren,

eine Pro-Kopf-Gebühr von tausend Dollar zu bezahlen, die das Risiko eines illegalen Grenzübertritts für ihn lukrativ machten. Meistens war er bei seinen Jobs in Personalunion für die Anwerbung und die Führung durch den Tunnel zuständig. In dieser Nacht war die Kolonne schon vor seinem Einstieg vollzählig gewesen, und er musste den Trupp eigentlich nur noch ans Ziel bringen und dann aus den Händen Lucio Salazars das Geld in Empfang nehmen.

*Un coyote, si*, dachte Guillermo nachdenklich. Das war die beliebte Bezeichnung für Menschen- und Rauschgiftschmuggler. Er war sich nur zu gut der Tatsache bewusst, dass die Assoziationen, die sich mit dem Wort >Kojote< verbanden, keineswegs alle schmeichelhaft waren. Das gleichnamige Tier war schnell, gerissen, gefährlich und ortskundig, aber auch ein Abstauber, der alles fraß, wo oder wie immer ihm seine Beute auch begegnen mochte. *Alles zugegeben, aber weshalb sollte man sich dafür schämen?* In Guillermos Milieu ertrug man Moralisten nur schwer, und ihm war sein eigenes Überleben weitaus wichtiger, als als aufrechter Mensch eines gewaltsamen Todes zu sterben.

Jetzt durchschnitt der Lichtstrahl seiner Taschenlampe die Finsternis des Tunnels, und er schritt vor den Indianern her, die das Heroin aus Sonoma auf dem Rücken trugen. Auf die Schnelle hatte er etwa fünfunddreißig Dorfbewohner gezählt, von denen keiner älter als zwanzig Jahre war. Die meisten waren Teenager, etwa ein Drittel Mädchen. Den jugendlichen Kurieren folgte mit gezückten Waffen ein halbes Dutzend *forzadores* der Salazar-Brüder. Über den Daumen gepeilt waren das etwa fünfzig Menschen, doppelt so viele wie bei seinen früheren Aufträgen, locker das Doppelte. *Madre dios*, er hoffte, dass die Wände der Erschütterung durch das Getrampel der vielen Füße standhalten würden.

Ob reine Fantasievorstellung oder nicht, die gewachsene Gefahr eines Einbruchs des Tunnels verstärkte Guillermos gewohntes Gefühl des Unbehagens. Vermutlich glich es dem Unbehagen der mit Gewehren bedrohten Kuriere.

Besonders ein vierzehn oder fünfzehn Jahre altes Mädchen hatte es ihm angetan, die ihn an seine engelhafte, ungefähr gleichaltrige Tochter erinnerte. Beide trugen das Haar lang, und es fiel dem Mädchen hier im Tunnel auf dieselbe unverwechselbare Art und Weise in die Stirn ... Dennoch ließ er sich durch diese Ähnlichkeit nicht zu übertriebenen Annahmen verleiten. Die Regierungspropaganda behauptete, dass die Salazar-Brüder abgelegene Dörfer in der Großen Wüste - *Gran Desierto* - oder weiter südlich davon, jenseits der Sierra Madre, in bewachte Camps verwandelt hatten, wo die Bewohner Zwangsarbeit verrichten mussten. Aber warum verschwieg die Regierung die grauenhaften Verhältnisse, in denen die Dorfbewohner vor der so genannten >Besetzung< hatten leben müssen? Warum erwähnte sie nicht, dass die verhungerten Familien in Hütten aus Pappe gewohnt hatten, bevor die Salazars sie durch haltbarere Behausungen ersetzt hatten? Welche Alternative versprach ihnen ein besseres Leben? Guillermo wusste es nicht, und er verfügte nicht über genügend Informationen, um sich eine Meinung bilden zu können. Das Ganze ging ihn ja auch nichts an. Er musste sich nur um seine Angelegenheiten kümmern - diese Kolonne zum *Estación Lucio* führen und dann abkassieren.

Hinter einer plötzlichen Kurve des Tunnel verbreiterte Guillermo den einstellbaren Lichtstrahl seiner Taschenlampe. Auf dem Erdboden sah er zahllose, sich überlappende Fußabdrücke, von denen einige jüngeren Datums waren. Andere waren kaum mehr erkennbar und wahrscheinlich Generationen älter als er.

Dann sah er in dem sich verjüngenden Lichtstrahl einen Geröllhaufen, in dem er eine Art Wegweiser erkannte. Er näherte sich dem letzten Abschnitt des unterirdischen Marsches. Nach etwa fünfzig oder sechzig Metern würde der Weg ansteigen und zu dem Ausgang an der westlichen Seite des Tals führen, wo Lucios Männer ihn mit den Wagen für den Transport erwarten würden. Während sie auf luden, würde Guillermo eine kurze Verschnaufpause einlegen können. Dann musste er mit den *forzadores* und den

Dorfbewohnern den Rückweg antreten, was selbst für durchtrainierte Männer ermüdend war - die dicke Wampe über seinem Gürtel war der sichtbare Beweis dafür, dass körperliche Fitness noch nie zu seinen Stärken gezählt hatte.

Nach etwa einer weiteren Viertelstunde begann der Weg anzusteigen, und die stehende Luft in dem Tunnel wurde durch eine frische Brise von draußen erträglicher. Kurz darauf erblickte Guillermo Mondlicht durch die Spalte in der Felswand, die zu der ausgetrockneten Wasserrinne führte.

Trotz seiner Müdigkeit ließ ihn die Ungeduld schneller gehen.

Felix Quiros war geduldig gewesen und hatte jeder Versuchung widerstanden, vorschnell zu handeln. Nachdem Guillermo in der Öffnung des Tunnels aufgetaucht war, hatte er mit angehaltenem Atem noch einige Sekunden gewartet, bis die lange Reihe der dummen Esel diesem nicht weniger dummen *cabron* in die Trockenrinne gefolgt waren. Ja, er hatte sogar noch gewartet, bis fast alle Salazar-*forzadores* draußen waren, also so lange, bis er sicher war, dass sich die gesamte Heroinlieferung außerhalb des Tunnels befand. Dann hatte er nach dem Transmitter gegriffen, der über Funk die Detonation auslösen würde.

Nachdem er sich schnell vergewissert hatte, dass die Antenne ganz ausgezogen war, drückte er auf den Knopf.

Innerhalb des Tunnels jagte der Receiver einen Stromstoß durch die Drähte, die mit den TNT-Ladungen verbunden waren, welche Quiros und seine Männer auf den letzten Metern des Schachts deponiert und mit Steinen und Erde getarnt hatten.

Fast sofort auf den Knopfdruck folgte die Explosion. Das Krachen rollte durch das Trockental und erschütterte seine Felswände, während gigantische Flammenstöße und Rauchwolken aus dem Eingang des Tunnels drangen. Aus dem gezackten Rand des Feuerballs schossen Trümmer und trafen die *forzadores*, die den Tunnel erst verlassen hat-



ten, als die Seitenwände bereits einstürzten. Der Schutt streckte einige von ihnen zu Boden.

Mit der Maschinenpistole zielte Felix auf Guillermo, drückte dann auf den Abzug. Der Kugelhagel schleuderte ihn zu Boden. Er lag auf dem Rücken da, mit zuckenden Beinen, seine Hände an der Brust, aus der das Blut sprudelte. Nachdem Felix noch ein paar Schüsse auf Guillermo abgegeben hatte, bis dieser sich nicht mehr bewegte, überzog er den Grund der Trockenrinne mit einem Kugelhagel. Die Schüsse wirbelten kleine Sandfontänen auf, während er seine Waffe feuernd hin- und herriss, genau wie seine Männer auf den anderen Beobachtungsposten. Vor Schmerz und Entsetzen schreiend, gingen die hilflosen jungen Kuriere da zu Boden, wo sie gerade standen. Einige machten noch vergebliche Versuche, mit ihrer Last in Deckung zu kriechen.

In der Zwischenzeit hatten die paar verdutzten *forzadores*, die noch auf den Beinen waren, blindlings auf die Felsvorsprünge zu feuern begonnen, aber für die im Hinterhalt lauenden Scharfschützen waren auch sie leichte Beute.

Die Männer auf den Abhängen schossen weiter, bis sich unter ihnen nichts mehr bewegte. Dann legten sie in dem von Rauch und Echos erfüllten Tal eine Pause ein, um ihre Waffen nachzuladen. Schließlich gab Felix ein Signal, und der Kugelhagel setzte erneut ein, bis die Scharfschützen sicher wussten, dass alle ihre Opfer tot waren.

Das Blutbad hatte keine zehn Minuten gedauert.

Lathrop ließ die Kamera noch etwas länger laufen, weil er filmen wollte, wie Felix und seine Männer in das Tal hinabstiegen. Schnell schnitten sie mit Klappmessern die Riemen an den Bündeln der Kuriere durch, rissen sie ihnen vom Rücken und schichteten die Leichen zu einem riesigen Grabhügel auf. Zugleich trennten sich ein paar von Felix' Leuten von ihren Kameraden, um auf das nördliche Ende der kleinen Schlucht zuzulaufen. Vermutlich wollten sie die Wagen holen, mit denen sie ihre Beute abtransportieren gedachten.

Lathrop überlegte, ob er auf ihre Rückkehr warten und vielleicht noch eine Aufnahme machen sollte, wenn sie aufluden, aber er verwarf diese Idee sofort. Wegen der Morde und des Diebstahls hatte er Felix in der Hand. Er verfügte über ausreichend Beweismaterial. Warum sollte er sich übermäßig ins Zeug legen? Manchmal war man in Versuchung, zu viel aus einem Spiel herauszuholen. Er kannte seine Schwächen und musste vorsichtig sein, ihnen nicht nachzugeben. Das konnte er sich in seiner Lage auf keinen Fall erlauben.

Zumindest dann nicht, wenn er Guillermo und den anderen Leichen nicht bald Gesellschaft leisten wollte.

Nachdem er das Nachtsicht-Zielfernrohr behutsam von dem Camcorder getrennt hatte, verstaute er beide Geräte in ihren Schutzhüllen. Dann schulterte er sein Gewehr, um sich leise in die Finsternis zurückzuziehen.

## 5.

### *Verschiedene Schauplätze 2. November 2001*

»Ist es Ihnen gelungen, Lang davon zu überzeugen, dass er seine alten Rechnungen begleichen muss?«, fragte Nimec, der einen Boxhandschuh hochhob.

»Allmählich reden Sie wie Roger.« Megans ungeschickter linker Haken berührte das gepolsterte Leder des Boxhandschuhs nur leicht. »Mist«, murmelte sie. Ihr Gesicht war schweißnass.

»Weiter, sonst verlieren Sie Ihren Rhythmus.«

»Wir sind schon eine Stunde bei der Sache, vielleicht sollten wir es langsam gut sein lassen.«

»Hm.«

»Ich bin völlig groggy, Pete. Heute Morgen läuft's bei mir nicht, und ich muss vor der Arbeit noch duschen.«

»Nach dem, was ich gehört habe, waren Sie in Kalinin-

grad groggy, nachdem sie einen bewaffneten Angreifer fertig gemacht hatten. Und das war, *bevor* Sie mit diesem Training begonnen haben.«

»Damals hatte ich keine andere Wahl.«

»Jetzt haben Sie auch keine«, sagte er, während er seitlich nach rechts auswich. »Tief durchatmen. Und bleiben Sie dran an mir.«

Mit geöffnetem Mund schnappte Megan nach Luft. Mit dem linken Fuß vor dem rechten schwenkte sie zu ihm herum und holte erneut aus. Dieser Schlag war etwas fester und landete dicht neben dem weißen Punkt auf dem Handschuh.

»Schon besser. Weiter.«

Erneut schoss ihre Faust vor, und diesmal berührte sie den Rand des Punkts.

»Noch mal! Und halten Sie den Arm parallel zum vorderen Fuß!«

Der nächste Schlag saß exakt auf dem Punkt.

»Gut«, sagte Nimec, der näher auf sie zukam und sie unter Druck setzte, bevor er mit dem Boxhandschuh neben ihrer Wange herfuhr. »Die Deckung nicht vernachlässigen, ich hätte Sie genau dort treffen können. Und was meinen Sie mit >wie Roger?<«

Megan hob die Arme und senkte gleichzeitig das Kinn. Ihr Haar war zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, und sie trug ein weißes Band um den Kopf, ein weißes T-Shirt, schwarze Radfahrerhosen und Adidas-Sportschuhe.

»Dass Sie beide annehmen, Bob glaube, in unserer Schuld zu stehen.«

*Bob*, dachte Nimec.

»Ist er uns etwa keinen Gefallen schuldig?«

»Meiner Ansicht nach glaubt er, dass wir quitt sind.«

»Und warum? Weil wir verhindert haben, dass ein Atom-U-Boot mit dem Präsidenten an Bord entführt wurde? Oder weil wir herausgefunden haben, wer für den Times-Square-Bombenanschlag verantwortlich war, nachdem sich seine Leute hinters Licht führen ließen?«

Megan antwortete nicht, sondern tänzelte auf und ab, um neue Energie aufzubauen. Sie befanden sich in einem Boxring im obersten Stock von Nimec' riesiger Eigentumswohnung in San José. Das gesamte Geschoss beherbergte eine weitläufige Erholungs- und Sportanlage, zu der eine Boxhalle, ein Kampfsport-Dojo und ein Schießplatz mit Schalldämmung gehörten. Und dann gab es da noch die - bis hin zum Gestank von in Bier schwimmenden Zigaretenkippen - detailgetreue Nachbildung jener Pool-Billard-Halle in South Philadelphia, wo Nimec im Alter von etwa vierzehn Jahren unter dem harten, rötlich glühenden Licht der Neonröhren seine jugendliche Unschuld abhandeln gekommen war. Megan hatte nie mit ihm über diese Phase seines Lebens gesprochen. Sie hatte nie wirklich begriffen, warum er damals Juniorpartner in einem Gaunerduo mit seinem Vater gewesen und als Jugendlicher straffällig geworden war. In ihren Augen glich das der Ausbeutung von Kindern. Wie sollte man es sonst nennen, wenn ein Jugendlicher von der Schule fern gehalten wurde, um in einer Spelunke voller Spielsüchtiger das Billardqueue zu schwingen? Sie konnte nicht genau sagen, ob ihr Unverständnis darauf zurückging, dass sie unter völlig anderen Umständen aufgewachsen war. Zwischen Ridgewood in New Jersey und diesem Stadtteil von Philadelphia lagen mit Sicherheit Welten. Während sie auf einer für das College vorbereitenden Privatschule Kurse für Alt- und Mittelenglisch belegt hatte, hatte korrektes Englisch in Nimec' Leben keine Rolle gespielt.

Jetzt konzentrierte sie sich wieder ganz auf das Training und testete Nimec mit mehreren leichten Jabs mit der Führungshand, während er weiterhin seitlich nach rechts wagtänzelte. Dabei schützte sie mit der anderen Hand den imaginären Verteidigungskreis, den sich vorzustellen er ihr beigebracht hatte.

»Zurück zum Thema Lang«, sagte er. »Wir sind auf die NCIC-Datenbank angewiesen, wenn wir an die nötigen Informationen herankommen wollen.«

»Und er ist bereit, den Direktor um seine Zustimmung

zu bitten«, antwortete Megan. »Bis zu den höchsten Geheimhaltungsstufen. «

»Bis zu?«

Sie nickte.

»Also ohne die höchsten Geheimhaltungsstufen.«

Megan nickte erneut.

»Das wird nicht reichen. Der durchschnittliche, uniformierte Bulle kann in seinem Streifenwagen die gesamte Datenbank einsehen, wenn er nur einen Computer dabei hat. Ich will, dass Lang dafür sorgt, dass wir unbeschränkten Zugang erhalten.«

Nimec hob beide Boxhandschuhe. Sie attackierte ihn mit einer Kombination, gefolgt von einer Linken, und wehrte dann einen weiteren harten Schlag ab, ohne auch nur einen Zentimeter Boden preiszugeben.

»Das wird kompliziert werden«, sagte Megan. »Für ihn kommt die nationale Sicherheit zuerst.«

Nimec wirkte irritiert. »Vertraut er uns nicht?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Warum sollte es dann Komplikationen geben?«

»Im Moment möchte ich das lieber nicht erklären.«

Jetzt runzelte Nimec verständnislos die Stirn.

»Lassen wir das jetzt. In ein paar Tagen fliege ich wieder nach Washington. Dann werden wir sehen, was Bob zu sagen hat.«

Nimec blickte sie einen Augenblick lang an.

*Schon wieder >Bob<, dachte er.*

Dann zuckte er kaum merklich die Achseln und ließ seine Rechte sinken, um einen Uppercut abzuwehren, der ihn nur flüchtig streifte. »Noch mal.«

Megan hob den Arm, legte ihre ganze Kraft in den Schlag und empfand ein befriedigendes Gefühl, als ihre Faust krachend das Leder traf.

»Okay, das war perfekt. Entspannen Sie sich einen Augenblick«, sagte er, nachdem er seine tänzelnden Bewegungen eingestellt hatte. »Hören Sie jetzt gut zu - es ist wichtig.« Er klopfte mit seinem Handschuh gegen die Mitte seines Brustkorbs. »Wenn ein Typ Sie angreift, müssen

Sie ihn hier treffen. Wenn Sie ihn hart und sauber treffen, wird sein Zwerchfell übel mitgenommen, völlig unabhängig davon, wie groß er ist. Außerdem wird er das bei einer Frau nicht erwarten. Unerfahrene Kämpfer machen in der Regel dieselben Fehler. Sie zielen entweder auf die Nase oder das Kinn, die nicht so einfach zu treffen sind, oder auf die Eingeweide, die durch Muskeln, Fett oder sonst etwas geschützt sind.« Er hob den anderen Handschuh und hielt ihn an seinen Hals, direkt unter dem Ohr. »Wenn der Oberkörper keine Angriffsfläche bietet und Ihre Reichweite stimmt, versuchen Sie, ihn genau hier zu treffen, an diesem druckempfindlichen Punkt. Verstanden?«

»Zwerchfell oder Hals«, wiederholte Megan keuchend. Mit ihrem Handschuh wischte sie sich den Schweiß ab.

»Das haben Sie mir schon dutzend Mal erzählt.«

»Meinen Schülern hat es noch nie geschadet, wenn ich etwas wiederholt habe.« Er wedelte mit dem Handschuh vor seinen Rippen herum. »Na los, machen Sie schon ...«

»Pete ...«

»Anschließend machen wir Schluss für heute.«

Sie schlug zu.

Zehn Minuten später hatten sie mit ihren Handtüchern über der Schulter den Ring verlassen. Die durchgeschwitzten T-Shirts klebten ihnen am Leib. Nimec ging zu seinem Spind hinüber, verstaute seinen Handschuh und half Megan dann, die Schnüre ihrer Boxhandschuhe zu lösen.

»Da gibt's noch ein weiteres geschäftliches Thema, über das wir reden müssen«, sagte er, während er die Handschuhe über einen Nagel in den Spind hängte.

»Und zwar?«

»Riccis Geistesblitz hinsichtlich der schnellen Eingreiftruppe. Ich habe darüber nachgedacht und bin zu dem Schluss gekommen, dass wir das in die Wege leiten sollten.«

Megan nahm ihre Bandagen ab. Ihre offene Sporttasche lag hinter ihr auf einer Bank. »Ich bin derselben Meinung - vorläufig.«

»Und wo liegen Ihre Vorbehalte?«

»Das Ganze müsste auf einer experimentellen Basis beruhen und permanent überwacht werden. Meiner Ansicht nach müssten alle mit an Bord sein, auch Gord und Rol-  
lie.« Sie blickte ihn an. »Sie wirken überrascht, Pete.«

Nimec zuckte die Achseln. »Am Anfang schienen Sie nicht besonders begeistert von dem Vorschlag zu sein. Ich hatte jetzt mit mehr Widerstand gerechnet.«

Megan überlegte, was sie antworten sollte. Sie machte sich weiter an ihren Leinenbandagen zu schaffen, rollte sie sorgfältig auf, wandte sich dann der Bank zu und ließ sie in ihre Sporttasche fallen. »Riccis Fähigkeiten stehen für mich außer Frage«, sagte sie schließlich, als sie sich wieder zu Nimec umwandte. »Nur seine Streitlust und sein Hang zu Alleingängen gefallen mir nicht. Manchmal muss ich mich eben woanders aufhalten als er, um damit klarzukommen.«

Nimec zuckte leicht die Achseln, während seine Hand auf der offenen Tür des Spinds ruhte.

»Für mich klingt das nach einer Art Entscheidung.«

»So kann man es auch nennen. Ich denke, dass ich so das große Ganze im Auge behalte.«

Er warf ihr einen fragenden Blick zu.

»Wer auch immer uns im letzten Frühling in Brasilien angegriffen haben mag - sie haben viele unserer Leute getötet und hätten noch mehr Zerstörungen verursacht und jedes Land auf dieser Welt erpressen können, wenn wir ihnen nicht in die Quere gekommen wären«, sagte Megan. »An Stelle unserer Feinde wäre ich ernsthaft sauer. Und der Gedanke, dass wir bei einer erneuten Attacke nicht vorbereitet sein könnten, jagt mir einen höllischen Schrecken ein, Pete.«

Einige Sekunden lang blickte er sie an, bevor er die Tür des Schrankes zuwarf, die sich mit einem metallischen Geräusch schloss. »Ganz Ihrer Meinung.«

Vor einigen Monaten hatte er in Madrid das Villanueva-Gebäude des Prado aufgesucht, um sich >Triumph des Todes< von Bruegel dem Älteren anzusehen. Selbst jetzt

wusste er nicht genau, wie lange er vor dem Bild gestanden hatte. Es war ihm so vorgekommen, als hätte um ihn herum die Zeit stillgestanden, als wären seine tiefsten inneren Visionen auf die Leinwand vor seinen Augen projiziert worden.

Er hatte nicht gewusst, auf welchem Bildmotiv er seinen Blick verweilen lassen sollte. Auf der verschwommenen, orangefarbenen Landschaft mit den Feuern und ihren schwarzen, vulkanischen Rauchwolken? Auf dem mittelalterlichen Dorf, das von einer mordlustigen Armee von Skeletten belagert wurde, die über ihren totenkopffartigen Schädeln Kriegsflaggen schwenkten und deren leere Augenhöhlen mitleidslos nur ein Ziel auszudrücken schienen? Hier hackten sie mit breiten Schwertern auf die Lebenden ein oder durchbohrten Leiber mit Lanzen. Dort kniete ein ausgezehrer Plünderer über seinem auf dem Boden hingestreckten Opfer und hielt ihm das Messer an die Kehle, um ihm den Gnadenstoß zu versetzen. Im rechten Bildvordergrund war eine Bäuerin zu sehen, die auf einen Leichenhaufen gefallen war und als vergebliche Bitte um Mitleid ihren Arm hob, während das Skelett eines Soldaten bereits triumphierend einen Fuß auf ihren Körper gesetzt hatte, um jeden Augenblick mit der Axt zuzuschlagen. Wo sollte er seinen Blick verweilen lassen, auf welchem Motiv dieser Szenerie der Vernichtung? Auf dem Totenschiff, das über einen Sumpf von Blut und zertretenen Leibern dahintrieb, und dessen Besatzung, als Skelette dargestellt, bereits Totenhemden trug? Auf dem Städter, der mit erschlafften Gliedern an dem einzigen, gegabelten Ast eines zerschmetterten Baumes hing? Auf dem verendenden Hund, unter dessen Haut sich die Rippen abzeichneten und der hungrig war wie das Kind, das seine gefallene Mutter umarmte? Oder auf den Feiernden in den an Pfauenkleider erinnernden, reich verzierten Gewändern, die in hilfloser Panik an ihrem Esstisch saßen, während eine Horde von ausgezehnten Räubern um sie herum die Reihen schloss?

Ja, auf welchem Bildmotiv sollte er seinen Blick verweilen lassen?



Dieses Gemälde war bemerkenswert. Seine höllische Schönheit hätte Siegfried Kuhl fast glauben lassen, dass der Schöpfer des Kunstwerks über die Jahrhunderte hinweg seine Hand ausgestreckt und tief in seinem Inneren nach Inspiration gesucht hätte. Die Erfahrung einer tiefen Beziehung zu dem Gemälde war überwältigend gewesen. Es schien ihm gleichzeitig alle Energie zu entziehen und ihm neue zuzuführen.

Bis zu dieser unvergesslichen Erfahrung hatte noch nie ein Kunstwerk Kuhl berührt. Einzig und allein aus Neugier war er in das Museum gegangen, angelockt durch Harlan DeVanes Bemerkung, dass er das Bild vielleicht interessant finden werde. Das war vor einem halben Jahr gewesen, nach dem Debakel in Kasachstan, wo es ihm nur durch Zufall gelungen war, dem Sword-Mitarbeiter zu entkommen, mit dem er im Startkomplex des Weltraumflughafens gekämpft hatte.

Die Gesichtszüge dieses Mannes hatten sich seinem Gedächtnis mit fotografischer Detailtreue eingeprägt. Wenn er sich seine scharf hervorspringenden Wangenknochen oder seinen Mund vorstellte, wurde er von einem ruhelosen Verlangen nach Rache erfüllt, das kalt seine Eingeweide durchzuckte. Dieses Gefühl empfand er auch jetzt noch, sechs Monate später, auf einem anderen Kontinent, während er an einem Fenstertisch der Brasserie >Les Pistou< in Quebec saß, gegenüber dem Park Champs de Bataille. Er beobachtete den Eingang des Parks und wartete auf die Ankunft seines hübschen weiblichen Kuriers.

Sein Versagen auf dem Weltraumflughafen war ein schwerer Schlag für Kuhl gewesen. Er hatte abtauchen, seinen Verfolgern so weit wie möglich entkommen müssen. Durch gefärbte Kontaktlinsen, dunkel koloriertes Haar, Collagen-Injektionen in die Lippen und einen kurz gestutzten Bart hatte er sein äußeres Erscheinungsbild verändert. Während seiner Flucht über die Kontinente hatte er eine gewisse Zeit in Spanien verbracht. Jetzt begriff er, dass ihn nicht etwa der Zufall dorthin geführt hatte.

DeVane hatte erkannt, wie Kuhl auf Bruegels Meister-

werk reagieren würde, das das grimmige Lebensgefühl einer Epoche spiegelte, in der über Kontinente hinweg wahllos die Pest gewütet und alles der Vergänglichkeit preisgegeben hatte: einfache Menschen, Autoritäten, Institutionen der zivilisierten Welt. Einer Epoche, in der niemand gewusst hatte, ob er dem Himmel oder der Hölle die Schuld an dem Elend geben sollte.

Was für eine Macht hätte ein Mann ohne Gewissen und mit eisernem Willen in diesem Durcheinander anhäufen können? Bei gewalttätigen Auseinandersetzungen war Kuhl die Ruhe selbst, im Chaos fühlte er sich ganz und gar lebendig. Im Geschrei stürmischer Zeiten fühlte er sich am stärksten, und in dieser Stärke fand er seine Erfüllung.

Ja, DeVane hatte das begriffen. Und im Rückblick kam es Kuhl so vor, als wären seine Bemerkungen eine Offenbarung gewesen, durch wirkliche Einsicht geprägt - höchstwahrscheinlich hatte ein Plan dahinter gestanden. DeVane fand es amüsant, auf rätselhafte Weise Fäden zu spinnen, die andere entwirren mussten.

Auf jeden Fall musste sein Sleeper-Projekt zu diesem Zeitpunkt schon auf einem guten Weg gewesen sein. Kuhl war kein Wissenschaftler, aber seine Kenntnisse über die Grundlagen der Gentechnologie reichten aus, um zu wissen, dass es Jahre gedauert haben musste, einen pathogenen Wirkstoff jenen Typs zu entwickeln, wie er in dem Labor in Ontario hergestellt wurde. Die Beschaffung der für die DNA-Rekombinationstechnologie notwendigen technischen Ausrüstung und der biologischen Materialien musste ein schwieriges, kostspieliges Unterfangen gewesen sein. Das galt bestimmt auch für die Rekrutierung international renommierter Experten auf diesem Fachgebiet. Die Herausforderungen der Vorbereitungsphase waren sicher nichts gegenüber denen gewesen, die die späteren Entwicklungsstufen mit sich bringen würden.

Die Schwierigkeiten, die sich damit verbanden, die genetische Struktur eines Virenorganismus zu manipulieren, waren vielfältig. Durch die zusätzliche Erfordernis, die Infektion mit einem speziellen genetischen Merkmal zu ver-

knüpfen - blaue Augen, Linkshändigkeit, familiär bedingte, erbliche Diabetes, ethnische und rassische Besonderheiten, die Möglichkeiten waren unerschöpflich -, wurden die mit dieser Aufgabe verbundenen Schwierigkeiten noch größer. Trotzdem standen die Experimente, die mit den Techniken zusammenhingen, eine solche Mikrobe zu entwickeln, in privat und öffentlich finanzierten Laboratorien der meisten Industrienationen im Zentrum des Interesses.

Aber DeVane war noch einige Schritte weitergegangen und hatte seine Kriterien folgendermaßen formuliert: Der Sleeper-Virus musste *auf Befehl* auf eine Vielzahl von Erbeigenschaften reagieren können, aber so lange im Körper schlummern, bis er durch einen oder eine Reihe von Auslösern aktiviert wurde. Auf diese Weise konnte er, je nachdem, welche Auslöser aktiviert wurden, bei einzelnen Individuen bis hin zu ganzen Bevölkerungsgruppen die gewünschten Symptome ausbrechen lassen.

Also hatte er die erfolgreiche Entwicklung einer mikroskopisch kleinen Zeitbombe überwacht, die gleichsam maßgeschneidert werden konnte. Im einen Wirtskörper schlummerte sie harmlos vor sich hin, im nächsten löste sie eine bösartige Explosion aus. Diese Waffe konnte so zielgenau zuschlagen wie die Kugel eines Scharfschützen, aber sie konnte auch, wie einst die Pest, mit vernichtender Wirkung breite Kreise erfassen.

Jetzt dachte Kuhl, dass dies nichts weniger als die ultimative biologische Waffe war.

Als er aus dem Fenster blickte, sah er seine hübsche, bleiche Botin aus dem Park kommen, pünktlich wie immer. Sie schritt mit im Wind wehenden blonden Haaren über die Grande Allee auf die Brasserie zu. Den Kragen ihres dunklen, knielangen Mantels hatte sie wegen des unfreundlichen Wetters hochgeschlagen. Obwohl der Winter nach dem Kalender erst in einem Monat beginnen sollte, war die kalte Jahreszeit in dieser Region schon früher ausgebrochen, und aus einem dunkelgrauen Himmel fiel Schneeregen auf die kahlen, welligen Felder und die zerzausten Bäume westlich der Zitadelle.

Kuhl war darüber glücklich. In dem weitläufigen Naturpark, der an die Klippen über dem Saint-Lawrence-Fluss grenzte, hatte einst der Höhepunkt der Schlacht zwischen der französischen und der britischen Armee um die Vorherrschaft in dieser Region stattgefunden. Und doch wuchsen in den warmen Jahreszeiten Blumen auf dieser Erde, wo einst das Blut von Generälen vergossen worden war, und Spaziergänger sogen die wohlriechende Luft in dem friedlichen Landschaftsgarten ein.

Diese Blumen wurden jetzt durch den böigen Wind in alle Richtungen zerstreut, und die rauen Seiten der Natur kamen wieder zum Vorschein, was die steinerne Festung von Kuhls Herz angenehm berührte.

Sie sah ihn schon vom Bürgersteig aus, und ihre Blicke trafen sich. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann betrat sie das Restaurant und kam sofort auf seinen Tisch zu, vor dem pedantischen Oberkellner, der sich ihr an der Tür genähert hatte. Durch Gesten gab sie ihm zu verstehen, dass sie ihren Gesprächspartner bereits entdeckt habe. Kuhl stand auf und küsste die weiche, weiße Haut unter ihrem Ohr. Dann half er ihr aus dem Mantel, und sie berührte mit ihren Fingerspitzen sanft seinen Handrücken. Er gestattete es sich, ihren Hals noch einmal zu küssen, bevor er dem Oberkellner ihren Mantel reichte.

Sie setzten sich. Kuhl hatte Mineralwasser getrunken, und jetzt winkte er mit einer schnellen Handbewegung nach dem Kellner. Sie bestellte einen amerikanischen Pinot Noir.

Während sie den Wein kostete, wartete der Kellner neben ihrem Tisch, und als sie ihm dann zustimmend zunickte, eilte er davon, weil ihm die Ungeduld in Kuhls Blick aufgefallen war und er die beiden Gäste allein lassen wollte.

»Hattest du eine angenehme Reise?«, fragte Kuhl.

»Ja.«

»Und dein Hotelzimmer?«

»Es ist komfortabel.« Ihr Englisch hatte den leichten, unbestimmbaren Akzent von Menschen, die in verschie-

denen Gegenden der Welt gelebt hatten. »Ich habe dich vermisst.«

Er nickte schweigend.

»Kommst du heute Nacht zu mir ins Hotel?«, fragte sie, während sie mit ihrem Weinglas spielte.

Kuhl beugte sich etwas vor. »Nichts lieber als das. Aber wir haben andere Befehle zu befolgen.«

»Und das kann nicht aufgeschoben werden, nicht einmal für eine kleine Weile?«

»Noch vor Sonnenuntergang werde ich Quebec verlassen«, antwortete er. »Und dein Flug in die Vereinigten Staaten geht am frühen Morgen.«

»Es waren so viele Flüge in letzter Zeit.« Sie zögerte. »Ich bin müde.«

Ihre Blicke trafen sich. Im Bett war sie eine empfängliche Partnerin, und in sexueller Hinsicht befriedigte sie ihn mehr als irgendeine seiner anderen Frauen. Ihren Körper zu erkunden und in sie einzudringen, war, als würde er - nach und nach, eine nach der anderen - Sicherungen ausschalten, als würde er ihre Leidenschaft mehr und mehr anfachen, bis sie ganz und ohne jede Hemmung sein war. Es war ein köstliches Gefühl der Macht, ins Zentrum dieser Lust vorzudringen und in der Lage zu sein, ihren orkanhaften Ausbruch zu kontrollieren. Und die Macht war immer eine Versuchung.

»Wir werden zusammen sein. Sehr bald schon. Aber ...«

»... die Befehle.« Sie schwieg, blickte auf ihr Glas. Nach ein paar Sekunden sah sie wieder Kuhl an. »Ich habe verstanden.«

Er nickte, griff in die Innentasche seines Sportsakkos und zog ein schwarzes, emailliertes Kästchen - wie für ein Armband - hervor, dann einen kleinen Umschlag für Briefkarten. Über den Tisch hinweg streckte er ihr beides entgegen.

»Ich habe hier etwas ganz Einzigartiges für dich«, sagte er. »Etwas sehr, sehr Seltenes.«

Jeder, der zufällig an dem Tisch vorbeikam, hätte sie lächeln gesehen, während sie ihm die Sachen abnahm und ihre Finger sich kurz berührten.

»Danke.«

Er beugte sich näher zu ihr und sagte leise: »In San Diego wirst du einen gewissen Enrique Quiros treffen.« Seine Lippen schienen sich kaum zu bewegen. »Alles Weitere erfährst du durch meine Notiz auf der Karte.«

Sie nickte und schob das Kästchen und den Umschlag in ihre Handtasche.

»Im Hotelzimmer werde ich sie sofort lesen.« Erneut blickte sie ihn an, und ihre Augen leuchteten. Jetzt wirkte ihr Lächeln auch für zufällige Zuschauer nicht mehr gekünstelt. »Ich wünschte, dass du bei mir sein könntest.«

Kuhl musste zugeben, dass er innerlich bewegt war. »Bald«, sagte er.

»Sag mir wann ...«

»Wenn dieser Job erledigt ist, ich verspreche es dir. Wir könnten nach Madrid fliegen, wenn du Lust hast.« Einen Augenblick lang zögerte er. »Für mich ist das ein besonderer Ort.«

Die Frau blickte ihn an. »Madrid«, sagte sie, während sie ihr Weinglas an die Lippen führte und noch etwas wartete, bevor sie einen Schluck trank. »Ja, das würde mir gefallen, weil ich möchte, dass es für uns beide ein besonderer Ort wird.«

Kuhl nickte. »Das wird es.«

»Und wie lange sitzen Sie schon auf dem Material?«, fragte Lucio Salazar. Mit seiner rechten Hand klammerte er sich an der Armlehne seines mit dunkelrotem Stoff bezogenen Sofas fest, in der anderen Hand hielt er den letzten Ausdruck der Digitalfotos, die Lathrop ihm gegeben hatte, damit er sie sich genau ansehen konnte. Auf dem Kaffeetisch vor Salazar lagen die restlichen Infrarotfotos.

»Was wollen Sie damit sagen?« Lathrop beantwortete Salazars Frage mit einer Gegenfrage, obwohl er verdammt gut wusste, was der andere meinte. Dieses Arschloch glaubte doch tatsächlich, *ihn* verhören zu können. Es war schon ziemlich komisch. »In der letzten Nacht wurde Ihnen Ihre Lieferung abgejagt. Heute bin ich hier.«

Salazar blickte ihn an. Er war ein großer Mann Ende fünfzig und trug einen beigen Tropenanzug, ein blassblaues, am Kragen offenes Hemd und Gucci-Slipper. Am rechten Handgelenk glitzerte eine Rolex mit einem protzigen, mit Diamanten besetzten Goldarmband, am kleinen Finger der linken Hand ein Diamantring, im rechten Ohr läppchen ein Diamantohrring. An seinem fetten Hals baumelte eine Kette mit einer goldenen Heiligenfigur.

»Ich will damit sagen, wann Sie herausgefunden haben, dass mir diese verfluchten *maricónes* in die Quere kommen wollen. Wenn ich früher Bescheid gewusst hätte, wäre ich in der Lage gewesen, etwas dagegen zu unternehmen.« Lathrops Gesichtsausdruck war ruhig und geschäftsmäßig. »Jeder Spitzel von der Straße kann Sie mit faulen Informationen versorgen, und dann endet das Ganze damit, dass Sie wie ein Köter Ihrem eigenen Schwanz nachjagen.« Er beugte sich vor und tippte mit einem Finger auf einen der Schnappschüsse auf dem Kaffeetisch. Das Foto zeigte, wie Felix Quiros und seine Männer vor den rauchenden Trümmern des Tunnelleingangs Salazars Indianerkurieren die Bündel abnahmen. »Wenn ich einen Tipp kriege, überprüfe ich das Ganze, bevor ich zu Ihnen komme. Das nennt man *gute Arbeit*, Lucio. Und die ist bei mir garantiert.« »Gute Arbeit gegen gutes Geld, was?« Lathrop grinste. »Das können Sie laut sagen.« Erneut schwieg Salazar. Sein Gold- und Juwelenschmuck funkelte im Sonnenlicht, das durch die auf den Strand hinausgehende Glaswand fiel. Heutzutage, dachte Lathrop, betrug der Grundpreis für ein Del-Mar-Haus etwa sechs- bis siebenhundert Riesen, und das galt nur für ein Grundstück von der Größe eines Monopoly-Spielbretts, wo man sich auf Zehenspitzen auf das Dach stellen musste, um mit dem Fernglas einen Blick auf das Meer erhaschen zu können. Salazars Lustschlösschen hier war nach seinen persönlichen Wünschen auf einer Klippe errichtet worden und so weitläufig, dass er darin die gesamte Bevölkerung jenes mit Eselskacke voll geschissenen mexikanischen Dorfes hätte unterbringen können, aus dem

seine stolzen Vorfahren stammten, die allesamt mordende Diebe, Straßenräuber oder Zuhälter gewesen waren. Das Anwesen musste Salazar mehr als drei Millionen gekostet haben.

Nach ungefähr zwanzig Sekunden beugte sich Salazar über den Tisch, um mit gedankenvoll gefurchter Stirn ein weiteres Foto zu studieren. Als er Guillemos Leiche erkannte, schüttelte er langsam den Kopf.

»*El muerto nada se lleva y todo se acaba*«, sagte er mit entschiedenem Unterton. Die Toten nehmen nichts mit, und alles findet ein Ende.

Er blickte wieder zu Lathrop auf. »Wissen Sie, ob Felix auf eigene Faust diese Dummheit begangen hat oder ob sie von oben angeordnet wurde?«

»Felix? Ich bitte Sie.« Lathrop bereitete sich darauf vor, ihm die Lüge unterzujubeln. »Er mag ja seine Jungs haben, die für ihn Laptops aus Autos klauen oder Bodegabsitzer erpressen. Dabei geht's um Pfennigbeträge - möglich, dass er das auf eigene Faust macht. Vielleicht kommt er sogar damit durch, etwas mehr für einen wichtigen Tipp zu berechnen, um selber ein bisschen abzukassieren, bevor er ihn weitergibt. Aber seine mächtigen Vettern lassen ihn gerade so weit von der Leine, dass er sich als kleiner Chef fühlen kann, der über den Ganoven steht. Und selbst Felix ist nicht dumm genug, als dass er nicht doch kapiere würde, wie weit er gehen kann, ohne sich um Kopf und Kragen zu bringen. Die Geschichte mit dem Tunnel - so etwas hätte er in seinem ganzen erbärmlichen *Leben* nicht ohne ihr Wissen riskiert.«

Lathrop beobachtete, wie die Sorgenfalten Salazars Stirn noch stärker zerfurchten. Innerlich kochte sein Gegenüber, und dafür gab es sehr gute Gründe. Wie die alten südamerikanischen Drogenbarone, die zu den Zeiten, als sein Vater noch Boss des Klans gewesen war, Rauschgift angepflanzt und weiterverarbeitet hatten, beförderte auch Lucios Organisation seit über einem halben Jahrhundert Schmuggelware über die amerikanisch-mexikanische Grenze. In den Fünfzigerjahren hatte er noch gestohlene



Autos verschoben. Hier in Kalifornien befand sich jetzt die Distributionszentrale für Drogen jeder Art an der Pazifikküste, die - von Chula Vista bis hinauf nach Los Angeles und San Francisco - Kokain, Haschisch, Marihuana und Methamphetamine lieferte, je nachdem, welches Gift der Kunde bevorzugte.

Die Quiros-Familie stand in der Hierarchie viel weiter unten. Ihre Transitrouten reichten vom nördlichen Sonora bis ins südliche Texas und in Teile New Mexicos. Bis in die jüngste Zeit hatten sie nichts unternommen, um das Salazar-Imperium herauszufordern, und sich mit einem relativ unbedeutenden Anteil am Kokainmarkt begnügt. Innerhalb des Rauschgiftgeschäfts hätte man den Quiros-Klan als >neureich< bezeichnen können. Aber seit er sich vor ungefähr einem Jahr mit El Tios Organisation eingelassen hatte - Lathrop konnte kaum glauben, dass er damals noch für die Spezialeinheit der Drogenfahndung von El Paso gearbeitet hatte, guter Gott, was hatte sich seitdem nicht alles geändert! -, gab es Anzeichen dafür, dass er Salazar Territorium streitig machen wollte. Was Lucio jetzt ernsthaften und berechtigten Kummer machte, war die Dreistigkeit der Tat - ihm waren nicht nur harte Drogen gestohlen worden, sondern er war zugleich auch dadurch gedemütigt worden, dass die Leichen seiner Kuriere tot herumlagen und dass seine Fahrer ermordet worden waren, denen man auch noch ihre Genitalien in den Mund gestopft hatte.

Wer so unverschämt mit einem Mann wie Lucio Salazar umsprang, verbreitete damit die laute, herausfordernde Botschaft, dass sehr einflussreiche Leute hinter einem standen.

Salazar schüttelte noch immer den Kopf, zugleich wütend und entsetzt. »Das kann ich nicht hinnehmen«, bemerkte er.

*Da hat er, dachte Lathrop, absolut Recht, wenn er im Geschäft bleiben will.*

»Die Sache muss geregelt werden«, sagte Salazar.

Nach Lathrops Meinung lief das auf ernsthafte Vergeltungsmaßnahmen hinaus.

Salazar blickte ihn an. »Finden Sie heraus, wie die Quiros den Zeitpunkt meiner Lieferung herausgekriegt und die Sache eingefädelt haben. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass jede Menge Geld für Sie drin ist.«

Lathrop nickte. Nur mit Mühe konnte er ein Lächeln unterdrücken. Schon oft hatte er sich gefragt, ob Typen wie Salazar ihre Sprüche aus dem Fernsehen oder dem Kino übernommen hatten oder ob nicht doch die Filme die Wirklichkeit imitierten. Vielleicht war es auch ein ewiges Wechselspiel zwischen Realität und Fiktion.

»Ich will sehen, was sich machen lässt.« Lathrop stand auf, sehr mit seiner Vorstellung zufrieden und davon überzeugt, dass sie zu den gewünschten Resultaten führen würde.

Jetzt war Enrique Quiros an der Reihe.

»Ich neige dazu, Riccis Idee zuzustimmen«, sagte Gordian zu Nimec.

Er griff nach der Schachtel mit den kleinen Waffelröllchen, die vor ihm auf dem Schreibtisch stand, öffnete sie, nahm eins heraus und tunkte es in seinen Kaffee, damit dieser den Geschmack der Haselnussfüllung annahm. Mit diesem neuen morgendlichen Ritual gehorchte Gordian dem jüngsten Gebot seiner Frau: *Du sollst keinen Kaffee mit künstlichem Haselnussaroma trinken*. Das Verbot seines einstigen Lieblingsgetränks basierte auf ihrer Theorie, dass die versteckten Kalorien und Fettöle dafür verantwortlich waren, dass er fünf Pfund zugenommen hatte und dass bei der letzten ärztlichen Routineuntersuchung ein leicht erhöhter Cholesterinspiegel festgestellt worden war.

Mit dem Kaffee mit dem künstlichen Haselnussaroma, von dem er während des letzten Jahres täglich zwischen drei und fünf Tassen getrunken hatte, war es nun also vorbei. Stattdessen standen jetzt Waffelröllchen mit Cremefüllung auf ihrem Einkaufszettel, die er zweimal am Tag in seinen Kaffee tunken und dann verzehren durfte, um sein Verlangen nach Haselnussaroma zu befriedigen, so wie

ein Raucher mit Nikotin versetzte Kaugummi kaut, wenn er sich von seiner Sucht zu befreien versucht.

Andererseits musste Gordian zugeben, dass die süßen Plätzchen sehr gut schmeckten und selbst süchtig machen konnten.

»Meine größten Vorbehalte betreffen das heikle Unterfangen, schnelle Eingreiftruppen in Gastländern einzusetzen, die sich durch solche Aktivitäten bedroht fühlen könnten, eventuell sogar mit Recht«, sagte Gordian und ließ das Waffelröllchen in seinem Kaffee stehen. »Noch verwickelter wäre es, wenn wir sie in feindlich gesonnenen Ländern einsetzen würden, von denen wir im Voraus wüssten, dass ihre Präsenz nicht willkommen ist.«

Nimec versuchte, sich nicht seine Freude darüber anmerken zu lassen, dass er schon zum zweiten Mal an diesem Tag eine - wenn auch mit Einschränkungen versehene - positive Antwort erhalten hatte, und zwar auf unerwartet einfache Weise.

»Ich kann Tom ja über Ihre Bedenken informieren, damit er sie in einem schriftlichen Vorschlag berücksichtigt«, sagte er.

Gordian zog das Waffelröllchen aus der Kaffeetasche und knabberte daran. »Das wäre ein sinnvoller Anfang.« Er wirkte glücklich, während er sein Plätzchen aß.

Nimec wollte gerade aufstehen, um den Raum zu verlassen, solange alles gut lief. Da hob Gordian eine Hand.

»Noch etwas.«

Nimec setzte sich wieder und wartete.

»Ich stimme mit Megan überein, dass Rollie Thibodeau dem Plan zustimmen muss, zumindest in der Theorie, bevor wir weiter daran arbeiten.«

Einen Augenblick lang dachte Nimec darüber nach. Dann nickte er. »Ich werde sie bitten, mit ihm zu reden.«

»Nein«, sagte Gordian.

Nimec blickte ihn an. »Wie bitte?«

Gordian schüttelte den Kopf. »*Sie* werden mit ihm reden.«

Nimec sah ihm weiterhin in die Augen. »Megan kommt

besser mit Rollie klar als ich, die beiden kennen sich schon ewig. Sie harmonieren gut miteinander.«

»Und aus genau diesem Grund werden Sie mit Rollie reden«, sagte Gordian, der das Waffelröllchen wieder in seinen Kaffee getunkt hatte. »Die Verstimmungen, die ich letzte Woche auf der Jacht miterleben musste, machen mir Sorgen. Wenn das so weitergeht, wird unsere Mannschaft in verschiedene Lager gespalten, und wenn das passiert, werden wir kein gut funktionierendes Team mehr sein. Denken Sie darüber nach, Pete. Damit muss Schluss sein.«

Nimec blies die Backen auf, atmete dann langsam wieder aus. »Dürfte ein interessantes Gespräch werden.«

Gordian lächelte. »Allerdings«, sagte er, bevor er den Rest seines heiß geliebten Waffelröllchens verzehrte.

## 6.

### *San José/San Diego, Kalifornien* *4. November 2001*

Es war doch jeden Tag dasselbe. Er musste sich durch den immer tiefer werdenden Sumpf von Papierkram hindurcharbeiten, zu beschließen versuchen, welche Entscheidungen zuerst gefällt werden mussten und welche auf später verschoben werden konnten. Überall auf seinem Schreibtisch lagen halb fertige Finanzberichte und Einsatzpläne, die danach schrien, dass er sich mit ihnen beschäftigte. Bewerbungsschreiben, Bewertungen des Personals und Anforderungsschreiben für Ausrüstungsgegenstände lagen auf der voll gestopften Ablage für die Eingänge und erinnerten an hilflose Menschen auf einem zusammenbrechenden Wolkenkratzer. Nur die daneben stehende Box für die Ausgänge war nicht überfüllt, und das war nun wirklich nicht gerade ermutigend. Der Kasten wirkte auf traurige Weise vernachlässigt, als würde er nur darauf warten, dass jemand etwas hineinsteckte.

Sechs Monate, nachdem er per Beförderung mit dem Posten betraut worden war, UpLinks globale Aktivitäten vor Ort aus dem Hauptquartier in San José zu überwachen, versuchte Rollie noch immer, sich auf die Führungsposition und die administrativen Aufgaben einzustellen, die bei einer so großen Organisation wie Sword anfielen.

Es war keineswegs so, dass er nichts von der Verantwortung gewusst hätte, die dieser Job mit sich brachte, als Megan Breen ihm die Stellung angeboten hatte. Ihm war auch klar gewesen, dass er hier sehr viel mehr Stunden in einem Bürossessel verbringen musste, als damals als Chef der Security auf dem Gelände der UpLink-Fabrik in Brasilien. Wenn man davon absah ...

Verzweifelte Sorgenfalten furchten Thibodeaus Stirn.

*Zu viel Sitzen ruiniert die Hose*, dachte er. Das war ein altes Sprichwort aus den Sumpfgebieten von Louisiana, und Thibodeau erinnerte sich daran, dass seine Mutter ihn immer wieder damit nervte, wenn sie ihn dabei erwischt hatte, dass er sich vor der Hausarbeit drückte. *Zu viel Sitzen ruiniert die Hose*. Und man ruinierte seine Hose sehr schnell, wenn man zu viel auf dem Hintern saß und ehrenhafte Arbeit leistete. Aber vielleicht erfüllte sein Hintern noch am besten seinen Zweck, war er doch eins der wenigen Körperteile, die in Brasilien nicht von Kugeln durchbohrt worden waren.

Nicht, dass sich irgendjemand bisher auch nur ansatzweise über die Arbeit beschwert hätte, die er bis jetzt in seinem neuen Job geleistet hatte. Ganz im Gegenteil - Gordian, Nimec und Megan schienen damit zufrieden zu sein, wie er die Dinge handhabte. Seine Unzufriedenheit beruhte einzig und allein auf seinen eigenen Gefühlen.

»Was wirst du sagen, alter Junge?«, fragte er sich selbst laut. »Verdammt, was wirst du sagen?«

Achzelzuckend griff Thibodeau in seine Brusttasche. Wie so oft trug er - diese Vorliebe war auch anderen schon aufgefallen - das indigoblaue Hemd der Sword-Uniform, das normalerweise den aktiven Mitgliedern der Security zugeordnet war, nicht aber Führungskräften im Büroturm

von San José, wo Businessanzüge die Regeln waren. Er zog eine glänzende Montecristo No. 2 aus dem Lederetui in der Brusttasche, in dem zwei Zigarren Platz fanden. Es war eine der wenigen noch übrig gebliebenen Zigarren aus Cuiabá, die nur sehr schwer zu finden waren, und er hatte vorgehabt, sie heute Abend bei ein paar Drinks in seiner Stammtaverne zu genießen. Aber jetzt konnte er eine kleine Aufmunterung gebrauchen, und zwar verdammt gut.

Man hatte ihn auf einen der besten Posten bei Sword versetzt - tatsächlich war die Stellung eigens für ihn geschaffen worden. Durch die damit verbundene Gehaltserhöhung war er in eine Einkommensklasse katapultiert worden, die ihm vorher immer als unerreichbar erschienen war. Trotzdem konnte von einem Gefühl der Erfüllung oder Genugtuung keinerlei Rede sein, und genauso verhielt es sich mit der Zuversicht, dass er für diesen Posten geschaffen war. Musste er dabei nicht irgendwie aus seiner Haut schlüpfen?

Thibodeau schämte sich für seine Gefühle, weil er wusste, wie viel auf seinen Schultern lastete und wie viel Vertrauen Menschen in ihn setzten, die er respektierte und schätzte.

Und dann war da noch dieser Tom Ricci, einer der nervigsten und selbstsichersten Bastarde überhaupt, der ihn permanent unter Druck setzte. Thibodeau hasste es, den Job mit ihm teilen zu müssen, und das Ganze wurde noch dadurch verschlimmert, dass er sich über die Lage ärgerte, in die er Riccis wegen geraten war. Mit ihm stand oder fiel ein Vorhaben, das er schon energisch abgelehnt hatte, als es vorgeschlagen worden war. Noch immer hielt er dieses Vorhaben für hirnverbrannt, aber alle anderen, die bei der endgültigen Entscheidung ein Wort mitzureden hatten, hatten sich überzeugen lassen, dass die Sache einen Versuch wert war.

»Zuerst nur auf Versuchsbasis«, hatte Pete Nimec einschränkend gesagt, als er ihn eindringlich um seine Zustimmung bat. »Alles wird permanent überwacht.«

Während er Nimec zuhörte, fühlte Thibodeau sich zu-

nehmend in die Enge getrieben, wenngleich Pete wiederholt versuchte, seine Bedenken zu zerstreuen. *Manchmal, dachte er, kann einen ein schlechter Zug die ganze Partie kosten.*

Jetzt schnitt er mit seinem Schweizer Armeemesser das Ende seiner Zigarre ab, ohne sich um den teuren Zigarrenabschneider mit der Doppelklinge zu kümmern, den sein Team in Brasilien ihm zum Abschied geschenkt hatte. Er lag in der hintersten Ecke einer Schreibtischschublade. Wegen der damit verbundenen Gefühle schätzte er das Geschenk sehr, aber andererseits war dieser Zigarrenabschneider viel zu extravagant, um ihm wirklich gefallen zu können.

Thibodeau riss ein Streichholz an und achtete sorgfältig darauf, die Montecristo am Rand der Flamme anzuzünden und sie in seiner Hand zu drehen, damit die Spitze gleichmäßig Feuer fing. Dann führte er sie zum Mund und begann zu rauchen.

Während er über seinen Schreibtisch auf den leeren Stuhl blickte, wo vor ein paar Minuten noch Nimec gesessen hatte, dachte Thibodeau erneut darüber nach, wie lässig Nimec ihm die Bälle zugespielt hatte. Das erinnerte ihn so an Megan, dass er sich fragte, ob sie Pete mit Ratschlägen geholfen hatte.

»Entweder gehen wir in dieser Angelegenheit gemeinsam vor, oder wir lassen es ganz bleiben«, hatte Nimec gesagt, nachdem er die Nachricht überbracht hatte, dass Gordian und die anderen für die Einrichtung einer schnellen Eingreiftruppe waren. »Bei einer so wichtigen Entscheidung brauchen wir Ihre Unterstützung.«

Thibodeau antwortete geradeheraus. »Sie kennen meine Meinung. Und gehen Sie nicht davon aus, dass ich Sie ändere, weil es dem Boss so gefällt.«

»Das verlangt niemand, Rollie. Ich bin gekommen, um zu sehen, ob ich Sie davon überzeugen kann, dieser Entscheidung zuzustimmen. Aber Sie sollen nicht unter Druck zustimmen.«

»Was ist mit Gordian?«

»Er teilt einige Ihrer Bedenken, speziell in der Frage, ob wir nicht die Gastfreundschaft der Länder überstrapazieren, in die wir eventuell Teams entsenden müssen. Über ein Jahr lang haben Sie in Brasilien mit der Regierung und den Behörden verhandelt...«

»Und ein paar Jahre davor habe ich ein einige Trips mit der Air Force gemacht, als Kommandeur eines Aufklärungstrupps in Vietnam«, unterbrach ihn Thibodeau. »Die Helikopter haben uns auf feindlichem Territorium abgesetzt, und wir haben zerstört, wonach wir gesucht hatten. Meine Einheit wusste, worauf es bei diesen Missionen ankam, und wir waren die Besten. Aber die größeren Operationen, von denen uns eine in den Krieg gestürzt hat, waren nicht so einfach, und wir wissen beide, welches Ende es genommen hat.« Er schnaubte angewidert. »Zumindest ich habe meine Lektion gelernt.«

Aber Nimec ließ sich nicht abschrecken. »Ich wollte nur sagen, dass wir hoffen, von Ihrer Erfahrung profitieren zu können, Rollie. Helfen Sie uns, die Umstände zu definieren, die den Einsatz einer schnellen Eingreiftruppe vor Ort rechtfertigen, und lassen Sie uns gemeinsam die Spielregeln und Einschränkungen formulieren, die die Truppe beachten müsste, um politische Komplikationen zu vermeiden. Arbeiten Sie einen umfassenden strategischen Rahmen für uns aus.«

Thibodeau schüttelte den Kopf. »Nehmen wir mal an, dass ich nicht dazu bereit bin. Was passiert dann?«

Nimec blickte ihm in die Augen. »Dann gehe ich sofort in Gordians Büro und teile ihm mit, dass der Plan eine Totgeburt ist. Ich habe >gemeinsames Vorgehen< gesagt, und das war ernst gemeint.«

Thibodeau schwieg. Die Vernünftigkeit von Nimec' Argumenten war nur schwer in Frage zu stellen, aber er konnte der Versuchung nicht widerstehen, es trotzdem zu versuchen. »Und was für eine Rolle spielt Tom Ricci bei dem Plan? Was soll er tun, wenn ich die Strategie aushecke?«

Anscheinend war Nimec auf diese Frage vorbereitet ge-



wesen. »Nach meinen Vorstellungen sollte Ricci sich auf taktische Fragen konzentrieren.«

»Taktische Fragen.«

»Und auf die Ausbildung der Leute«, fügte Nimec hinzu.

Thibodeau fragte sich, warum ihn das verletzte, aber er bemühte sich, es nicht zu zeigen.

»Haben Sie bereits mit ihm darüber gesprochen?«

»Nein, aber ...«

»Und woher wissen Sie dann, dass er es machen wird?«

»Meiner Ansicht nach wird er keine Einwände haben. Der konkrete Einsatz vor Ort - da kommen seine Talente am besten zum Zuge, da fühlt er sich am meisten zu Hause. Es wäre eine Art zweigleisiger Herangehensweise, und Megan und Sie würden eng zusammenarbeiten.« Einen Moment lang schwieg Nimec. »Ich weiß ja, dass Sie mit Ricci Ärger hatten, und im Augenblick scheint mir dies das ausgewogenste und effizienteste Arrangement zu sein.«

Erneutes Schweigen auf Seiten Thibodeaus. Wieder spürte er, dass er nach Gründen suchte, eine Kooperation abzulehnen.

Nimec beugte sich vor. Seine Hände lagen auf der Schreibtischplatte, und sein Blick war fest. »Kommen Sie, Rollie. Versuchen Sie es.«

Nachdem sich Thibodeau noch ein paar weitere Sekunden mit seiner Antwort Zeit gelassen hatte, seufzte er nachgiebig. »Machen Sie weiter, und sehen Sie es so, dass ich dabei bin. Aber ich habe meine Zweifel. Starke Zweifel.«

»Verstehe.«

Thibodeau schüttelte den Kopf. »Vielleicht, vielleicht auch nicht. Zwischen Ihnen und mir gibt's keine Probleme, aber ich will, dass meine Bedenken schriftlich festgehalten werden.«

Nimec reagierte mit einem eiligen Kopfnicken. »Ich werde sie in meinem Memorandum an Gordian wiedergeben und Ihnen eine Kopie zukommen lassen«, sagte er. »In Ordnung?«

Nach einem weiteren Augenblick des Zögerns stimmte Thibodeau zu. Das Gespräch endete im Großen und Ganzen mit einem Konsens. Doch das half ihm nicht, den inneren Konflikt zu lösen, den er zwar empfand, aber weiterhin nicht gänzlich verstand.

Er kehrte in die Gegenwart zurück und genoss den aromatischen Tabak, dessen milder Nachgeschmack auf der Zunge ihm behagte. Aber warum hatte das Rauchen diesmal nicht die gewohnte, beruhigende Wirkung? Warum verflogen mit den wohlriechenden Rauchwolken nicht auch seine Sorgen?

Thibodeau stemmte sich aus seinem Bürosessel hoch, weil er das plötzliche Bedürfnis empfand, hinter seinem Schreibtisch hervorzukommen. Bruchstücke seiner Unterhaltung mit Nimec wollten ihm nicht aus dem Kopf gehen, und das galt besonders für einen Satz, den er verzweifelt abzuschütteln suchte. Er wollte die chaotischen Ressentiments besänftigen, die wie Nebelwolken in seinem Inneren herumwirbelten, jetzt in seinem Magen anzuschwellen und Hitzestöße in seine Brust zu schicken schienen ...

*»Nach meinen Vorstellungen sollte Ricci sich auf taktische Fragen konzentrieren. Der konkrete Einsatz vor Ort - da kommen seine Talente am besten zum Zuge, da fühlt er sich am meisten zu Hause.«*

Thibodeau schlenderte um seinen Schreibtisch herum und begann dann, mit hinter dem Rücken verschränkten Händen im Büro auf- und abzurasten, die Zigarre fest zwischen die Lippen gepresst, während der Rauch aus seinen Mundwinkeln quoll.

Dann blieb er abrupt stehen, weil er begriff, dass er auf den überquellenden Kasten für die Eingänge starrte.

Sein grimmiger Blick schien vor Zorn und Frustration zu brennen.

*Ricci. Taktische Fragen. Der konkrete Einsatz vor Ort - da fühlt er sich am meisten zu Hause.*

Mit einer plötzlichen, heftigen Handbewegung fegte er den Kasten vom Schreibtisch, der krachend gegen eine

Wand knallte. Der Fußboden war mit Papieren übersät. Thibodeau empfand das Bedürfnis, mit einem Riesenschritt auf den Kasten zuzugehen, ihn wie einen Fußball durch den Raum zu kicken, ihn zu zertreten ... Und dann wollte er auf den Knien die auf dem Boden verstreuten Papiere zerfetzen, die kleinen Schnipsel in die Luft werfen, die dann wie Konfetti auf die Büromöbel niederrieseln würden ...

Aber dann hatte er sich wieder im Griff. Die blinde Wut verflog, und er blickte auf die durcheinander liegenden Dokumente aus dem Eingangskasten, zugleich verwundert und entsetzt, kaum in der Lage, seinen Augen zu trauen.

Was hatte er getan?

Was in Gottes Namen stimmte nicht mit ihm?

Thibodeau stand da, als würde er auf eine Antwort warten.

Als er eine lange Weile vergeblich gewartet hatte, kniete er nieder und begann, die Papiere aufzusammeln.

In seinem marineblauen Blazer, dem olivfarbenen Golfhemd und der lässigen dunklen Khakihose hätte Enrique Quiros ein typischer Repräsentant einer bestimmten Art zeitgenössischer Führungskräfte sein können: Einer dieser Männer um die Dreißig mit dem Abschluss einer Elite-Universität, der vielleicht Gründer eines Internet-Unternehmens war. Sein welliges dunkles Haar war kurz geschnitten und ordentlich frisiert, und seine intelligenten Augen blickten durch eine leichte Schildpattbrille mit Drahtbügeln auf die Welt. Seine schlanke Figur verriet, dass er ein vorsichtiger Esser und passionierter Sportler war.

Er war tatsächlich Absolvent der Cornell Business School. An der Tür zu seinen Büroräumen im dritten Stock eines Gebäudes in der Innenstadt von San Diego stand in vielfarbigen Lettern >Golden Triangle Services<. Dieser Name sollte auf das Gebiet nordöstlich von La Jolla anspielen, wo Quiros' Geschäft zusammen mit vielen anderen jungen Hightech-Firmen der Stadt angesiedelt war.

Das Büro wirkte hell und offen mit seinen glatten Plexi-

glasflächen, dem beigefarbenen Teppichboden, einigen moderat abstrakten Drucken an den Wänden und der geräumigen Gesprächsecke, wo jetzt zwei Bodyguards auf einem hellgelben Ledersofa saßen. Sie wirkten seriös und höflich und betrachteten Quiros' Besucher eher aus den Augenwinkeln, so wie es vielleicht wilde Wölfe tun mochten, wenn sie Friedfertigkeit signalisieren wollten, ohne ihre Vorsicht aufzugeben. Die sanften, durch die verborgenen Waffen unter ihren Sportsakkos verursachten Wölbungen wären jedem durchschnittlichen Beobachter entgangen, aber Lathrop hatte sie sofort erkannt. Er war überhaupt nicht beunruhigt. Diese Pistolen waren nur für den Schutz von Quiros vorgesehen, und Lathrop hatte nicht vor, diesen zu bedrohen. Außerdem war er selber bewaffnet und zuversichtlich, dass er die beiden Männer - für den Fall, dass es ein Problem geben sollte - aus dem Verkehr ziehen konnte, bevor sie ihre Finger auch nur in die Nähe ihrer Knarren gebracht hatten.

»Ein hübsches neues Büro, Enrique«, sagte er, während er sich dem Schreibtisch näherte. »Offensichtlich sind Sie auf dem Weg nach oben.«

Quiros lächelte und zeigte auf den Stuhl vor dem Schreibtisch. »Die Wirtschaft steht unter Dampf«, antwortete er. »Wie viele andere versuche ich, allem immer einen Schritt voraus zu sein, wenn's geht auch zwei.«

Lathrop nahm Platz. Er konnte sich an eine Zeit erinnern, als Enriques Englisch noch jenen breiten Akzent gehabt hatte, den man auf der Halbinsel >Spanglish< nannte. Aber damals hatte er seine Heimat noch nicht wegen der Schule verlassen, und sein Vater hatte noch gelebt und alle Unternehmungen geleitet. Jetzt klang Enriques Sprache wie die eines Nachrichtensprechers aus dem Fernsehen. Sie hatte die farblose Artikulation und den Tonfall jenes Idioms, das in College-Kursen >General American Dialect< genannt wird und aus dem alle Spuren ethnischer und regionaler Zugehörigkeit ausgemerzt wurden - das Resultat einer höheren Bildung.

Quiros schüttelte seine Armbanduhr unter dem Ärmel

seines Jacketts hervor und überprüfte die Zeit. »Sie haben gerade im richtigen Augenblick angerufen, Lathrop«, sagte er. »Eine halbe Stunde später wäre ich wegen einer Verabredung bereits nicht mehr hier gewesen.«

»Es wird nicht lange dauern.«

»Ehrlich gesagt war ich überrascht, überhaupt von Ihnen zu hören. Weil Sie viel für die Salazars gearbeitet haben, hatte ich mich schon gefragt, ob Sie Ihre freiberufliche Tätigkeit zugunsten einer festen Anstellung aufgeben hätten.«

Lathrop schüttelte den Kopf. »Freiberufliches Arbeiten ist angenehmer. Man spielt nach seinen eigenen Spielregeln und muss die Tage nicht rationieren, an denen man krankfeiert.«

Erneut lächelte Quiros. »Ich hätte gedacht, dass Lucio und seine Brüder das vielleicht etwas lockerer als Ihre früheren Chefs gesehen hätten.«

Lathrop zuckte die Achseln. »Das Leben wird verwirrend, wenn die Menschen über Dinge Bescheid zu wissen glauben, von denen sie keine Ahnung haben.«

Quiros blickte ihn an. »Was haben Sie mir anzubieten?« Damit war das neckische Geplänkel zu Ende.

»Informationen, die sehr viel wertvoller sind als jeder Preis, den ich in Dollar verlangen kann.«

Quiros' Blick wurde lebendig. »Wenn ich mich auf Ihre Korrektheit verlassen kann, dürfen Sie mit einer lukrativen Entlohnung rechnen.«

Lathrop nahm sich einen Augenblick Zeit, um sich die letzte Version seiner Geschichte noch einmal in Erinnerung zu rufen. Allmählich wurde es etwas kompliziert, und er musste aufpassen. Dann kam er direkt zur Sache: »Vor vier Tagen hat Ihr Neffe Felix mit seinen Freunden nachts eine Lieferung für die Salazars aus Mexiko abgefangen. Ich rede von sechzig Kilogramm, vielleicht sogar mehr, eine Riesenladung. Sie haben ein paar von Salazars Männern aus dem Verkehr gezogen und zwei kastriert, um ihm eine Botschaft zu übermitteln.«

Sofort hatte Quiros verneinend den Kopf zu schütteln

begonnen. »Sie müssen sich irren«, sagte er. »Früher hat Felix Ärger gemacht, aber zu so etwas ist er nicht fähig.«

Wieder zuckte Lathrop die Achseln. »Ich werde Ihnen erzählen, was passiert ist. Wenn Sie es nicht hören wollen, ist es mir auch recht.«

Einen Augenblick lang betrachtete Quiros ihn. Schließlich seufzte er. »Dann will ich es mir mal anhören.«

Lathrop hatte keine andere Antwort erwartet. »Seit Sie mit dem hohen Tier aus Südamerika Geschäfte machen, höre ich, wenn ich meine Quellen anzapfe, dass Felix agiert, als wäre er unberührbar. Als er einen Tipp bekam, dass etwas über die Grenze geschafft werden sollte, hat ihn das so aufgeputscht, dass er der Versuchung nicht widerstehen konnte, in den Vorgarten der Salazars zu pinkeln, um sein Territorium zu markieren.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Felix die Sache auf eigene Faust und ohne meine Zustimmung durchgezogen hat, weil er wusste, dass ich gegen eine solche Aktion gewesen wäre?«

Lathrop nickte. »Damit Sie ihm nicht in die Quere kommen.«

Noch immer wollte Quiros es nicht wahrhaben. »Felix ist impulsiv und handelt manchmal nicht sehr clever, aber er hat genügend Grips, um sich darüber im Klaren zu sein, dass ich alles über den Diebstahl herausfinden würde. Seine Loyalität bezweifle ich nicht. Wenn Sie behaupten, dass er mir nichts erzählt hat, weil er den Profit für sich behalten will...«

»Das habe ich nicht gesagt, Enrique. Vielleicht hat er vor, einen schnellen Reibach mit dem Stoff zu machen und Sie mit einem Überraschungs-Jackpot zu beeindrucken. Ich weiß nur, dass er dieses Ding gedreht hat, aber nicht, warum er es getan hat. Und ich bin nicht hier, um über seine Motive zu spekulieren oder mich in Ihre Familiengeschichten einzumischen.«

Quiros legte unglücklich die Stirn in Falten. »Okay.« Jetzt seufzte er noch länger als beim ersten Mal. »Was können Sie für mich tun?«

Lathrop bereitete sich darauf vor, den Betrug durchzuziehen, den Sack zuzumachen. »Wie ich bereits sagte - Felix hat alle am Tatort niedermachen lassen, aber nach dem, was ich so höre, hat einer von Salazars Männern noch lange genug gelebt, um auszuspucken, wer für das Ganze verantwortlich war.« Die Lüge kam Lathrop glaubwürdig über die Lippen. »Lucio macht Sie für die Geschichte verantwortlich. Er kann nicht glauben, dass Felix genug Mumm hat, so ein schweres Ding durchzuziehen, ohne dass Sie es befohlen oder ihm zumindest seinen Segen gegeben hätten.«

Quiros war sichtlich erregt und schwieg ungefähr eine volle Minute lang. Die gespreizten Finger seiner beiden Hände lagen vor ihm auf dem Schreibtisch, als würde er auf einem Klavier spielen, aber er übte so viel Druck aus, dass sich die Haut um seine Nägel herum weißlich verfärbt hatte.

Lathrop wartete ab - er war sicher, dass Enrique ihm seine Story abgekauft hatte, und sah förmlich, welche Frage sich in seinem Kopf zu bilden begann. Der Trick bestand jetzt darin, sich nicht anmerken zu lassen, dass er alles kommen sah.

»Ich würde gern herausfinden, wie Felix von der Lieferung erfahren hat«, sagte Enrique schließlich. Offensichtlich begriff er, dass er mit schrecklichen Gegenmaßnahmen Salazars rechnen musste, wenn dieser wirklich davon überzeugt sein sollte, dass er die Tat gebilligt hatte, und wenn er nicht schnell reagierte, um diesen Eindruck Salazars zu korrigieren. »Wissen Sie etwas darüber?«

Lathrop schüttelte überzeugend den Kopf und dachte an das Treffen, dass er mit Felix vereinbart hatte, um dafür zu sorgen, dass Enrique es *nie* erfahren würde. »Soll ich Nachforschungen anstellen?«, fragte er.

»Das wäre hilfreich.« Quiros blickte erneut auf die Uhr und stand dann abrupt auf. »Wir sollten jetzt für heute Schluss machen, ich muss gehen.«

Lathrops Kopf kippte etwas nach hinten, sein Kiefer entspannte sich, und er öffnete die Lippen, als wollte er

die Luft schmecken. So aufgeregt Enrique noch vor einer Sekunde gewesen sein mochte, er hatte es geschafft, sich wieder in den Griff zu kriegen, zumindest äußerlich, und dafür musste Lathrop ihm Respekt zollen. Aber die Art und Weise, wie er fast aufgesprungen war, als er auf seine Uhr geblickt hatte, war sehr aufschlussreich gewesen. Wenn seine Verabredung so wichtig war, dass er dafür dieses Gespräch abbrach ... Nun, dann musste sie *sehr* wichtig sein.

Lathrop gab sich alle Mühe, kein bisschen neugierig zu wirken. Nachdem er Quiros versichert hatte, dass er sich wieder melden werde, wandte er sich um, ging an den beiden Bodyguards vorbei und verließ das Büro.

Was hier in der Luft lag, wollte er unbedingt herausfinden.

## 7.

### *Verschiedene Schauplätze* *4. November 2001*

Ganz gleich, ob er damit nun schlechter gefahren war oder nicht - Lathrops Wesen hatte es schon immer entsprochen, auf die dunkle Seite der Dinge zu blicken. Wahrscheinlich war er mit dieser Veranlagung geboren worden, dem Hang zur >unerträglichen Düsterei< ... Wurde dieses Phänomen nicht in einer Erzählung von Poe so genannt? Schon immer hatte er den Zwang empfunden, den Teppich hochzuheben und zu sehen, was für geheime, unangenehme Sachen man darunter gekehrt hatte.

Während er zwischen den Joggern und Spaziergängern den Weg entlangschlenderte, der um das Karussell im Bai-boia-Park herumführte, erinnerte Lathrop sich an etwas, das ihm in einem Buch aufgefallen war. In seiner Freizeit verschlang er massenhaft Bücher, so wie andere Leute Kartoffelchips. Irgendwo hatte er nun gelesen, dass das fran-



zösische Wort *carrousel* >Turnier< oder, früher, >Ringelspiel< bedeutete, das italienische *carasello* >kleiner Krieg<. Hier lag die Herkunft des englischen Wortes *carousel*, das aus der Zeit stammte, als eine aus Rittern und Söldnern aus ganz Europa zusammengewürfelte Armee sich zu einem Kreuzzug aufgemacht hatte, um durch reichlich Blutvergießen ihre Langeweile zu zerstreuen. Sie hatten erlebt, dass die osmanischen und türkischen Kavalleristen ihre Fertigkeiten mit der Lanze dadurch zu trainieren suchten, dass sie zu Pferde auf einen Baum zuritten, um ihren Speer durch einen Ring zu bohren, der von einem Ast herabbaumelte. Die emsigen europäischen Krieger brachten diese Idee nach Hause mit - zumindest die, die nicht abgeschlachtet worden waren, weil Alkohol und sonstige Ausschweifungen sie zu jeder Gegenwehr unfähig gemacht hatten. Doch daheim verwandelte sich der Baum in einen rotierenden Pfosten, und aus lebenden Pferden wurden Holztiere an Ketten. Aber der Zweck des ganzen Unsinns war immer noch eine militärische Übung.

Die Erfindung des Karussells verdankte sich also eigentlich dem Ziel, Soldaten in die Lage zu versetzen, ihre Gegner mit tödlicher Genauigkeit aufzuspießen. Lathrop wusste das schon seit seiner Grundschulzeit. Andere Kinder streckten die Hand nach dem Messingring aus, um eine freie Fahrt auf dem Karussell zu gewinnen, aber er hatte geglaubt, dass ihm irgendjemand den Ring in seine zarten, jungen Eingeweide bohren würde, wenn es ihm nicht gelang, ihn zu packen. Und mit allem anderen war es dasselbe. Wenn andere Kinder sahen, wie ihre Kätzchen mit den Tatzen quietschendes Gummispielzeug durch die Gegend wirbelten, dann glaubten sie, dass Minka, Tiger oder Weißpfote die cleversten und niedlichsten Talente der Baseball-Liga für Katzen waren. Lathrop hingegen holte sich ein Buch aus der Bibliothek und lernte, dass diese Bewegungen der Katzen Bestandteil ihres Jagd- und Killerinstinkts waren und dass wilde Katzen Fische aus einem Fluss zerrten, bevor sie sie fraßen.

Die Lektion, die er damals gelernt hatte, bestand darin,

dass immer alles auf dem Spiel stand, welches Spiel man auch spielen mochte. Bei genauerem Nachdenken war dies definitiv eine unschätzbar wichtige Einsicht gewesen, weil er ohne sie niemals immer mit heiler Haut davongekommen wäre.

Ah, die glorreichen alten Tage, als er noch verdeckter Ermittler war, auf der Suche nach heißem Stoff ...

Jetzt blieb Lathrop am Rande des Wegs stehen. Von hier aus hatte er einen guten Blick auf das Karussell und brauchte deshalb nicht weiter darauf zuzugehen. Es war ein altmodisches, vielleicht ein Jahrhundert altes Karussell, komplett mit Leierkasten, mehreren Reihen alter Holztier- und Gondeln an der Außenseite. Obwohl heute ein Werktag war, hatte das warme, sonnige Wetter scharenweise Besucher in den Park gelockt, und das Karussell war voll besetzt.

Lathrop hatte sich gebückt und tat so, als würde er seinen Schnürsenkel zubinden. Dabei beobachtete er verstohlen durch seine Brille mit dem schwarzen Gestell das sich drehende Karussell. Einen Augenblick später drückte er mit einer Fingerspitze auf einen winzigen Knopf am Gelenk des linken Bügels des Brillengestells, und dann erschien auf dieser Seite in dem Brillenglas ein Fenster mit einem vergrößerten Ausschnitt der Wirklichkeit. Das Bild schien gut sechzig Zentimeter vor ihm zu schweben, aber tatsächlich wurde die AR-Wiedergabe auf die obere Hälfte seines Plastik-Brillenglases projiziert, und zwar durch die in dem Brillengestell verborgenen mikroelektromechanischen optischen Systeme.

Durch eine Drehung des Kontrollknopfes ließ sich das Bild in der Linse fokussieren, während die Ränder verschwammen.

»Profiler«, flüsterte Lathrop in ein kleines, in seinem Kragen verstecktes Mikrofon.

Dieser Sprachbefehl wurde durch ein dünnes, unter seiner Windjacke verborgenes Kabel an seinen - ebenfalls unsichtbar angebrachten - tragbaren Computer weitergegeben, dasselbe Gerät, das er in jener Nacht bei dem Vorfall

am Tunnel an seinem Gürtel getragen hatte. Der Befehl startete eine Raubkopie von UpLink International Programm zur Identifizierung von Gesichtern, das ihm Enrique Quiros verkauft hatte. Das konnte man wirklich eine faszinierende Drehung des Schicksalsrades nennen.

Während das Programm lief, wartete Lathrop. Er hatte eine verkleinerte Version des Programms installiert, die einen Suchindex für zehntausend Terroristen, Kriminelle und deren Verbündete enthielt. Die zwanzig ähnlichsten Gesichter würde er auf dem AR-Display sehen können. Auf seinem Desktop-Computer daheim hätte ihm die Vollversion des Programms mit seiner Vielzahl von Optionen wesentlich mehr Vergleiche angeboten, und Lathrop wusste, dass er auch durch seine kabellose Network-Verbindung Zugang zu den Ressourcen der Datenbank des Programms hatte. Aber bei einem Einsatz vor Ort war das eine zeitaufwendige Ablenkung von seinem eigentlichen Job. Die winzige Digitalkamera in dem Bügel zwischen den beiden Brillengläsern würde ein Bild der Zielperson aufnehmen, das er später nach Belieben überprüfen konnte.

Immer noch beobachtete er das Auf und Ab des sich zu der Leierkastenmusik drehenden Karussells. Die meisten der jüngeren Kinder waren auf ihren Holztieren angeschnallt, aus denen die inneren Reihen des Karussells bestanden: gepunktete Schweine, Märchenfrösche und strahlend bunte Vögel mit langen, gebogenen Hälsen, die als fantasievoll abgeänderte Kraniche oder Strauße erscheinen mochten. Auf den großen Königspferden hinter den Gondeln saßen die älteren Brüder und Schwestern, und neben manchen standen die Eltern, um sie festzuhalten. Auf den restlichen bemalten Ponys hampelten leichtsinnige Teenager herum, und Lathrop erkannte sofort, dass sie bekifft waren.

Aber all das ging ihn nichts an.

Seiner Schätzung nach blieb ihm etwa eine Minute, in der er an seinen Turnschuhen herumnesteln konnte, ohne dabei Aufmerksamkeit erregen. Er konzentrierte sich auf die beiden Karussellfahrer, die in einer Gondel am Rand

saßen und die man vielleicht für ein Liebespaar halten konnte. Doch Lathrop wusste, dass es sich hier nicht um ein zärtliches Intermezzo handelte?

Der Mann war Enrique Quiros. Die scharfe Blondine neben ihm kannte Lathrop nicht, aber er hatte in seinem Leben schon genügend Leute beschattet, um die Körpersprache von Zielpersonen interpretieren zu können. Er war sicher - was immer hier auch ablaufen mochte, es war rein geschäftlicher Natur.

Dieser Nachmittag versprach sehr viel interessanter zu werden, als er es je hatte voraussehen können.

Nachdem er das Gebäude in La Jolla verlassen hatte, in dem Quiros' Golden Triangle Services residierte, hatte Lathrop seinen Volvo aus dem Parkhaus um die Ecke geholt. Dann war er zu dem Bürogebäude zurückgefahren, um dort ein Stück die Straße hinab in der zweiten Reihe zu parken. Von hier aus hatte er einen guten Blick auf den Haupteingang. Von den Lieferanteneingängen und Notausgängen abgesehen, konnte man das Gebäude nur durch diese Tür betreten oder verlassen, und Quiros hatte keinen Grund, durch die Hintertür zu verschwinden.

Fünf Minuten später tauchte Quiros allein auf dem von Menschen überfüllten Bürgersteig auf. Er wandte sich - von Lathrop aus gesehen - in die entgegengesetzte Richtung und ging einen Häuserblock weit auf eines der Parkhäuser zu, die hier überall zu finden waren.

Lathrop folgte ihm und hielt in der Nähe des Parkhauses. Es dauerte nicht lange, bis Quiros in seiner Sonderanfertigung des Porsche Carrera 911 herauskam, dem Lieblingsauto aller protzsüchtigen, dreckigen Drogenhändler. Wahrscheinlich hatte er den Wächter des Parkhauses angerufen und ihm gesagt, dass er den Wagen startklar machen solle.

Lathrop ließ Quiros etwa zwei Autolängen Vorsprung und fädelte dann in den Verkehrsfluss ein. Der Porsche bog nach rechts auf die A Street ein, fuhr dann nach Norden auf die Twelfth Avenue und folgte ihr bis dahin, wo sie zum Park Boulevard wurde. Mit mäßiger Geschwin-

digkeit glitt der Wagen auf den Baiboa Park zu. An der Kreuzung hinter der Überführung musste Quiros vor einer roten Ampel warten und bog dann nach links ab. Kurz darauf fuhr er rechts auf den Schotterparkplatz hinter dem Spanish Village Art Center.

Hier gab es jede Menge Parklücken. Lathrop parkte fünf oder sechs Stellplätze neben Quiros ein, zwischen einem Ford Excursion, in dem man einen ganzen Familienklan hätte unterbringen können, und einem nur geringfügig kleineren Minivan. Während er beobachtete, wie Quiros aus dem Porsche stieg und in nördlicher Richtung auf das Karussell und den Eingang des Zoos zuing, nahm er Jogging-Klamotten aus der Sporttasche, die auf dem Beifahrersitz lag, und zog sich um. Das Sakko, die Tuchhose und die Schuhe aus Korduanleder stopfte er anschließend in die Tasche.

Durch die getönten Fensterscheiben seines Autos und die großen, leeren Fahrzeuge daneben geschützt, glaubte Lathrop, dass niemand ihm zusehen konnte. Aber er bezweifelte, dass irgendjemand auch nur die Stirn gerunzelt hätte, falls er ihn beobachtete. In Autos konnte man seltsamere Sachen machen, als sich umzuziehen. Für jeden Neugierigen wäre er nur ein gestresster Mann gewesen, der sich von seinem Schreibtisch weggeschlichen hatte und jetzt bei diesem frühlingshaften Wetter die Arbeit schwänzte.

Während er Quiros im Auge behielt, strich Lathrop seine Haare zurück, um die schwarze Nike-Baseballkappe aufzusetzen, die auf dem Armaturenbrett lag. Seine erste Regel war, dass eine Baseballkappe ein perfekter Bestandteil einer Verkleidung war, aber nur dann, wenn nicht das Logo einer Mannschaft darauf prangte, das sich eventuell jemandem ins Gedächtnis einprägen konnte. Künstliche Barte, Perücken, Gesichtsprothesen und ähnliche Hilfsmittel waren großartiges Zubehör seines Geschäfts, aber man brauchte Vorbereitungszeit, um sie effektiv einzusetzen, und genau die hatte er nicht gehabt.

Schnell setzte er die Spezialsonnenbrille auf und ver-

band sie mit dem an seinem Gürtel befestigten Mikrocomputer.

Innerhalb weniger Minuten, nachdem Quiros seinen Porsche verlassen hatte, stieg auch Lathrop aus, um ihm zu dem Karussell zu folgen, wo die scharfe Blondine in der Nähe des Kartenschalters gewartet hatte.

Jetzt beobachtete er die beiden auf dem Karussell, die sich so schnell unterhielten, als müsste alles gesagt sein, wenn die fünfminütige Fahrt zu Ende war. Lathrop hoffte, dass er in der Lage sein würde, sich ihr Gespräch zusammenzureimen, wenn er später die Videoaufnahme ablaufen ließ und ein Computerprogramm einsetzte, das die Lippenbewegungen beim Sprechen erkannte. Die Software verfügte über eine kontextsensitive Funktion, um Lücken aufzufüllen, die dadurch entstanden, dass sich die Gesichter der Zielpersonen von der Digitalkamera abwandten oder dass durch die Drehung des Karussells das Bild verwischt wurde. In einem gewissen Ausmaß kam das Programm auch mit den Überlappungen zurecht, die dann entstehen, wenn bei einem Gespräch beide gleichzeitig reden.

Das Karussell drehte sich weiter, und das Profiler-Programm übermittelte ein Dutzend möglicher Treffer. Unter den Porträts der Kriminellen wurden ihr bekannter oder angenommener Name, Alter, Nationalität und die wichtigsten Vergehen aufgelistet.

Lathrop war etwas enttäuscht. Die Blondine hätte er gerne vor Ort identifiziert, aber es war eindeutig, dass sie nicht zu den Kriminellen gehörte, deren Bild auf dem Display aufgetaucht war. Dennoch war er entzückt, dass er Zeuge dieses netten kleinen Rendezvous gewesen war und genug Material aufgezeichnet hatte, das er später studieren konnte.

Weil er glaubte, allmählich lange genug an seinem Schnürsenkel herumgefummelt zu haben, richtete er sich auf. Außerdem würde das Karussell bald stehen bleiben, und möglicherweise würde Enrique in seine Richtung kommen. Vielleicht vermutete er nicht, dass er beschattet wurde, aber er war auch kein selbstvergessener Narr.

Als Lathrop gerade im Begriff war, den Weg hinabzugehen, bemerkte er etwas, dass es ihm das Risiko wert zu sein schien, noch ein paar Sekunden zu warten. Während der letzten langsamen Umdrehung des Karussells öffnete die Blondine ihre Handtasche, zog einen kleinen Gegenstand hervor und reichte ihn Enrique. Es war ein dunkles, glänzendes Kästchen, das Lathrop an die exklusiven Juwelierläden am Rodeo Drive denken ließ.

Er beobachtete die Szene mit gespannter Neugier. Die schnelle Übergabe ließ ihn jeden Gedanken daran vergessen, dass es sich um ein Geschenk zwischen Liebenden handelte. Nicht einmal besonders freundschaftlich hatte das Ganze gewirkt. Kein Lächeln, kein KUSS auf den Mund oder die Wange. Mehr noch - Enrique schien das Kästchen nur zögernd entgegengenommen zu haben, fast nervös. Jetzt stopfte er es in die Innentasche seines Sakkos, als wäre es extrem gefährlich, es zu berühren.

Lathrop hob das Kinn, öffnete die Lippen und sog die Luft ein. Diese Übergabe - das war der Grund des Treffens gewesen. Und er hatte den Augenblick auf der Speicherkarte seines tragbaren Computers festgehalten.

Hatte er?

Aufgeregt gab Lathrop dem Bedürfnis nach, das zu überprüfen.

»Profilern beenden, Video starten«, sagte er in sein Mikrofon, während die Gondel sich von ihm entfernte.

Nach zwei weiteren Sprachbefehlen lief die Szene auf dem Display in seinem Brillenglas ab.

Ein erregendes Gefühl schoss von seiner Wirbelsäule aus in seine Arme und Finger.

Seiner Meinung nach hätte er noch weiter in der Menschenmenge herumhängen und beobachten können, wohin Quiros und seine Begleiterin gingen, wenn sie von dem Karussell abgestiegen waren. Aber die Erfahrung riet ihm, dass es an der Zeit war, sich aus dem Staub zu machen. Außerdem war er sicher, dass sie sich trennen und verschiedene Wege einschlagen würden.

Enrique hatte das erhalten, weshalb er gekommen war.

Und Lathrop ebenfalls.

Mit dem Gedanken im Kopf, dass er über die Arbeit dieses Nachmittags nicht glücklicher hätte sein können, wandte er sich von dem Karussell ab und ging zum Parkplatz zurück.

»Three Dog Night. Jefferson Airplane. The Troggs«, las Ricci laut vor, über die Schildchen mit den Plattentiteln gebeugt. Er stand vor einer betagten Jukebox in Nimec' Billardraum. »Ich muss schon zugeben, Pete, du bist wirklich ...«

»... >a wild thing<?« Nimec schnippte mit den Fingern.

»Groovy.«

»Das ist dasselbe Modell, das in der Billardhalle stand, in der ich den Sommer 1968 mit meinem Vater verbracht habe - eine Wurlitzer 2600.« Er tätschelte das Holzimitat der Seitenverkleidung der Jukebox. »Es sind auch dieselben Platten drin. Drei Hits für fünfundzwanzig Cents, zehn für fünfzig.«

Ricci blickte ihn an.

»Muss ein denkwürdiges Jahr gewesen sein.«

»Wir hatten eine Siegessträhne und zur Abwechslung mal das Gefühl, dass alles bestens lief«, sagte Nimec. »Pausenlos haben wir die Spielkugel an der richtigen Stelle getroffen. Meiner Ansicht nach hätte es keinerlei Rolle gespielt, wenn wir gefesselt gewesen wären oder Augenbinden getragen hätten. Und dieser Täuschung hatten sich diese Ganoven auch hingegeben, bevor wir ihre Hoffnungen zunichte gemacht haben. Glaub mir, dass waren verdammt abgebrühte, harte Hurensöhne.«

»Und weshalb haben sie sich gut benommen?«

»Weil mein Alter noch abgebrühter und härter war.«

Ricci nickte.

Nimec ging um die weiße, mit der Abbildung eines roten Coca-Cola-Deckels verzierte Bar herum, die oben von einer Chromleiste gesäumt war. Davor standen ein halbes Dutzend weiße Barhocker. Alles wirkte ein bisschen schmutzlig. Die Chromleiste war verkratzt und hatte



stellenweise den Glanz verloren. Oben auf der Theke waren Brandspuren von Zigarettenskippen zu sehen. Durch einen Riss in der Sitzfläche eines Barhockers quoll etwas von der gelblichen Schaumgummipolsterung.

»Möchtest du was trinken?«, fragte Nimec, der hinter den Zapfhähnen stand. »Die Cola ist genau richtig, genügend Kohlensäure, nicht zu süß. Außerdem habe ich eiskalt vorgekühlte Becher. Du kannst aber auch ein Bier haben, falls dir das lieber sein sollte.«

Ricci setzte sich auf einen Barhocker. Die Luft roch nach abgestandenem Zigarettendrauch und billigem Eau de Cologne. »Lieber Cola«, antwortete er. »Wenn ich mal ein Glas Alkohol vor mir stehen habe, geht das immer so weiter, und drei Stunden später muss ich kämpfen, um aufzuwachen. Das ist wie in dieser Erzählung in der Bibel, wo Christus in der Wüste mit dem Satan ringt.«

Nimec blickte ihn an. »Wenn man davon absieht, dass du nicht Jesus bist.«

Ricci's Gesichtsausdruck war leicht amüsiert. »Die Wahrheit kann befreiend wirken.«

Nimec zapfte zwei Becher Cola, und aus den eiskalten Gläsern stiegen kleine Kondenswölkchen auf. Dann reichte er Nimec einen Becher.

Schweigend tranken sie. Ricci gab ein befriedigtes Ahhh von sich. »Gut«, sagte er. »Nicht zu viel Kohlensäure, nicht zu süß.«

Nimec lächelte.

Ricci kratzte mit dem Daumennagel einer Hand an der dünnen Eisschicht an der Außenseite des Bechers herum. »Erzählst du mir, warum du mich hierher eingeladen hast?«

Nimec nickte. »Dein Vorschlag hinsichtlich der schnellen Eingreiftruppe ist abgesegnet worden, aber zuerst einmal nur auf Versuchsbasis. Ich habe angenommen, dass dich das freuen würde, und ich wollte lieber persönlich als am Telefon gratulieren.«

Einen langen Augenblick sah Ricci ihn an. »Danke, Pete. Und nicht nur für die guten Wünsche.«

Nimec schüttelte den Kopf. »In dieser Angelegenheit verdiene ich keinen Dank. Es war deine Idee, und du hast Gordian und die anderen dafür erwärmt. Einige haben nur länger gebraucht, um sich überzeugen zu lassen.«

»Aber vielleicht hätten sie sich nicht überzeugen lassen, wenn du nicht Druck gemacht hättest.«

Nimec zuckte die Achseln und schwieg.

»Ist der aufgebrachte Thibodeau auch unter den Erleuchteten?«, fragte Ricci nach einem Augenblick.

»Um der Wahrheit die Ehre zu geben - begeistert ist er nicht gerade. Aber er ist bereit, dem Projekt eine faire Chance zu geben.«

»Ich hätte gar nicht gedacht, dass Fairness eine seiner starken Seiten ist.«

Nimec stellte seinen Becher ab und beugte sich etwas über die Bar. »Thibodeau ist etwas eigensinnig. Vielleicht macht er im Moment gerade eine schwierige Zeit durch - ich habe keine Ahnung. Aber er ist ein guter Mann und durch und durch aufrichtig.«

»Und?«

»Deine Bemerkungen auf der *Pomona* über die Umstände, unter denen er angeschossen wurde, waren ein Tiefschlag für ihn. Vielleicht hatte er es damals verdient, dass du ihm die Meinung gesagt hast, aber er hat in Brasilien nicht sorglos oder töricht gehandelt. Er hat sich heroisch und angemessen verhalten, viele Menschenleben gerettet und dabei fast sein eigenes aufs Spiel gesetzt. Hoffentlich erkennst du das an.«

Einen kurzen Augenblick lang schwieg Ricci. »Nehmen wir mal an, dass es so war«, sagte er. »Nehmen wir außerdem an, ich respektiere ihn deshalb. Bittest du mich darum, das außer dir noch jemandem einzugestehen?«

Nimec schüttelte den Kopf. »Mehr erwarte ich nicht.«

Sie tranken ihre Cola in dieser absichtlich schäbig gehaltenen Poolbillard-Halle, deren Einrichtung sich fünf- unddreißig Jahre alten Erinnerungen und Eindrücken verdankte.

»Also - wann kann ich damit beginnen, die neue Abtei-

lung einzurichten und mich um Bewerber zu kümmern?«, fragte Ricci nach einer Weile.

Nimec blickte auf die Uhr. »Jetzt haben wir Punkt drei Uhr. Ist fünf nach drei früh genug?«

Lächelnd hob Ricci seinen Becher. Das mittlerweile geschmolzene Eis hatte glänzende Tröpfchen hinterlassen. »Dann wollen wir mal mit dem Hintern hochkommen.«

Offiziell verdiente Felix Quiros seine Brötchen mit dem familieneigenen Schrottplatz, der am Stadtrand von San Diego beheimatet war. Aber sein eigentliches Einkommen verdankte sich dem Handel mit heißen amerikanischen Autos, die er über Mexiko in die ganze Welt verschob.

Diese Wagen wurden, manchmal am helllichten Tag, meistens aber nachts, von den Straßen oder aus Garagen gestohlen und direkt auf den riesigen Hof gefahren. Die gefragten Modelle wurden in lange Aluminium-Lastwagen verfrachtet, die sie an bestimmten Stellen illegal über die Grenze brachten. Die weniger begehrten Modelle wurden auseinander gebaut, das Diebesgut anschließend in Felix' Laden als Ersatzteile verhökert.

Während er in der Dunkelheit dieser kühlen, mondlosen Novembernacht zwischen den Reihen zusammengepresster Autorwracks entlangblickte, sah Lathrop eine dunkle Reihe von vielleicht fünf oder sechs Wagen durch den geöffneten Maschendrahtzaun verschwinden. Sie bewegten sich auf die Stelle zu, wo mit ausgefahrenen Rampen die Lastwagen warteten. Ein paar andere Fahrzeuge rollten über einen Kiesweg auf die Kräne, Transportbänder und Kompressionsmaschinen in der Recycling- und Abwrackzone zu.

Fast schien es, als würden die Autos hübsch ordentlich in eine Waschstraße gleiten.

»Also, wollen Sie mir nicht sagen, warum ich mir hier die Eier abfrieren soll, wo wir uns doch genauso gut drinnen im Warmen unterhalten könnten?«, fragte Felix, der mit Lathrop zwischen den ausgeschlachteten und zusammengepressten Autos stand. Wegen der Kälte hatte er sei-

ne Schultern mit den Händen umfasst und rieb sie. »Worum zum Teufel geht's?«

»Um ein Gespräch unter vier Augen.«

Mit dem Kopf wies Felix auf einen Wohnwagen am hinteren Ende des Platzes. »Das da hinten ist mein Privatbüro, *comprendel*«

Lathrop blickte ihn an. »Du hast ein loses Mundwerk, Freundchen«, sagte er. »Vielleicht solltest du mal darüber nachdenken, die Schule zu Ende zu bringen. Bei Enrique hat das wahre Wunder bewirkt. Wegen ihm bin ich übrigens auch hier.«

Felix machte einen unzulänglichen Versuch zu kaschieren, wie sehr das sein Interesse geweckt hatte. »Sie müssen nicht gleich unhöflich werden. Ich sage doch nur, dass wir beide Gentlemen sind und uns auch so verhalten sollten. Und was ist mit meinem Onkel?«

»Für dich ist hauptsächlich wichtig, dass ich ihn heute getroffen habe, und er hat erwähnt, dass er aufgebracht ist, weil du ohne seine Zustimmung Salazar attackiert hast.«

Felix' Pose gespielter Zurückweisung dieser Behauptung hätte direkt aus einem HipHop-Video von MTV stammen können: zurückgeworfener Kopf, vorgereckte Brust. »Wie will er herausgefunden haben, dass ich irgendwas damit zu tun habe?«, fragte er. »Und warum hätte er mit *Ihnen* darüber reden wollen?«

Lathrop seufzte. »Okay, jetzt reicht's mit dem Unsinn, du Klagscheißer. Ich habe nicht gesagt, dass ich mich wegen dir mit ihm getroffen habe. Enrique hat eine Bemerkung fallen gelassen, und ich dachte, dass es dich vielleicht interessieren würde, worum es dabei ging. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wer ihm den Tipp gegeben hat, dass du die Lieferung abgefangen hast. Vielleicht hast du dein großes Angebermaul in Gegenwart von jemandem aufgerissen, der noch eine größere Schnauze hat.«

Felix schüttelte energisch den Kopf. »Völlig unmöglich, absolut unmöglich«, erwiderte er. »Und nebenbei, wenn Enrique deshalb sauer ist, warum haben Sie dann kein gu-

tes Wort für mich eingelegt? Schließlich haben Sie mir erzählt, wann Salazars Lieferung eintrifft, und behauptet, dass Enrique es mir nicht zutrauen würde, dass ich den Job erledigen kann. Sie haben mir doch geraten, die verdammte Sache erst mal geheim zu halten, bis die Ware abgesetzt ist. Dann sollte ich den Profit hinterher mit ihm teilen, damit er mich endlich *respektiert*. Das alles geht auf Ihre Kappe, Lathrop.«

»Das heißt noch lange nicht, dass ich dein Guru oder dein Rechtsanwalt bin. In Familienstreitigkeiten mische ich mich nicht ein. Ich habe dir vorher meinen Ratschlag gegeben, tue es auch jetzt. Und zwar ohne zusätzliche Kosten. Rede mit Enrique. Sag ihm die Wahrheit und mach ihm klar, dass du nicht vorhattest, ihm etwas zu verheimlichen. Vergiss einfach zu erwähnen, dass ich dich über die Lieferung informiert habe.«

Felix warf den Kopf zurück und trat schlecht gelaunt mit der Schuhspitze in den Dreck. »Vergessen«, murmelte er. »Und woher weiß ich, dass *Sie* mich nicht bei meinem Onkel verpiffen haben?«

Erneut seufzte Lathrop lang auf. Dann blickte er sich schnell um, um sich zu vergewissern, dass niemand in der Schlucht zwischen den Schrottautos lauerte, in die er Felix gelockt hatte. Er wollte nicht, dass der Wohnwagen zu viel abbekam. Dort hätte er alle Spuren beseitigen müssen, bevor er sich wieder auf den Weg machte. »Du hättest besser zuhören sollen«, sagte Lathrop. »Ich habe dich davor gewarnt, weiter Unsinn zu reden.«

Plötzlich stand Felix reglos da. Er schluckte. Sein Gesichtsausdruck verriet, das ihm klar war, dass er das Maul diesmal zu weit aufgerissen hatte. »Was soll das heißen, Mann?«, fragte er.

In Lathrops Hand erschien wie aus dem Nichts die schallgedämpfte Glock 9mm. »Das heißt, dass du erledigt bist, Felix.«

Er hob die Waffe, drückte auf den Abzug und hatte Felix bereits zweimal mitten in die Stirn getroffen, bevor dieser wusste, wie ihm geschah.

Hier waren die Spuren einfach zu beseitigen. Nachdem Lathrop seine Handschuhe übergestreift hatte, ließ er die Leiche in einem Autowrack verschwinden, dessen Kofferraumhaube zwar rostig war, aber noch funktionierte. Es gelang ihm sogar, den Kofferraum wieder zu schließen.

Dann ging er zurück, um etwas Erde über die Blutflecken und die Splitter von Felix' Schädel zu streuen.

Lathrop war nicht übertrieben gründlich darum bemüht, alle Spuren restlos zu beseitigen. Es spielte keine Rolle, ob Felix' Leiche von irgendeinem von Quiros' Spitzeln entdeckt oder von hungrigen Nagetieren gefressen wurde. Zumindest solange ihm keiner etwas anhängen konnte.

Zehn Minuten später verließ er den Schrottplatz unbenutzt. Er hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Wenn gleich er sehr müde war, wollte er noch einen genaueren Blick auf die Videobilder werfen, die er von Onkel Enrique und der Blondine auf dem Karussell aufgenommen hatte.

Ganz davon zu schweigen, dass er vor dem Schlafengehen noch seine Katzen füttern und ihnen etwas Zärtlichkeit zukommen lassen musste. Schließlich waren die drei seit dem frühen Morgen allein.

## 8.

### *Verschiedene Schauplätze* *6. November 2001*

Margaret René Doucette lebte allein in einem dreigeschossigen, von ihren Vorfahren erbauten Stadthaus im Herzen von New Orleans, umsorgt von einer langjährigen Dienerin, einer Kreolin namens Elissa, die in der abgetrennten ehemaligen Sklavenunterkunft hinter dem Haus wohnte. Sie war von Margaret René's Eltern eingestellt worden, als ihr einziges Kind erst neun oder zehn Jahre alt gewesen war, und blieb auch, nachdem Margaret René das Gebäu-

de nach dem vorzeitigen Tod ihrer Eltern als Teil einer größeren Erbschaft zugefallen war.

Zur Zeit des Autounfalls ihrer Eltern im Jahr 1990 war Margaret René zweiunddreißig Jahre alt, frisch verheiratet und im dritten Monat schwanger gewesen. Ihr Mann hatte als Finanzberater in einer Maklerfirma für das Transportgewerbe gearbeitet. Obwohl sie und ihr Ehemann ein neues Anwesen am Fluss in Jefferson Parish erworben hatten, entschlossen sie sich, das Grundstück zu verkaufen und in die Vicus-Carré-Residenz zu ziehen.

Trotz ihrer Trauer fand Margaret René in dem Wissen Trost, dass ihre Familie sich in dem Haus wohl fühlen würde, das für sie mit so vielen Erinnerungen verbunden war. Noch immer schienen die Geister ihrer Vorfahren die hohen Schlafzimmer und Salons zu bewohnen, desgleichen den anmutigen Innenhof mit seinen Terrakottafliesen und den üppigen, tropischen Grünpflanzen, die sie mit einer heilenden und wohltuenden Wärme umgaben.

Aber seit diesen Tagen, die mittlerweile ein Jahrzehnt zurücklagen, waren die Hoffnungen auf eine innerliche Erneuerung, die Margaret René mit ihrer Trauer verknüpft hatte, verfliegen, Stück für Stück, wie blutige Hautstreifen, die einem ein Folterer mit dem Messer vom Leibe zieht.

Ihr Sohn, nach seinem Vater auf den Namen Jean David getauft, hatte während der ersten sechs Monate seines Lebens den Eindruck eines normalen, wenn auch zu Koliken neigenden Kleinkinds gemacht. Doch bald hatten sich unheilvolle Krankheitssymptome eingestellt, die weitaus schlimmer als einfache Krämpfe waren. Das Kind hatte Schwierigkeiten mit dem Schlucken gehabt und häufig das Essen erbrochen. Dazu kamen Schwankungen der Körpertemperatur, die nicht gewöhnlichen Kinderkrankheiten zugeschrieben werden konnten. Als er zehn Monate alt war, fielen Margaret René seltsam ruckartige Bewegungen und der allmähliche Verlust zuvor erworbener körperlicher Fähigkeiten auf. Selbst wenn sich ihr Sohn an den Stangen seines Laufstalls festhielt, verlor er das Gleichgewicht, und er war nicht in der Lage, gerade auf einem Kin-

derstuhl zu sitzen. Die Spielsachen fielen ihm aus den Händen, und seine Finger umklammerten häufig seine Daumen wie bei einem gerade erst geborenen Kind. Die Faust war fest zusammengepresst, die Fingernägel bohrten sich ins Fleisch, bis sich die Haut verfärbte, und einmal entstand sogar eine ernsthafte Blutung.

Als Vorsichtsmaßnahme empfahl der Kinderarzt, eine Blutprobe zu nehmen, und schickte diese an ein Labor, das auf die Entdeckung lysosomaler Defekte spezialisiert war. Bis dahin war dieser medizinische Terminus Margaret René und ihrem Gatten unbekannt gewesen. Er bezeichnete - grob gesagt - eine Reihe von Defekten in einem Typus von Zellorganellen. Als den Ärzten in dem Labor ein fast völliger Mangel an Galaktocerebrosid- $\beta$ -Galaktosidase auffiel, einem Enzym, das für die Entwicklung des Gehirns und des Nervensystems von entscheidender Wichtigkeit ist, sandten sie die Probe für weitere Tests an ein medizinisches Institut nach Philadelphia. Noch beängstigender war, dass während der angespannten Wartezeit den Eltern gegenüber Termini wie *Leukodystrophie*, *DNA-Mutation* und *Myelinscheide* geäußert wurden. Während Margaret René sich angestrengt bemühte, ihre Bedeutung zu begreifen, hatte sie oft das Gefühl, den unverständlichen, gebetsmühlenhaften Beschwörungen von Voodoo-Priestern zu lauschen, die zur Zeit ihrer Kindheit angeblich noch durch die engen Straßen des Viertels gezogen waren.

Die endgültige Diagnose war verheerend: Jean David litt an *Leukodystrophia cerebri progressiva hereditaria*, einer angeborenen, progressiv fortschreitenden Erkrankung des Hirn- und Nervengewebes. Bei dieser seltenen, rezessiv vererbten Krankheit, dem so genannten Krabbe-Syndrom, müssen *beide* Elternteile diese Veranlagung in ihrer Erbsubstanz weitergegeben haben, also genotypisch krank sein, ohne dass sie womöglich selbst Symptome aufweisen. Bei Jean David waren die Enzyme um die Nervenfasern herum zersetzt, wie bei einem Kabel, dessen Isolierung zerfressen ist, und die Nerven selbst degenerierten und starben dann ab. Zwar konnte man die Symptome der



Krankheit behandeln und ihren Verlauf verlangsamen, aber eine Heilung gab es nicht, auch kein Mittel, um ihr Fortschreiten zu verhindern - bei Kindern verlief sie praktisch immer tödlich. Ungewiss war einzig und allein die Länge des Leidens.

Für Jean David vollzog sich der Niedergang rasch. Als sich sein erster Geburtstag näherte - für die Eltern gesunder Kinder ein erfreulicher Tag -, führte ein Zusammenbruch des motorischen Systems zu Lähmung und fast völliger Erblindung. Wund gelegene Stellen öffneten sich bis auf den Knochen, und er hatte tagelang hohes Fieber und wurde mit jedem längeren Zwischenfall schwächer. Bald schon konnte er keine feste Nahrung mehr zu sich nehmen und musste durch intravenöse Infusionen ernährt werden.

Als die psychische Belastung für Margaret René immer größer wurde, versuchte sie, bei ihrem Mann Hilfe zu finden, aber dessen eigenes Leiden hatte ihn bereits selbst in den Abgrund zu ziehen begonnen. Er wurde immer wortkarger, trank immer mehr. Wegen beruflicher Probleme hatte man ihn in seinem Büro gegen seinen Willen gezwungen, Urlaub zu nehmen. Mitten in der Nacht stand er manchmal auf, um ohne Nachricht das Haus zu verlassen. Seine rätselhaften Ausflüge konnten ein paar Minuten, aber auch ein paar Stunden dauern. Manchmal blieb er bis nach Anbruch des Morgengrauens weg. Als er nach dem ersten Ausflug dieser Art wieder zu Hause war, sagte er, er sei lange mit dem Auto durch die Gegend gefahren, um wieder einen klaren Kopf zu kriegen. Danach gab er sich keine Mühe mehr, etwas zu erklären.

Margaret René dachte später, sie hätte darauf kommen müssen, dass er Affären hatte. Aber sie war in Gedanken völlig mit ihrem kranken Sohn beschäftigt gewesen. Sie wollte ihm sein Schicksal so weit wie möglich erleichtern, alles andere war ihr nebensächlich erschienen.

Schließlich zog sich Jean David eine ernsthafte Lungenentzündung zu, von der er sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr erholen würde. Jetzt galten Margaret René's Gebete nicht mehr einem Wunder, durch das Gott ih-

ren Sohn verschonte. Mittlerweile flehte sie ihn nur noch darum an, dass er Jean Davids schwerer Prüfung ein Ende bereiten und ihn durch sein Mitleid erlösen möge.

Ihr Flehen wurde nicht erhört - Jean David musste noch wochenlang leiden.

Als er endlich starb, war er gerade sechzehn Monate alt.

Margaret Renés Ehe überdauerte den Tod ihres Sohnes nicht einmal um ein Jahr.

War es möglich, dass man wegen eines biologischen Defekts im eigenen Körper Scham empfand? Und dass dieses Schuldgefühl auf den Menschen übertragen wurde, mit dem man durch ein zufälliges Zusammentreffen genetischer Defekte einen der Verdammnis preisgegebenen, gequälten Sprössling gezeugt hatte? Margaret René wusste nicht, wie sie sich sonst den Groll und die Aversion erklären sollte, die ihr Mann ihr gegenüber mittlerweile an den Tag legte. Im Bett wandte er ihr den Rücken zu, den Besuch bei einer Eheberatung hatte er abgelehnt. In der aufgeheizten Atmosphäre eines Streits gab er zu, eine andere Frau kennen gelernt zu haben. Er erklärte, sie zu lieben, mit ihr einen neuen Anfang machen und sich scheiden lassen zu wollen.

Dann verließ er sie.

Das war mittlerweile zehn Jahre her.

Seit einem Jahrzehnt zog sich Margaret René in die Einsamkeit zurück. Elissa, mit ihren siebzig Jahren noch immer eine energische Frau, konservierte eine Atmosphäre altmodischer Eleganz. Sie kümmerte sich darum, dass die teuren Seidenbezüge und die Schoner auf den Sesseln und Sofas ordentlich und gepflegt waren, sie polierte die alten Rosenholzmöbel auf Hochglanz, sie staubte die Kristallkronleuchten, die Elfenbeinstatuetten und die alten Porzellannippsachen ab. Wenn erforderlich, wurde für Dienstleistungen und Reparaturen professionelle Hilfe bestellt. Aber für Margaret René war das Stadthaus zu einer kalten, traurigen Festung geworden. Nach der Rückkehr von den Trauerfeierlichkeiten anlässlich des Todes ihres Sohns hatte sie die Urne mit seinen sterblichen Überresten

auf die Kaminverkleidung im großen Salon gestellt. Dann hatte sie den goldgerahmten Spiegel darüber mit einem schweren Tuch verhängt, weil sie ihr vom Schmerz gezeichnetes Antlitz nicht sehen wollte. Deshalb hing es heute noch dort. Jetzt schienen die Ölporträts ihrer Vorfahren, die sie einst getröstet hatten, ernst von den Wänden auf sie herabzublicken, während sie durch die stillen Räume und Korridore wanderte und an ihre vergiftete Hoffnung dachte, an die Liebe, von der nichts geblieben war.

Sehr selten nur trat Margaret René auf den Balkon, der auf die Royal Street ging. Dann lehnte sie sich auf das schmiedeeiserne Geländer, um die Einwohner der Stadt zu beobachten, sich ihre Gespräche vorzustellen und zu überlegen, wer von ihnen bereits die bitteren Lektionen des Lebens hatte lernen müssen und wem sie noch bevorstanden. Sie verließ das Haus kaum. Elissa hatte die Aufgabe, Lebensmittel zu bestellen und sich um ihre diversen Bedürfnisse zu kümmern.

Dennoch glaubte Margaret René nicht, völlig den Kontakt zur Welt verloren zu haben. Ihre Eltern hatten ihr den über Generationen angehäuften Reichtum vermacht, und für die Erbschaft musste gesorgt werden. Periodisch hatte sie weiterhin Kontakte zu Rechtsanwälten, Grundstücksmaklern, Investmentberatern und einigen anderen Menschen. Altes Geld war mit alten Geheimnissen verbunden, manchmal mit ziemlich dunklen. Das hatte Margaret René schon früh begriffen, genau wie ihre Eltern und Großeltern. Durch all die Jahre hindurch hatte sie sich mit Männern getroffen, die bestimmte Dinge arrangieren, gewisse Dienstleistungen übernehmen und bestimmte Bitten erfüllen konnten, die gewöhnliche Menschen vielleicht für illegal oder verboten halten mochten. *Leute, die einem das Leben erleichtern*, hatte ihr Vater diese hilfsbereiten Menschen genannt. Ihre Namen wurden weder öffentlich ausgesprochen noch jemals vergessen, und Margaret René hatte sorgfältig darauf geachtet, die Verbindungen zu ihnen nicht abreißen zu lassen, speziell zu einem von ihnen nicht.

Weil sie persönlichen Begegnungen lieber auswich und

sich bei Telefonaten unbehaglich fühlte, hatte sie sich einen PC gekauft, sich schnell den Umgang damit beigebracht und schon bald routiniert mit ihren Ansprechpartnern über das Internet kommuniziert. Spät nachts saß sie an ihrem Schreibtisch, um E-Mails zu lesen und zu beantworten, und wenn sie damit fertig war, blieb sie online, um sich einem anderen, zunehmend zeitaufwendigeren Projekt zu widmen.

Mit Hilfe ihres Browsers hatte sie ein umfängliches Verzeichnis von Websites erstellt, die sich mit genetisch bedingten Krankheiten befassten. Die meisten waren mit Hyperlinks zu verwandten Sachgebieten versehen, viele mit schwarzen Brettern und E-Mail-Adressen, durch die die Familien der Betroffenen Informationen teilen und auf der Grundlage ihrer persönlichen Erfahrungen Ratschläge geben konnten.

Neugierig durchsuchte Margaret René die Listen über Pflege und Behandlungen, experimentelle Therapien und Fortschritte in der Genomforschung, die eines Tages vielleicht zur Heilung führen konnten. Während sie diese Botschaften mit ihrem überwiegend schwärmerisch-optimistischen Inhalt las, hatte sie bald einen bitteren Geschmack im Mund.

Dann dachte sie an ihre eigene vergiftete Hoffnung.

Oder an ihre Liebe, von der nichts geblieben war.

Und so redete sie sich ein, dass Anteilnahme und guter Wille sie dazu motivierten, ihr Schweigen zu brechen und E-Mails an diejenigen zu schicken, die ihre Meinung nach durch falsche Ermutigung betrogen wurden.

Weil sie begriff, dass ihre Motive eventuell falsch interpretiert und vielleicht sogar feindselige Gefühle hervorrufen könnten, arrangierte sie ein Abkommen mit einem Verschlüsselungs-Remailer, der ihre Botschaften anonym versandte, ohne jegliche Daten, die die Empfänger benutzen konnten, um ihr zu antworten oder ihre Identität herauszufinden.

An die Mutter einer kleinen Tochter, die an *Leukodystrophia cerebri progressiva hereditaria* erkrankt war, schrieb sie

etwa anlässlich einer beginnenden Behandlung mit einem Medikament, das noch im Experimentierstadium steckte: *Töten Sie das Kind jetzt. Ihr Zustand wird sich nie bessern.*

Den Eltern eines jungen Erwachsenen, die nach Spenden für eine - angeblich den Verlauf der Krankheit aufhaltende - Knochenmarkstransplantation suchten, weil ihr Sohn an einer verwandten neurologischen Funktionsstörung litt, teilte Margaret René mit: *Die Operation wird vergeblich sein. Ersparen Sie sich selbst unnötigen Schmerz und fügen Sie sich in das unausweichliche Schicksal.*

Und den Eltern eines Kindes im fortgeschrittenen Stadium einer weiteren Leukodystrophie-Variante riet sie: *Bereiten Sie sich auf das vor, was nach dem Tod Ihres Kindes auf sie zukommen wird. Sie haben gesehen, was mit der erschreckenden Frucht Ihrer Leidenschaft passiert ist, und sie wird einen Keil der Abscheu zwischen Sie treiben. Trennen Sie sich in aller Freundschaft, bevor der Glaube gebrochen ist.*

Einem Arzt, der schmerzlindernde Ratschläge anbot, schrieb sie: *Ihre Lügen sind durchschaubar. Sie sind ein dreckiger Vampir, der aus den Leiden anderer Kapital zu schlagen versucht.*

Zuerst schickte sie solche E-Mails nur hin und wieder ab und reservierte diese Beschäftigung für jene Nächte, in denen die Erinnerungen in ihr brodelten und sie keine Ruhe fand. Aber in den letzten Monaten war Margaret René zunehmend davon besessen gewesen. Sie schrieb bis in die frühen Morgenstunden, in einem Zustand, der fast an Trance grenzte. Erst wenn das helle Morgenlicht durch die Vorhänge fiel und durch die fächerförmigen Blätter der Samtpalme hinter ihr Schatten auf die Wand warf, ging sie ins Bett. Weil sie im Lauf der Zeit gemerkt hatte, dass sie immer weniger Schlaf benötigte, wachte sie bereits kurz vor Mittag wieder auf. Nachdem sie ein leichtes, von Elisa zubereitetes Frühstück zu sich genommen hatte, begann sich in ihrem Inneren schon wieder die Vorfreude auf die nächste Sitzung am Computer aufzubauen.

Margaret René hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, nach Anbruch der Dunkelheit zuerst jene E-Mails zu stu-

dieren, die ihre finanziellen Angelegenheiten betrafen, und sie - falls nötig - zu beantworten. Dann stellte sie die Verbindung zu ihrem Versender anonymer Mails her und tippte die Nachrichten des >Mitleids<, die sie sich tagsüber ausgedacht hatte.

So sahen ihre Nächte aus - zumindest bis heute.

Was heute Nacht geschehen war, hatte alles geändert.

Mit offenem Mund starrte Margaret René auf den Computermonitor. Erst vor einigen Minuten hatte sie die gewohnte Kommunikation mit dem Server hinter sich gebracht, der ihre anonymen E-Mails versandte. Dann war ihr aufgefallen, dass eine verschlüsselte E-Mail eingetroffen war, und sie hatte die Augen vor Überraschung weit aufgerissen. Nur ein einziger Mensch kannte den digitalen Schlüsselcode, der es erlaubte, ihr über den Server eine Nachricht zu schicken. Er gehörte zu den *Leuten, die einem das Leben erleichtern*, und verfügte über konkurrenzlose Fähigkeiten. Schon ihr Vater und ihr früherer Mann hatten mit ihm in geschäftlichem Kontakt gestanden.

Mit vor Aufregung zitternden Fingern hatte sie den Text entschlüsselt.

Die E-Mail lautete schlicht und einfach:

WECKEN SIE DEN SLEEPER. GEBÜHR: 50 MILLIONEN. ANWEISUNGEN FOLGEN INNERHALB EINER WOCHEN.

Margaret René's Puls ging schneller. Etwa vor einem Jahr hatte ihr der Verfasser dieser E-Mail in einem Chatroom über eine verschlüsselte Verbindung eine Frage gestellt, auf die sie offen geantwortet hatte, wenngleich sie sie eher als hypothetisch interpretiert hatte.

Sie konnte sich genau daran erinnern.

»Was würden Sie darum geben, wenn alle Kinder mit Leukodystrophie schon im Mutterleib sterben würden?«

»Alles.«

»Und was wäre, wenn auch die Mütter dabei ums Leben kommen würden?«

»Das wäre die beste Lösung.«

»Und wenn es auch Ihren eigenen Tod bedeuten würde?«

»Noch besser.«

Das war's gewesen. Der Gesprächspartner hatte die virtuelle Verbindung abgebrochen, und für eine beträchtliche Weile hatte Margaret René nichts mehr von ihm gehört. Aber seine Fragen waren ihr immer wieder durch den Kopf gegangen. Was für Gründe hatte er gehabt? Wenngleich sie eine Erklärung sehr interessiert hätte, war sie klug genug, keine zu verlangen, weil sie wusste, dass er sie zu gegebener Zeit informieren würde.

Monate vergingen, bevor als Anhang einer E-Mail eine erstaunliche Information über das Sleeper-Projekt eintraf. Nachdem Margaret René den Text mit einer Mischung aus Eifer und Ungläubigkeit gelesen hatte, begriff sie zumindest, worauf der Absender bei dem vorigen Gedankenaustausch hinausgewollt hatte.

Was er seiner Behauptung nach bewerkstelligt hatte, schien jenseits aller Vorstellungskraft zu liegen, auch jenseits ihrer sehnlichsten Hoffnungen.

Margaret René wurde angewiesen, eine zukünftige Mitteilung über das genaue Datum und die Bedingungen des Angebots abzuwarten und bis dahin jeden Kontakt zu vermeiden, damit die Offerte nicht hinfällig wurde. Irgendwie fand sie die Willensstärke, diesen Anweisungen zu gehorchen. Als aus Tagen Wochen wurden, ohne dass eine weitere Nachricht gefolgt wäre, war sie schon fast davon überzeugt, dass die Erfolgsmeldung voreilig gewesen war. Obgleich der Mann bei Diensten, die er ihrer Familie geleistet hatte, noch nie versagt hatte, begann sie sich zu fragen, ob er sich diesmal nicht vielleicht übernommen hatte.

Doch dann, heute Nacht...

Heute Nacht...

Ihr abgemagertes Gesicht wurde von dem geisterhaften Licht des Computermonitors beleuchtet, ihr Herz pochte. Und Margaret René fühlte sich, als würde sie an der Schwelle der Erfüllung eines Traums stehen.

Ja, in dieser Nacht hatte sich alles geändert.

WECKEN SIE DEN SLEEP ER. GEBÜHR: 50 MILLIONEN. ANWEISUNGEN FOLGEN INNERHALB EINER WOCHEN.

Der Verstand eines Arabers tendiert dazu, sich pragmatisch und konkret auszudrücken. Als Arif al-Ashar, der sudanesischer Innenminister, auf seinem Computerbildschirm den Anhang der E-Mail las, kam ihm deshalb sofort das unzweideutige Sprichwort in den Sinn: »Bei allen wichtigen Dingen ist der Weg das Entscheidende.«

Sein Dilemma bestand darin, dass es für jeden der sich ihm bietenden Wege fabelhafte Gründe gab, als wären diese sämtlich mit Sterling-Silber gepflastert.

Auf welchem Weg sollte er also voranschreiten?

Seit Jahrzehnten schon war die in Khartum ansässige Regierung in einen Bürgerkrieg mit den Rebellen im Süden des Landes verstrickt. Deren Widerstand wurde durch Angehörige des Dinka-Stamms angeheizt, die sich als Schwarzafrikaner gegen die Scharia - des strengen islamischen Gesetzes - wehrten, welche nach der Revolution eingeführt worden war. Stattdessen klammerten sich diese Ungläubigen weiterhin an den barbarischen Geisterglauben ihrer Vorfahren oder waren Anhänger des Christentums, das Missionare in den vergangenen Jahrhunderten verbreitet hatten. Sie forderten eine weit gehende Autonomie oder gar die völlige Loslösung vom Sudan, je nachdem, welcher der vielen Splittergruppen man Gehör schenken wollte. Deren Forderungen schienen sich genauso häufig zu ändern wie die Besetzung des Postens des Rebellenführers.

So lange al-Ashar zurückdenken konnte, war die Situation völlig verfahren. Es hatte eine Zeit gegeben, als die Dinka eine Allianz mit den Nuer gebildet hatten, einem Nachbarstamm, mit dem sie - wenn sie nicht gerade darum kämpften - das Weideland und die Wasserressourcen der Flussebenen am Weißen Nil teilten. Khartum hatte am Boden und in der Luft zu strengen militärischen Maßnahmen gegriffen, um die Aktivitäten der Guerilla zu unterdrücken. Somit war die Gegend für UN-Beobachter und Repräsentanten dieser so genannten humanitären Hilfsor-



ganisationen nicht zugänglich, die ja alle nur Werkzeuge der amerikanischen CIA waren. Diese Menschen aus dem Westen waren aufgrund ihrer Unwissenheit, Überheblichkeit und Schwäche nur allzu schnell bereit, eine Nation zu verdammen, die nur auf ihrem Recht bestand, die innere Sicherheit zu schützen und eine kulturelle Säuberung durchzuführen, deren Resultat eine politisch geeinte Gesellschaft sein würde.

Tatsächlich hatte al-Ashar das Gefühl, dass seine Regierung den Aufständischen aus dem Süden gegenüber nachgiebiger gewesen war, als sie es ihres anarchistischen Verhaltens wegen verdient gehabt hätten. Wenn ganze Dörfer ausgemerzt wurden, deren Bewohner die Rebellen unterstützten, wurden Frauen, Kinder und ältere Menschen bei den Exekutionen verschont. Man ließ Gnade walten: Sie wurden aus ihren primitiven Strohhütten herausgezerrt, die sie *kashas* nannten, und in Umsiedlungslager geschickt, in denen man sich um ihr Wohl kümmerte. Die Jungen wurden in getrennte Einrichtungen gebracht. Sie wären mit Sicherheit durch Indoktrination in die Rebellenbanden getrieben worden, wenn sie den Lügen und verzerrenden Darstellungen von Familienmitgliedern ausgesetzt gewesen wären, die mit den Aufständischen sympathisierten. Diese jungen Männer - von den Anhängern der Rebellen, die nach Äthiopien, Eritrea oder Kenia geflohen waren, als Opfer von *Entführungen* oder *Kidnapping* bezeichnet -, erhielten dort angemessene arabische Namen und Unterricht über die heiligen Wege des Islam. Außerdem wurden sie zu loyalen Mitgliedern der Miliz erzogen, wenn sie das Alter erreicht hatten, in dem sie dienen konnten.

Trotz Khartums Bemühungen, Ordnung zu schaffen, leisteten die Rebellen Widerstand. Aber zwischen den Befehlshabern der Dinka und der Nuer war ein politischer Streit aufgeflammt, der die Sudanesisch Volksbefreiungsarmee (SPLA) gespalten und geschwächt hatte. Alte Stammeskonflikte, bei denen es um Land und Wasser ging, waren wieder aufgelebt, und schon bald schossen die früheren Verbündeten mit ihren Kalaschnikows aufeinander.

der. Daraus schlugen die Regierungstruppen Kapital, indem sie wichtige feindliche Städte einnahmen, wo die Truppen der Opposition in Auflösung begriffen waren. Während Dürre und Hunger auf dem Land die Rebellen weiter schwächten, war bei Sudans rechtmäßig regierenden Nationalen Kongresspartei, deren Mitglied auch Arif al-Ashar war, Hoffnung aufgekeimt, den Widerstand der Aufständischen vielleicht endgültig brechen zu können. Um die internationalen Aufschreie der Entrüstung zum Verstummen zu bringen - Resultat der Propaganda von Dinka-Flüchtlingen, die mit leichtgläubigen Medienvertretern aus den Vereinigten Staaten und Europa gesprochen hatten -, hatte man im südlichen Teil des Landes den Abwurf von Wasser, Getreide und Medikamenten aus Flugzeugen gestattet.

Aber es gab noch einen zweiten, taktisch vorteilhaften Grund dafür, humanitäre Hilfsmaßnahmen zu genehmigen.

Das Nuba-Gebirge im Norden, das gleichfalls von der Dürre erfasst worden war, stellte schon seit Jahren für die Regierung ein gravierendes Problem dar. Auf den hohen Pässen hatten sich SPLA-Banden in kleinen Festungen in der Nähe abgelegener Dörfer verschanzt, die von Nubiern bewohnt wurden. Diese ethnische Gruppe hatte sich im Großen und Ganzen einer Beteiligung am Bürgerkrieg enthalten, weil sie das Unabhängigkeitsverlangen der Stämme aus dem Süden nicht teilte, aber auch mit dem islamischen Glauben der arabischen Bevölkerung nichts anzufangen wusste. Indem die Regierung zugelassen hatte, dass Lebensmittel und andere Hilfsgüter in die Ebenen gelangten, hatte sie darauf gesetzt, dass die Not leidenden Rebellen in den Bergen aus ihren Verstecken gelockt wurden, um ihre Vorräte aufzufüllen. Während die Nubier zwar keine militärische Bedrohung darstellten, waren ihre Ablehnung der Scharia und ihre rassische Verwandtschaft mit den SPLA-Kämpfern doch wenig wünschenswerte Tatsachen und potenziell destabilisierend. Khartum hatte darauf gehofft, dass die Nubier ebenfalls in die Umsied-

lungslager und die von der Regierung gehaltenen Städte gelockt werden würden.

Der Einsatz von Angriffshubschraubern und Militärrazzien hatten im Sinne der Regierung beachtliche Resultate hervorgebracht.

Aber dann hatte Allah gewollt, dass weitere Komplikationen auftraten.

Im Verlauf der letzten drei Jahre hatten eine Reihe von Treffen, die von den Stammesältesten der Dinka und Nuer initiiert worden waren, zu einer Versöhnung zwischen den verfeindeten Splittergruppen der Rebellen geführt. Zugleich hatten die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten in der UNO zunehmenden diplomatischen Druck auf Khartum ausgeübt - sowohl auf direktem Weg als auch durch arabisch-afrikanische Unterhändler -, um den Abwurf von Hilfsgütern im Nuba-Gebirge zu erreichen und ein Friedensabkommen mit den Aufständischen aus dem Süden zu vermitteln, deren Forderungen sie durch die Drohung mit Handelssanktionen unterstützten. Besonders Ägypten, das eine lange Grenze zum Sudan hat und dessen kommerzielle Schifffahrt und Landwirtschaft vom Wasser des durch beide Nationen fließenden Nils abhängig sind, war nicht erpicht darauf, dass der südliche Sudan zu einem nicht-arabischen, potenziell feindlichen, souveränen Staat wurde. Aber Ägypten konnte es auch nicht riskieren, die wirtschaftliche und militärische Unterstützung der Vereinigten Staaten zu verlieren. Folglich hatte Kairo ein Kompromissabkommen hinsichtlich des Bürgerkriegs im Sudan unterstützt.

Vom jahrzehntelangen Kampf und Naturkatastrophen zermüht, konfrontiert mit einer erstarkten Rebellenbewegung, die den Kampf in einem Schwebestand halten wollte, und geplagt von Rissen zwischen religiös orientierten Konservativen und eher säkularistisch ausgerichteten Reformern im eigenen Parlament, hatte die Regierung in Khartum vor den immer größeren Forderungen kapituliert und einen Friedensdialog mit den Aufständischen begonnen, an dessen Ende den südlichen Provinzen ein bis jetzt

noch nicht näher bestimmtes Maß an Selbstbestimmung gewährt werden sollte.

Weil sie mit dieser Aktion der Regierung nicht glücklich waren, hatten Arif al-Ashar und eine kleine Gruppe anderer Konservativer beschlossen, heimlich nach einer zufrieden stellenderen Alternative zu suchen. Arif al-Ashar selbst hatte zu einem ihm seit langem bekannten Mann Kontakt aufgenommen, der Waffen vom Schwarzmarkt, technologische Ausrüstung und Personal für bestimmte Missionen besorgen konnte. Das Resultat war die Nachricht, die gerade auf seinem Computerbildschirm erschienen war.

Al-Ashar sah sich immer noch mit der Frage konfrontiert, welchen der verlockenden Wege er einschlagen sollte.

Ohne die offizielle Zustimmung der Regierung mussten die finanziellen Mittel für seine Unternehmung auf geheimen Wegen besorgt werden, und er konnte nur in Grenzen Gelder aus bestehenden Budgets abzweigen, weil das Ganze sonst aufgefliegen wäre. Die wohlhabenden Parlamentsmitglieder aus al-Ashars Verschwörergruppe innerhalb des Parlaments würden mit Sicherheit zusätzliches Geld spenden, aber der hohe Preis des Produkts blieb ein Problem, und es mussten schwere Entscheidungen getroffen werden.

Al-Ashar schnalzte mit der Zunge und beobachtete, wie der Dateianhang auf dem Computerbildschirm sich wieder auflöste. Ein einzelner Krankheitsauslöser, der die Dinka und die Nuer ausschalten konnte, ohne dass die Völker ganz Schwarzafrikas von einer Epidemie erfasst wurden, musste doch an ein nur diesen Stämmen eigenes Gen - oder einen Genstrang - gebunden sein, oder etwa nicht? Selbst wenn man davon ausging, dass ein Austausch solcher genetischen Merkmale erfolgt war, etwa durch Abstammung oder generationenlanges Zusammenleben auf engem Raum - die Heirat zwischen Mitgliedern verschiedener Stämme war aus traditionellen Gründen nicht die Regel. Die Anzahl von Individuen mit einem einzigen identischen genetischen Merkmal, die wahrschein-

lich anfällig waren, war nicht so groß, wie al-Ashar es für wünschenswert hielt. Mindestens zwei Krankheitsauslöser - zu einem Preis von hundert Millionen Dollar - würden deshalb erforderlich sein, um befriedigende Resultate zu gewährleisten.

Aber was war, wenn nur einer der beiden Stämme, etwa die Dinkas, extrem infektionsgefährdet war? Al-Ashar runzelte nachdenklich die Stirn. Das könnte sich als der größte Vorteil herausstellen. Die Infektion würde trotzdem in beträchtlichem Maße um sich greifen und die Bevölkerungszahl dezimieren, während sie unter blutsverwandten Nuern beträchtliche Opfer fordern würde. Kurzfristig würde das die Auswirkungen des Abkommens lindern, das dem Süden volle oder zumindest teilweise Unabhängigkeit garantierte: Durch ihre Verluste würden die Überlebenden zu geschwächt sein, um noch eine machtvolle Bedrohung des Nordens darzustellen. Zugleich würde sich das Regime in Khartum der Welt von seiner gemäßigten Seite präsentieren, weil es seine Bereitschaft unter Beweis gestellt hatte, eine Lösung des Bürgerkriegsproblems durch Verhandlungen zu erreichen. Und solange die Krankheitsauslöser erhältlich waren, gab es die Option, die Nuer getrennt ins Visier zu nehmen.

Der dritte Weg, den al-Ashar sah, schien auf den ersten Blick weniger verheißungsvoll zu sein, aber er wollte ihm nicht spontan eine Absage erteilen. Wenn die Infektion unter den Nubiern ausbrach, wäre der Norden des Sudans in einem akzeptablen Ausmaß von ethnischer und kultureller Unreinheit befreit. Man könnte ausländische Hilfslieferungen für die schwer geprüfte Bergbevölkerung zulassen, um den neuen Sinn der Regierung für Wohltätigkeit zu demonstrieren und die Kritik zu entkräften, dass das Regime den Menschenrechten gegenüber gleichgültig sei. Im Verlauf der Gespräche mit dem Süden würde man den internationalen Vermittlern taktisch geschickt zu verstehen geben, dass eine einseitige Parteinahme für die Rebellen dazu führen könnte, dass die Hilfslieferungen wieder eingestellt werden müssten. Das Thema humanitäre Hilfe, mit

dem der Westen Khartum politisch unter Druck gesetzt hatte, würde sich als zweischneidiges Schwert erweisen.

Die Stirn unter seiner weißen Kopfbedeckung - *emma* - in sorgenvolle Furchen gelegt, griff al-Ashar nach dem Becher mit einem Gewürztee namens *shai-saada*, der neben seinem Computer gestanden hatte. Mit geschlossenen Augen inhalierte er den aus dem Becher aufsteigenden Dampf, bevor er den ersten Schluck nahm. Er genoss die feuchte Wärme auf seinen Wangen, das Minze- und Gewürznelkenaroma, das angenehme Gefühl in den Nebenhöhlen.

Sicherheit gründet auf der Vorsicht, das Bedauern auf der Hast, dachte er. Ihm blieb Zeit, um mit seinen Brüdern im Ministerium zu sprechen und dann eine Entscheidung zu fällen.

Jetzt würde al-Ashar erst einmal das Gefühl genießen, dass ihm alle Möglichkeiten offen standen, silbern glänzende Wege, die zu bislang unbekannten, mit noch hellere Hoffnungen verbundenen Kreuzungen führten.

Wer immer ihn auch auf seinem Weg leiten mochte, es würde eine denkwürdige Reise werden.

## 9.

### *Codename des Landes: Cape Green* *6. November 2001*

Vor fünf Tagen war er in das Hotel eingezogen, und er würde vielleicht noch zwei weitere Tage bleiben müssen, bevor das Diamanten-gegen-Waffen-Geschäft über die Bühne gegangen war. In diesem Teil der Welt war das Feilschen gleichsam eine Freizeitaktivität, und gewöhnliche, einfache Arrangements waren mit unnötigen und endlosen Komplikationen verbunden. Aber es war ein Vermögen in Form von wertvollen Steinen zu machen, und er erledigte stets jeden Auftrag, den er übernommen hatte.

Außerdem konnte er nicht behaupten, dass er nicht gewusst hätte, was ihn hier erwartete.

Antoine Obeng, sein Geschäftspartner, war ein Krimineller, ein Warlord der Rebellen, der sich durch arglistige Manipulationen einen offiziellen Regierungsposten verschafft hatte, nachdem die durch den Bürgerkrieg entstandenen Risse notdürftig gekittet worden waren. Jetzt war er Polizeichef in der Hauptstadt des Landes, ein Titel, der seinem Ego schmeichelte und seine Macht legitimierte, die ihm über alles ging. Aber hinter den Kulissen war er weiterhin der Führer der illegalen Milizen, die nach Belieben durch die Stadt streiften und mit Waffengewalt die unschätzbar wertvollen Diamantminen auf dem Land unter ihrer Kontrolle hielten.

Es war eine lange Geschichte, wie Obeng überlebt hatte in diesem Land, in dem die politische Macht oft und unter Blutvergießen in andere Hände überging und in dem der Tod durch ein Attentat das Schicksal der meisten miteinander konkurrierenden Warlords war.

Trotzdem hatten nur der Komfort des erstklassigen Hotels und der außergewöhnliche Service für Reisende, die in diplomatischer oder geschäftlicher Mission unterwegs waren, den Ärger des Fremden über die unendlichen Verwicklungen bei dem Geschäft in Schach gehalten.

Als Mann, der selbst auf strenge Disziplin hielt, bevorzugte er feste Gewohnheiten. Seit er in diesem Hotel eingezogen war, ging er jeden Morgen um sechs Uhr im Hallenbad schwimmen. Um diese Zeit hatte er die besten Chancen, im Schwimmbad allein zu sein. Außerdem war dies die einzige Zeit, wo er sich nach etwas Einsamkeit sehnte und sich ohne Bodyguard wohl fühlte.

Nachdem er mit dem Lift in den Erholungsbereich im zwölften Stock hinaufgefahren war, zog er sich in dem Umkleideraum zwischen der Sporthalle und dem Solarium seine Badehose an, um zu duschen und dann durch einen kurzen Verbindungsgang in das Schwimmbad mit den Glaswänden zu gehen. Dort schwamm er für genau eine Stunde seine Bahnen.

Am ersten Tag hatte ein geschwätziger niederländischer Banker seine Ruhe gestört und ihn gefragt, ob er nicht nach dem Schwimmen mit ihm im Restaurant des Hotels frühstücken wolle. Weil er den Umgang mit Fremden scheute, hatte er die Einladung kurz und bündig abgelehnt und den Mann dann so lange ignoriert, bis er sich zurückzog.

Während der folgenden drei Tage hatte er den Pool für sich gehabt, ohne dass ihn jemand gestört hätte.

Doch heute hatte er im Umkleideraum erneut unerwünschte Bekanntschaften gemacht.

Aus Gewohnheit wachsam, hatte er seinen Blick über die beiden Männer schweifen lassen. Sie waren sportlich und Mitte dreißig. Einer war blond, der andere braunhaarig. Beide trugen Sportkleidung und unterhielten sich in amerikanischem Englisch mit der Vertrautheit enger Freunde oder Kollegen. Das Haar des Blondes wirkte zerzaust, und er war unrasiert. Er hängte gerade seine Straßenkleidung ordentlich in den Schrank, und sein Begleiter zog Gegenstände aus einer Sporttasche. Neben ihm auf der Bank lagen ein zusammengefaltetes Handtuch und eine Wasserflasche.

Auf den ersten Blick wirkten sie wie Männer, die auf einer als Geschäftsreise deklarierten Vergnügungstour unterwegs waren. Folglich interessierten sie ihn nicht besonders, wenn man davon absah, das sie ihn in jenen Räumen störten, die er mittlerweile als seine Privatgemächer ansah.

Aber er vertraute seiner eher unbewussten, gleichsam instinktiven Wahrnehmung der Umgebung. Und hier lag irgendetwas in der Luft, das ihm riet, wachsam zu sein.

Während er im Türrahmen stand, nickten ihm die beiden Männer höflich zu. Ohne ihren Gruß zu erwidern, ging er zu dem nächsten freien Spind neben der Tür, wobei er mit einem Ohr ihrem Gespräch lauschte.

»Mein Gott, diese Taxis hier ... Auf dem Weg vom Flugplatz habe ich etliche blaue Flecken davongetragen. Außerdem sind wir zweimal nur knapp einem Unfall ent-



kommen«, sagte der Mann, der sich seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr rasiert hatte. Er gähnte. »Ich habe schon geglaubt, ich komme nie mehr zu der Konferenz.«

Der Mann auf der Bank wirkte amüsiert. »Sie hätten meinen Rat befolgen und ein Taxi mit einem *Taxameter* nehmen sollen. Die Fahrer müssen eine Lizenz besitzen und sich ausweisen können.«

»Als ob das etwas nützen würde. Oder glauben Sie wirklich, dass die Versicherungsgesellschaften hier zahlen? Wenn wir mal davon ausgehen, dass es überhaupt Versicherungsgesellschaften *gibt*.«

»Vielleicht nicht, aber dann wissen Sie wenigsten, wen Sie beschimpfen müssen, weil er Sie in einen Gipsverband gesteckt hat.«

Der unrasierte Mann grinste und griff in den Schrank, um seine Hose auf dem Bügel zu richten. Der andere machte sich wieder an seiner Tasche zu schaffen.

Ohne einen weiteren Augenblick verstreichen zu lassen, ließ der einsame morgendliche Schwimmer plötzlich von seinem Schrank ab und schlenderte hinaus.

Die beiden Männer wechselten einen Blick.

Der Mann auf der Bank zog eine 22er-N.A.A.-Black-Widow aus seiner Sporttasche, sprang auf und steckte den fünfschüssigen Minirevolver in den Hosenbund unter seinem Sweatshirt.

Im gleichen Moment drehte sich der Stoppelbärtige vor dem Schrank um, wobei er die Tür weit offen ließ. Aus der Tasche seiner Hose hatte er eine in einem Holster steckende halbautomatische Beretta-950-Bs hervorgezogen, seine Lieblingswaffe. Er stopfte das Holster in die Tasche seiner weit geschnittenen Trainingshose.

Die beiden Männer eilten zur Tür und verlangsamten dann im Gang ihren Schritt, wobei sie nach links und rechts blickten.

Keiner sah auch nur irgendeine Spur von dem Schwimmer.

Sie trennten sich, gingen in entgegengesetzte Richtungen. Beide mussten sich beherrschen, sich nicht zu schnell

zu bewegen. Wenn der Schwimmer aus einem Grund kehrtgemacht hatte, der nichts mit ihrer Anwesenheit zu tun hatte - und beide hofften, dass das der Fall war -, machte es keinen Sinn, jetzt seinen Verdacht zu erregen.

Als sie die drei Aufzüge erreicht hatten, blickte der Braunhaarige auf die Anzeigen über den Türen, die verrieten, wo sich die Lifts gerade befanden. Die Zahlen über dem ersten und dem letzten Lift waren dunkel. Der zweite Aufzug fuhr nach unten, und die >11< und der Abwärts-Pfeil leuchteten. Per Knopfdruck überprüfte er, ob die Kabinen der anderen Lifts nicht noch in ihrem Stockwerk waren - vielleicht hatte sich der Schwimmer ja darin versteckt, um seinen Verfolgern zu entgehen und ihnen zu suggerieren, dass er einen anderen Lift genommen hatte, damit sie ihm über die Treppen nachjagten, während er an Ort und Stelle blieb.

Aber sie hatten kein Glück.

Beide Aufzüge kamen aus der Hotelhalle im Erdgeschoss nach oben, offensichtlich ohne Fahrgäste.

Erneut richtete der Mann seinen Blick auf die Anzeige über dem mittleren Lift.

Jetzt war die >8< erleuchtet.

>7<, >6<, >5< ...

Der Aufzug hielt im vierten Stock, und das Licht erlosch.

Stirnrunzelnd blickte der Mann seinen Partner an. Dann schüttelte er den Kopf.

»Scheiße«, murmelte er.

Die Wildkatze hatte sich in ihre Höhle zurückgezogen.

»Ich sehe nicht, was wir falsch gemacht haben sollen«, erklärte der blonde Mann über sein Funkgerät. »In einem Augenblick kommt er durch die Tür spaziert, geht zu seinem Schrank im Umkleideraum, und dann ist er auch schon wieder verschwunden. Herein, heraus ...«

»Machen Sie sich nichts draus«, sagte Tom Ricci in sein Headset. Er hatte das Geplauder über die im Umkleideraum installierten Abhörmikrofone mitgehört. *Sie hatten*

*eine wasserdichte Tarnung, der Plan war einfach, und trotzdem hat es nicht geklappt*, dachte Ricci.

Eine Zeit lang schweig der Mann am Funkgerät. »Wie sollen wir jetzt vorgehen?«, fragte er dann.

Ricci atmete tief durch. Zusammen mit zwei Abhörtechnikern namens Gallagher und Thompson befand er sich in einem Hotel auf der anderen Straßenseite in einem hastig angemieteten Büro, das während der letzten paar Tage als Überwachungszentrale gedient hatte.

»Bleiben Sie in dem Hotel«, sagte er. »Sie hören von mir.«

Erneut Schweigen am anderen Ende. Der Blonde hatte begriffen, was Riccis Befehl bedeutete. Für ihn und seinen Kumpel war der Job beendet. Mit dem weiteren Verlauf der Aktion würden sie nichts mehr zu tun haben, und man würde sie bald aus der schnellen Eingreiftruppe entfernen. *Auf Wiedersehen, passen Sie gut auf sich auf, man sieht sich.*

»Okay«, antwortete er. Sein Bedauern und seine Enttäuschung waren offenkundig, trotz des digitalen Zerhackungsprozesses, der der menschlichen Stimme so viel von ihrem Klang raubt.

Ricci unterbrach die Verbindung und gab Thompson das Headset zurück. Er stand den beiden, die die Zielperson festnehmen sollten, durchaus nicht ohne Mitgefühl gegenüber, aber ihre verletzten Gefühle gehörten keinesfalls zu seinen vorrangigsten Sorgen. Wegen der verpatzten Chance würden die Dinge für ihn und den Rest der Taskforce sehr viel komplizierter werden.

Fast von dem Augenblick an, als der Terrorist in diesem Land eingetroffen war, hatten sie *Le Chat Sauvage* permanent überwacht. Ein Spitzel aus Antoine Obengs engstem Kreis von Vertrauten hatte einen verlässlichen Tipp gegeben. Im Prinzip glich der Plan der Vorgehensweise des Mossad, als dieser Adolf Eichmann vor einem halben Jahrhundert aus seinem vermeintlich sicheren Exil in Argentinien entführt hatte: Unkomplizierte Planung und Durchführung hatten den Erfolg des israelischen Geheimdienstes garantiert. Ein kleines Team observiert jede Be-

wegung der Zielperson, überwältigt sie, wenn sich eine gute Gelegenheit ergibt, bringt sie dann außer Landes.

Keine Zeugen, kein Wirbel, kein Durcheinander.

Allerdings gab es einige schwer wiegende Unterschiede zwischen den Szenarien der Gegenwart und denen der Vergangenheit. Die israelischen Agenten hatten ihre Zielperson monatelang ohne Intervention durch argentinische Offizielle beschattet, die ihrer Regierung wohlwollend gegenüberstanden. Sie waren sich der Aktivitäten in ihrem Land bewusst gewesen und hatten sie mit einer Art passiver Duldung hingenommen. Im Gegensatz dazu konnte Riccis Team nicht in einem so gemäßigten politischen Klima agieren, und dennoch musste die kurzfristig geplante Mission durchgeführt werden. Die schnelle Eingreiftruppe war personell unterbesetzt und verfügte nicht über die notwendigen Ressourcen. Außerdem musste sie in einem Land agieren, das prekäre diplomatische Beziehungen zu den Vereinigten Staaten hatte und erst kürzlich von der Liste des Außenministeriums gestrichen worden war, auf der Staaten verzeichnet waren, die Terroristen unterstützten. Der Polizeichef der Hauptstadt war ein betrügerischer, korrupter Hurensohn, der bei seiner schamlosen Machtausübung mit Banden Khat kauender Diebe und Plünderer unter einer Decke steckte. Am wichtigsten aber war, dass die Wildkatze auf seine persönliche Einladung in der Stadt weilte und Protektion durch die Polizei und die kriminellen Milizen genoss, die Obeng mit derselben Unverfrorenheit kommandierte.

Für Ricci und seine Männer war dies eine schwierige und potenziell gefährliche Situation. Wenn sie in die Klemme gerieten, würde sie keine Institution der Vereinigten Staaten aus dieser Situation retten. Sie waren ganz und gar auf sich allein gestellt.

*Du hast es so gewollt, dachte er, jetzt hast du den Salat.*

Thompson hatte sich von seinem Multifunktions-Transmitter abgewendet und blickte Ricci an. »Und jetzt?«, fragte er.

Ricci lehnte sich zurück. Die Antwort auf diese Frage

hing von seiner Einschätzung ab, ob und was für einen Verdacht die Wildkatze geschöpft hatte, des Weiteren davon, wie stark dieser Verdacht ausgeprägt sein mochte. Und das bedeutete, dass er in die Haut eines mordenden Söldners und international gesuchten Flüchtigen schlüpfen musste. Unheimlich war, dass ihm das leicht fiel. So leicht, dass er fast nicht mehr nützlich gewesen war, als er als verdeckter Ermittler für die Polizei von Boston gearbeitet hatte. So leicht, dass er schließlich aus psychologischen Gründen um seine Entlassung aus der Spezialeinheit gebeten hatte.

Und jetzt war er in einer ähnlichen Lage, in einer dieser Situationen, in die er nicht mehr hatte hineingeraten wollen. Er konnte sich in seinen Feind hineinversetzen, die Welt gleichsam mit seinen Augen sehen, in seine Haut kriechen. Es war eine natürliche Neigung, ein müheloses Eintauchen in die Dunkelheit seines eigenen Inneren.

Also: Wenn er die Wildkatze wäre, wie würde er sich verhalten?

Wenn es bei der Plauderei in dem Umkleeraum um das Wetter oder das Essen im Hotel gegangen wäre, wenn die beiden Männer über Vaterschaft, Hausreparaturen oder Termine geredet hätten, über *gewöhnliche* Themen, hätte eine Chance bestanden, dass die Wildkatze ihrem Gespräch kaum Aufmerksamkeit geschenkt hätte und dass sie in der Lage gewesen wären, ihren Job zu erledigen, während er sich aufs Schwimmen vorbereitete. Stattdessen hatten sie sich über die hiesigen Taxis unterhalten, und das war selbst Ricci nicht als überzeugend erschienen. Ein Amerikaner, der wegen einer geschäftlichen Konferenz in dieses Land reiste und in einem teuren First-Class-Hotel wohnte, war für seinen Arbeitgeber kein kleiner Fisch. Deshalb war es viel wahrscheinlicher, dass er aus Höflichkeit mit einem Wagen abgeholt wurde und von dem Fahrer, der in Diensten der Gastgeber seiner Firma stand, wie eine königliche Hoheit behandelt wurde.

Nun gut. Die beiden Männer hatten bei ihrem Smalltalk einen falschen Ton angeschlagen, und ihre Beute hatte das

bemerkt. Aber nicht alle Gastgeber waren gleichermaßen gastfreundlich. Es war durchaus vorstellbar, dass sie mit Taxen vom Flughafen gekommen waren, und es verhielt sich durchaus nicht so, dass sie sich auf offenkundige oder entscheidende Art und Weise selbst verraten hätten. Das wäre der Fall gewesen, wenn sie zu schnell ihre Waffen gezeigt hätten. War ihre Ungeschicklichkeit für die Wildkatze Anlass genug gewesen, sich aus dem Staub zu machen und ein profitables Geschäft sausen zu lassen, das bereits kurz vor dem Abschluss stand? Oder würde der Mann stattdessen zusätzliche Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, seine Gespräche schneller über die Bühne bringen und den Deal abschließen, bevor er das Land verließ?

Ricci startete an die Decke und dachte schweigend noch eine Weile nach. Er stellte sich das Gefühl vor, die Diamanten in seinen Händen zu halten, ihr Gewicht und ihren Schliff zu fühlen, wenn sich seine Finger fest um die Edelsteine schlossen.

Dann beugte er sich vor und blickte Thompson und Gallagher an. »Wir halten uns an die besprochenen Optionen«, sagte er. »Für alle Fälle behalten die Überwachungsteams den Flughafen und die anderen Abreisewege genau im Auge. Aber ich wette darauf, dass unser Typ nirgendwohin verschwindet, bevor er nicht Obeng einen weiteren Besuch abgestattet hat.«

Ricci gewann die Wette.

Am späten Nachmittag tauchte *Le Chat Sauvage* wieder auf. Zwei seiner Leibwächter hatten ihn aus dem Hotel geleitet, nach links und rechts gesehen, nach Anzeichen für eine Bedrohung Ausschau gehalten. Dann hatte einer von ihnen mit einer Geste zu verstehen gegeben, dass alles in Ordnung war, und die Wildkatze tauchte auf dem Bürgersteig auf, mit zwei weiteren Bodyguards im Schlepptau.

Einige Augenblicke später waren mehrere Polizeiwagen vor dem Hoteleingang vorgefahren. Auf zwei gewöhnliche Streifenwagen war ein komplett gepanzerter Lion-I-

Diesel südafrikanischer Herkunft gefolgt. Als die große Limousine am Bürgersteig vorgefahren war, waren vier Uniformierte aus dem Wagen gestiegen, die sich dann mit vor der Brust verschränkten Armen gegen die schweren Flanken des Fahrzeugs gelehnt hatten.

Die aus dem Hotel kommende Gruppe schritt direkt auf den Lion-I zu. Einer der Uniformierten öffnete den hinteren Schlag, und die Wildkatze nahm zwischen zwei Leibwächtern im Fond Platz. Die beiden anderen Bodyguards warteten, bis die Tür geschlossen war, und stiegen dann in den ersten Polizeiwagen.

Hinter den zugezogenen Jalousien des Büros auf der gegenüberliegenden Straßenseite beobachteten Ricci und seine beiden Techniker auf einem LCD-Bildschirm, wie der Autokonvoi auf die zweispurige Straße einbog, die erst durch die Innenstadt führte und dann in östlicher Richtung verlief. Die Bilder lieferten um einhundertachtzig Grad drehbare Kameraaugen, die mit Saugnäpfen an der Fensterscheibe befestigt waren.

Ricci blickte auf den Stadtplan an der Wand. Richtung Osten - dort lag das Hauptquartier der Polizei, Obengs gleichsam offizielle Korruptionszentrale. Auf dem Plan war das Gebäude mit einem roten Stift umkringelt worden. Sein inoffizieller Unterschlupf lag westlich der Innenstadt. Über den blauen Kreis, der diesen Ort markierte, hatte Ricci >Gang Central Station< geschrieben.

In der Mitte seiner Stirn zeichnete sich eine vertikale Furche ab. Irgendetwas an dem, was er gerade gesehen hatte, war nicht ganz kosher. Hier stimmte einiges nicht. Wenn die Wildkatze glaubte, beschattet zu werden, warum spazierte der Mann dann durch den Vordereingang des Hotels, warum ließ er sich für alle sichtbar zum Hauptquartier der Polizei chauffieren und das auch noch in Begleitung eines gottverdammten Konvois?

»Alarmieren sie das Einsatzteam an der >Gang Central Station<, dass sie gleich Gesellschaft kriegen«, sagte er abrupt zu Thompson.

Der Techniker wirbelte auf seinem Stuhl herum und

blickte ihn an. »Wird gemacht«, antwortete er irritiert. Sein Blick glitt zu der Wandkarte. »Aber ...«

»Ich sehe es genauso wie Sie«, sagte Ricci. »Das Schauspiel vor dem Hotel war eine Täuschung, eine Bauernfängerei. Sobald die Wildkatze das Hauptquartier der Polizei erreicht, wird sie durch die Hintertür verschwinden und sich in ein anderes Fahrzeug setzen.« Einen Augenblick schwieg er, während seine Gedanken rasten. »Wir werden einen unserer Verfolgerwagen auf ihn ansetzen. Die anderen warten vor der Polizeistation und verhalten sich gerade so auffällig, dass unser Mann sich sicher fühlt, weil er uns angeblich an der Nase herumgeführt hat.«

Thompsons Gesichtsausdruck verriet, dass er allmählich begriff. Er nickte kurz und wandte sich dann seinem Transmitter zu.

Während er weiterhin angestrengt nachdachte, biss Ricci auf seiner Zunge herum. Dann stand er auf und griff nach dem Schulterholster mit der FN-Five-Seven-Pistole, das über der Rückenlehne hing. »Sagen Sie Simmons und Grillo, dass sie den Wagen mit der Einsatzzentrale herbringen sollen«, sagte er, während er das Holster anlegte. Den Rest würde er unterwegs erledigen. »Ich bin auf dem Weg zu ihnen.«

Vor dem Bürgerkrieg hatte Antoine Obeng aus einem fünfstöckigen Geschäftshaus heraus über seine Verbrecherbanden regiert, das etwas abseits der Straße auf einem niedrigen Hügel in einem der Vororte der Stadt lag. Über eine um das Haus herumführende, asphaltierte Straße erreichte man den Haupteingang und die Ein- und Ausfahrt der Tiefgarage. Dahinter fiel das Gelände ab: Nach ein paar Metern mit terrassenförmig angelegtem Rasen und gepflegten Büschen folgten wild wuchernde, dornige Sträucher, die sich etwa drei Meter weit bis zum Fuß des Hügels erstreckten, wo flaches, schlammiges Ödland begann. Im Erdgeschoss residierten zwei Firmen, die Obeng gehörten und die er durch gehorsame Handlanger kontrollierte: Hier befanden sich die Hauptsitze eines Transport-

136



Unternehmens und eines Reisebüros. Beide waren nützliche Tarnfirmen für einen Warlord, die ihm die Möglichkeit gaben, einen Teil seiner kriminell erworbenen Einkünfte rein zu waschen, gefälschte Dokumente zu vertreiben und eine Vielzahl von Schmuggeloperationen zu dirigieren, zu denen der Transport von gestohlenen Luxusautos, Raubkopien von Tonträgern und Videos, von illegalen Waffen, Rauschgift sowie von Fleisch, Fellen, Geweihen und Hufen exotischer Tiere gehörte, die von Wilderern in Reservaten in ganz Zentral- und Westafrika getötet worden waren.

Wie alle anderen in der Stadt wussten auch die ungefähr dreißig Angestellten von Obengs Tarnfirmen, dass er die Milizen kommandierte, und es konnte ihnen auch kaum entgangen sein, das hier ständig seine Lakaien aus dem Gangstermilieu ein- und ausgingen. Aber nur ein paar Angestellte waren in die kriminellen Machenschaften involviert oder profitierten davon. Die meisten dieser Männer und Frauen trafen jeden Morgen ein, um ihre tägliche, ehrenwerte Arbeit zu erledigen und am Feierabend zu ihren Familien zurückzukehren, denen sie am Wochenende einen bescheidenen Lohnzettel präsentierten.

Das waren die Leute, die Tom Ricci immer als unständige Bürger bezeichnet hatte, als er noch Detective gewesen war.

Aber sie waren auch willkommene menschliche Schutzschilde für Obeng.

Und das fand Ricci gar nicht gut.

Ricci kroch, fast in Kauerstellung, durch einen stinkenden unterirdischen Entwässerungskanal. Seine Stiefel waren mit bräunlichem Schlamm verschmiert, seine Arme, Beine und der kugelsichere Helm mit feuchtem Dreck, der in nassen Klumpen wie frischer Schorf von der gewölbten, niedrigen Decke und den Seitenwänden des Kanals abblätterte. Ihm war klar, dass er mit schlimmen Konsequenzen rechnen musste, wenn bei dieser Aktion etwas schief ging: Unschuldige Zivilisten konnten als Geiseln genommen,

verletzt oder gar - und das war für Ricci undenkbar - ums Leben kommen.

Moralisch falsch, in operationeller Hinsicht falsch, politisch falsch. An Bord der *Pomona* hatte Rollie Thibodeau mit gutem Recht darauf hingewiesen, dass die bloße Präsenz seiner schnellen Eingreiftruppe auf fremden Territorium gleich mehrfach internationales Recht verletzte. Zweifellos würde die Aktion, auf die sie sich jetzt eingelassen hatten, auch die restlichen Paragraphen des Gesetzestextes missachten.

Aber Ricci hatte bereits einen langen Weg zurückgelegt, um die Wildkatze zur Strecke zu bringen. Mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln hatte er diesen Mann verfolgt, und er würde diese Operation nicht erfolgreich abschließen, indem er an Obengs Tür klopfte, um ihn zu bitten, seinen Gast der Justiz auszuliefern.

Und er würde auch nicht vor einem kalkulierbaren Risiko zurückscheuen.

Wenn sich die beste Gelegenheit bot, den Mann zu verhaften, war Ricci entschlossen, sie beim Schöpf zu ergreifen, und falls die Sache in die Hose ging, war er bereit, die Konsequenzen zu tragen. Dann konnte seine verehrte Bewunderin Megan Breen ihr verärgertes Lächeln aufblitzen lassen, während er gevierteilt wurde.

Ricci verdrängte diesen unangenehmen Gedanken.

Schließlich hatte er heute schon zweimal richtig getippt.

Wie erwartet, war die Fahrt der Wildkatze zum Hauptquartier der Polizei ein klassisches Täuschungsmanöver. Direkt nach seiner Ankunft verließ er das Gebäude in anderer Kleidung, aber nicht durch den Hinterausgang, sondern durch eine Seitentür. Nur in diesem einen Detail hatte sich Ricci bei seiner Vorhersage geirrt. Dann ließ sich die Wildkatze auf dem Beifahrersitz einer unauffälligen Limousine in westlicher Richtung mit mäßiger Geschwindigkeit durch die Stadt chauffieren, um nicht allzu sehr aufzufallen zwischen den verbeulten Kisten, mit denen der durchschnittliche Autofahrer in diesem Land unterwegs war.

Eine halbe Stunde später tauchte die Limousine in der Garage der >Gang Central Station< auf.

Gut vorbereitet hatte Ricci mit seinem Einsatzteam auf dem sumpfigen, grasbewachsenen Feld hinter dem Gebäude gewartet.

Jetzt kroch er durch den Überlaufkanal unter dem Hügel auf das Gebäude zu, und der Lichtstrahl der an seinem Helm befestigten Lampe bohrte sich scharf durch die Dunkelheit. Wie die Männer in seinem Schlepptau trug er einen gesprenkelten Tarnanzug mit Knie- und Ellbogenpolsterung und einem extrem dünnen, kugelsicheren Zylon-Futter. Neben der Five-Seven in dem Holster hatte er ein kleineres Modell von UpLinks VVRS-Maschinenpistole dabei, ein Fabrikat der zweiten Generation dieser Waffe, nur noch halb so groß und halb so schwer wie das Original. Sie war mit einem integrierten Schalldämpfer versehen, und die Schüsse waren akustisch nicht wahrnehmbar. Der drehbare Handregler, mit dem bei dem Vorläufermodell der Druck im Lauf der Waffe reguliert werden musste, falls der Schuss nicht tödlich sein sollte, war durch eine MEMS-Platine ersetzt worden, durch die sich das per Knopfdruck schnell und leicht erledigen ließ.

Ein mittels eines Druckknopfes unterhalb des Laufs angebrachtes Zusatzgerät glich optisch einer Laser-Zielvorrichtung, mit der es auch technologisch verwandt war, aber es hatte eine ganz andere Funktion. Zwar störte Ricci, dass dieses Zusatzgerät die Balance der Waffe gefährdete, aber es war für das Ziel des gesamten Teams von entscheidender Bedeutung.

Außerdem hatten sie noch andere Waffen dabei, von denen einige eher defensiver Natur waren.

In seiner linken Hand hielt er einen tragbaren Gasdetektor, der auf seltsame Art den Super-8-Kameras ähnelte, die er aus seiner Kindheit kannte. Jetzt untersuchte das Gerät die Luft, wobei es durch Abwässer freigesetzte, toxische Methan-, Nitrogen- und Sulfurgase erkannte, Wirkstoffe chemischer und biologischer Waffen, schließlich auch die kleinsten, in der Luft schwebenden Bestandteile

von Minensprengstoff. Wenn das Gerät mit einem Piepen Alarm schlug, konnte man auf einem beleuchteten LCD-Display die Bedrohung genau identifizieren, und die Pieptöne folgten immer schneller aufeinander, je mehr man sich der Gefahrenstelle näherte. Sollte die Bedrohung entweder von chemischen oder biologischen Waffen oder von Produkten organischer Verwesung herrühren, würde jedes Mitglied des Einsatzteams die Tasche, die es über der Schulter trug, in eine Maske mit Atemschutz und künstlicher Luftzufuhr verwandeln, indem es einen Reißverschluss aufzog. Sollte der Detektor eine Bombe entdecken, würde es ihnen hoffentlich gelingen, nicht auf den Auslöser zu treten.

Dann gab es weitere Ausrüstungsgegenstände, von denen einige für gewalttätige Auseinandersetzungen gedacht waren. Von Sicherheitsbehörden, die die Tendenz haben, ständig neue Euphemismen auszubrüten, wurden sie gerne als >Waffen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung< bezeichnet.

Wie immer man diese Waffen auch nennen mochte - ihr grundsätzlicher Zweck bestand darin, die Zielpersonen außer Gefecht zu setzen, ohne sie ernsthaft zu verletzen.

Riccis vorrangiges Ziel - nur der Verhaftung der Wildkatze untergeordnet -, war es, keinen der unschuldigen Arbeiter in dem Gebäude zu verletzen. Das stand von vornherein außer Frage. Aber er war zugleich entschlossen, weder das Leben von Obengs korrupten Polizisten noch das des Warlords selbst aufs Spiel zu setzen, da sie alle behaupten konnten, nur aufrechte Bürger zu sein. Wenn möglich, sollte selbst den Milizen kein dauerhafter Schaden zugefügt werden, wenngleich Ricci seinen Männern im Umgang mit ihnen etwas mehr Freiheit lassen würde, weil es unwahrscheinlich war, dass die Machthaber des Landes, die an einer Verbesserung der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten interessiert waren, wegen des Todes einiger ewig Unzufriedener einen Skandal provozieren würden. Außerdem bedrohten die Plünderungen und das brutale Verhalten der Milizen die Stabilität der

Regierung, und folglich konnte sie gut ohne sie auskommen.

Mit schmerzenden Knien führte Ricci die Gruppe noch etwa zehn Minuten durch den engen unterirdischen Entwässerungskanal. Dann erleuchtete der Strahl seiner Lampe ein paar Meter vor ihm die kreisförmige Öffnung am Ende des Tunnels. Als er sich noch ein Stück vorwärts bewegte, sah er, dass der Kanal etwa einen Meter über dem Boden eines weiteren Tunnels mit Betonwänden endete und so hoch war, dass man darin stehen konnte.

Mit geballter Faust gab er das Zeichen für eine Pause und blickte dann über die Schulter Grillo an. »Hier geht's etwa einen Meter bergab«, sagte er leise. »Vorsicht - es sieht so aus, als ob wir knöcheltief durch Wasser waten müssten. Die Strömung ist nicht stark, aber der Boden wird glitschig sein.«

Grillo nickte und sagte seinem Hintermann Bescheid, der sich dann an den Nächsten in der Reihe wandte.

Ricci bewegte sich vorsichtig auf die Öffnung zu und sprang dann nach unten.

Als er landete, spritzte Wasser auf. Der Grund unter dem stehenden Wasser war mit einer Schlammschicht bedeckt, aber er hatte ein gutes Gleichgewichtsgefühl, und außerdem kam ihm das Profil seiner Gummisohlen zugute.

Nacheinander sprangen die anderen Mitglieder des Einsatzteam aus der Röhre und formierten sich hinter Ricci zu einer Reihe.

Ricci blickte sich um. Im Vergleich zu dem engen ersten Tunnel war dieser hier fast geräumig. Andere Tunnel mit vergleichbarem Durchmesser zweigten in verschiedene Richtungen ab.

Sie hatten einen wichtigen Knotenpunkt des Entwässerungssystems erreicht.

Ohne den Plan der Kanalisation zu studieren, wusste Ricci, welche Abzweigung sie nehmen müssten. Er hatte sich das Kanalsystem vor dem Beginn der Aktion eingeprägt, wie zuvor schon das Ende des Entwässerungstun-

nels. Aufgrund der High-Resolution-GIS-Bilder, die die Sword-Abteilung für Satellitenaufnahmen geliefert hatte, war das kein Problem gewesen.

Mit einer weiteren kurzen Geste wandte Ricci sich dem finsternen Loch des Tunnaleingangs direkt zu seiner Linken zu. Er betrat die Röhre und stapfte durch den Schlamm.

Ohne Zögern folgten seine Männer.

»Okay«, flüsterte Rosander. »Ich sehe einen einzigen Bediensteten, glaube aber nicht, dass er zu Obengs Verbrecherbande gehört oder Probleme machen wird.«

»Sitzt er in einer Kabine?«, fragte Ricci.

Rosander spähte durch ein schlankes Fiberoptik-Periskop, das er durch eine Öffnung des Kanaldeckels über sich geschoben hatte. In dem etwa einen Meter hohen Raum zwischen dem Boden der Tiefgarage und dem Grund des Tunnels, in dem sie kauerten, hätte ein Sechsjähriger mit Schwierigkeiten aufrecht stehen können, aber nicht die ausgewachsenen Männer von Riccis Team.

»Nein«, sagte er. »Der Typ ist auf seinem Stuhl an der Wand eingeschlafen.«

Ricci nickte.

»Ist noch jemand da, um den wir uns Sorgen machen müssten?«

»Lassen Sie mich nachsehen.« Rosander drehte das Periskop mit dem Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand, während er mit der anderen das Okular justierte, um die farbigen Videobilder scharfzustellen. »Keine Menschenseele zu sehen.«

»Und wie viele Fahrzeuge?

»Etwa ein Dutzend, würde ich sagen, inklusive der Klapperkiste, in der die Wildkatze gebracht wurde.«

Ricci nickte erneut. Er nahm eine Ladung Sprengstoff aus seiner Tasche, zog die Plastikfolie von der selbstklebenden Rückseite ab und drückte das dünne Päckchen C2, der genauso zerstörerisch, aber haltbarer als C4 war, so lange gegen die Decke, bis es fest haftete. Dann zog er die

Sprengkapseln des >Lippenstift-Zünders< aus einer anderen Tasche und setzte sie ein. Bevor sie ihr Mausloch in den Boden der Tiefgarage sprengen würden, würden er und sein Team sich durch den Abflusskanal zurückziehen, damit sie in sicherer Entfernung die Explosion abwarten konnten und dem herabfallenden Mauerwerk entgingen.

Nach einem Augenblick wandte sich Ricci Simmons zu und reichte ihm den Gasetektor.

»Ich gehe zuerst rein und knöpfe mir den Angestellten vor«, flüsterte er. »Bleiben Sie in der Nähe, und vergessen Sie die Spielregeln nicht.«

»Okay.«

Aus einem Futteral an seinem Gürtel zog Ricci sein Funkgerät hervor.

Die Explosion, die er auslösen würde, würde klein und von begrenzter Wirkung sein, aber jede Explosion war ihrer Natur nach laut, und deshalb würden sie auch die Menschen in dem Gebäude hören, wenn sie nicht durch etwas anderes übertönt werden würde.

Und deshalb hatte Ricci Vorbereitungen getroffen, um einen noch größeren Krach auszulösen.

Ein paar Häuserblocks weiter östlich, an der Straße, die durch die ganze Stadt führte, hatten zwei Männer in Notarztkitteln geduldig in einem in der zweiten Reihe geparkten Krankenwagen gewartet.

Nachdem sie Riccis Stichwort empfangen hatten, schaltete der Fahrer sein Funkgerät aus und wandte sich seinem Partner zu. »Los geht's.«

Mit flackerndem Blaulicht und voll aufgedrehter Sirene, deren Heulen dem von tausend gequälten Wölfen glich, rasten sie in Richtung >Gang Central Station<.

Die Wildkatze saß Obeng am Schreibtisch in dessen Büro im zweiten Stock gegenüber, als er das laute Heulen des sich schnell nähernden Krankenwagens hörte. Er wandte seinen Kopf dem Fenster zu. »Sind das Ihre Leute?«, frag-

te er mit lauter Stimme, um den ohrenbetäubenden Lärm der SiRené zu übertönen.

Obeng schüttelte den Kopf. »Ein Krankenwagen.«

Die Wildkatze warf ihm einen fragenden Blick zu. »Sind Sie sicher?«

»Ja«, beruhigte ihn der Warlord, der fast schreien musste, um verstanden zu werden. »Selbst hier erkrankten Menschen.«

Ricci sprang durch das kleine Loch im Boden der Tiefgarage, ohne zu wissen, ob der dösende Mann auf dem Stuhl durch die C2-Explosion oder das ohrenbetäubend schrille Heulen der SiRené des Krankenwagens aufgeschreckt worden war.

Aber das war ihm auch völlig egal.

Jetzt sprang der Angestellte auf, und der Stuhl krachte auf die Rückenlehne. Mit vor Erstaunen weit aufgerissenen Mund blickte er auf die Männer in den Tarnanzügen und mit den Helmen mit Visier, die in einer Staub- und Rauchwolke durch das Loch strömten, das vor einem Sekundenbruchteil noch nicht existiert hatte.

Ricci beugte sich schnell über den Mann und drückte mit einer behandschuhten Hand auf das Sprühventil einer Dose mit Dimethyl-Sulfoxid.

Reflexhaft versuchte der Mann, sein Gesicht mit den Händen zu schützen, aber das geruchs- und farblose Dimethyl-Sulfoxid ...

Es war ein chemischer Wirkstoff mit zahllosen nützlichen Eigenschaften, der ursprünglich zufällig als Nebenprodukt bei der Zubereitung von Pulpe in der Papierherstellung entdeckt worden war und seit vierzig Jahren in der Medizin als Heilmittel für Organe und Gewebe verwendet wurde, außerdem als Palliativ gegen Schmerzen und vorbeugendes Mittel gegen Infektionen. Vor etwas weniger als dreißig Jahren war die Substanz mit Einschränkungen zugelassen worden ...

Während des letzten Jahrzehnts hatte die Chemikalie verstärkt die Leute interessiert, die sich mit der Entwick-



lung nicht tödlicher Waffen beschäftigten, weil sie sofort durch die menschliche Haut drang und eine Person sofort und ohne Nebenwirkungen einschläferte, wenn man sie in ausreichender Konzentration anwandte.

Der chemische Wirkstoff rann über die Handfläche und Finger des Angestellten, und er krümmte sich zusammen wie die Schaumstoff-Dummys, die Ricci manchmal im Nahkampftraining benutzte.

Ricci packte die Arme des Mannes, um ihn aufzufangen, bevor er ihn sachte zu Boden gleiten ließ. Dann richtete er sich schnell auf, um herauszufinden, wie man am besten in das Erdgeschoss des Gebäudes gelangte.

Etwa zehn Meter zu seiner Rechten gab es einen Aufzug, aber seine Männer würden sich nicht in diese Todesfalle zwingen.

Weit links, auf der gegenüberliegenden Seite der Garage, erblickte er die Tür zum Treppenhaus.

Er wandte sich seinen Männern zu, die jetzt Schulter an Schulter einen Kreis gebildet hatten und mit ihren Waffen alle Stellen der Tiefgarage ins Visier nahmen, während sie aus den Augenwinkeln auf Ricci blickten, ob er ihnen ein Zeichen gab.

Ricci wollte sie gerade zum Treppenhaus winken, als er das deutlich vernehmbare Geräusch eines startenden Aufzugs hörte. Also blickt er auf die Anzeigetafel über der Tür des Lifts.

Er kam vom Erdgeschoss nach unten.

Und zwar schnell.

Auch Grillo hatte sich dem Aufzug zugewandt, und hinter dem Visier seines Helms verengten sich seine Augen zu Schlitzten.

Sekunden nachdem sich der Lift in Bewegung gesetzt hatte, beobachtete er, wie sich die Türen öffneten. Er tatierte die beiden Menschen im Lift mit einem Blick.

*Vergessen Sie die Spielregeln nicht*, dachte er. Aber er musste eigentlich nicht daran erinnert werden. Der Mann und die Frau in dem Aufzug waren so anständige Men-

sehen, wie man sie sich nur denken konnte, wahrscheinlich Kunden eines der nur vermeintlich legalen Unternehmen oben im Gebäude.

Sie traten aus dem Lift und erstarrten, als sie die Männer von Riccis Team, den bewusstlosen Parkplatzwächter und das von Trümmern umgebene Loch im Boden sahen.

Grillo ließ ihnen keine Chance, sich von ihrer Verwirrung zu erholen.

Er zog eine Spezialpistole aus dem Holster an seinem Gürtel und drückte zweimal auf den Abzug.

Die dünnwandigen Geschosse schlugen direkt vor den Füßen der beiden Fahrstuhlinsassen auf dem harten Betonboden auf, wo sie wie Eierschalen zerbrachen und erstaunlich laute Geräusche und blendend grelle Lichtstöße produzierten.

Die beiden gerieten ins Taumeln. Während die Frau mit beiden Händen ihre Augen bedeckte, stolperte der Mann in Schräglage nach hinten. Sein Oberkörper befand sich schon wieder im Aufzug, aber er hatte die Beine noch draußen. Die Türen des Lifts begannen sich wieder zu schließen, trafen mit der Gummipolsterung seine Hüften, glitten dann automatisch zurück, wollten sich erneut schließen. Dieses Schauspiel wiederholte sich wieder und wieder, während der Mann sich mittlerweile am Boden krümmte.

Zufrieden mit ihrer Wirkung steckte Grillo die Spezialpistole weg. Der Ärmste würde ein paar Quetschungen davontragen, die von seinem unerwarteten Abenteuer zeugten, aber was konnte man machen?

Er blickte Ricci an.

Der deutete auf die Tür zum Treppenhaus.

Sein Team raste quer durch die Garage darauf zu.

Als kompakte Einheit stiegen sie die Treppen hoch, wie sie es geübt hatten. Ihre Körper waren durch synthetische Materialien gepanzert, ihre Waffen wirkten wie tödliche Stachel.

Ein paar Stufen vor dem ersten Treppenabsatz blieben

sie stehen, damit Rosander mit seinem ausziehbaren Suchspiegel um die Ecke spähen konnte: kein Hightech-Gerät, sondern ein verlässlicher, einfacher Gegenstand. Hier kam Riccis vorrangigste Maxime zur Anwendung: Das Fiber-Optik-Periskop musste man einsetzen, wenn man um keinen Preis entdeckt werden durfte, aber wenn der Einsatz erst einmal begonnen hatte und Schnelligkeit von entscheidender Bedeutung war, wollte man sich nicht mit diesen technischen Feinessen wie flexiblen elektronischen Spiralen und den Linsenöffnungen von Videokameras herumschlagen.

Da niemand in Sicht war, stürmten sie auf den Treppenabsatz. Ricci gab Seybold und Beatty ein Zeichen, sich von den anderen zu trennen und sich den ersten Stock vorzunehmen. Die Einheit ließ sich nach Belieben teilen und wieder zusammenfügen.

Auf der nächsten Treppe waren aus zehn Männern acht geworden. Ricci und Rosander gingen voran.

Auf halben Weg zum zweiten Stock, auf dem Treppenabsatz, spähte Rosander erneut um die Ecke. Diesmal sah er drei Männer auf der konvexen Oberfläche seines Spiegels.

Schnell gab er den anderen ein Zeichen. Mit zwei Fingern zeigte er auf seine Augen: *Feind in Sicht*. Dann hielt er drei Finger in die Luft, um die Anzahl der Gegner anzuzeigen, die auf dem Weg nach unten waren.

»Milizen«, flüsterte er Ricci sehr leise zu, der neben ihm kauerte.

Ricci nickte.

In den wenigen verbleibenden Augenblicken bereiteten sich seine Männer auf das Kommende vor. Diesmal würden sie es nicht mit einem verschlafenen Garagenwärter zu tun haben, auch nicht mit einem verblüfften Paar, das auf dem Rückweg zu seinem Wagen förmlich erblindete, nachdem es in dem Reisebüro im ersten Stock einen Urlaub im Paradies gebucht hatte.

Mit gezückten Waffen warteten sie.

Die Soldaten näherten sich dem Treppenabsatz.

Ricci hatte seine Hand etwas über Schulterhöhe erhoben, aber sie hing reglos in der Luft. *Nicht schießen.*

Dies war seine Show - seine und Rosanders. Sie konnten es sich nicht leisten, eventuell von den eigenen Teamkameraden hinter ihnen durch Zufallstreffer erwischt zu werden.

Die Milizen waren mit russischen AK-Sturmgewehren bewaffnet. Einer von ihnen erblickte das Einsatzteam.

Während er seinen Kameraden eine Warnung zugrunzte, hob er seine Waffe.

Ricci drückte auf den Abzug des kleineren Modells der VVRS-Maschinenpistole, deren elektronische Kontrolle so eingestellt war, dass er den stärksten Rückschlag zu spüren bekommen würde. Tödlicher ging's nicht, leiser auch nicht.

Mit blutbefleckter Brust fiel der Mann auf den Treppenabsatz. Dann wurde von oben eine kurze Salve abgegeben.

Der reglose Körper des getroffenen Mannes drückte sich schwer gegen Riccis Schienbeine, aber er behauptete die Stellung und zielte auf die verbliebenen zwei Männer. Den Spiegel in der einen Hand, hatte Rosander die andere mit der Waffe gehoben und feuerte. Ein zweiter Mann brach zusammen, rollte die Stufen hinab. Seine olivfarbene Uniform verfärbte sich rötlich. Der Dritte war noch auf den Beinen und erwiderte das Feuer. Ricci hörte Rosander grunzen, als ihm der Spiegel aus der Hand flog und auf den Treppenabsatz aus Stahl krachte.

Indem er sich gegen das Treppengeländer presste, brachte sich Ricci aus der direkten Schusslinie. Erneut drückte er ab, auf die Beine des dritten Mannes zielend, und als diese nachgaben, erledigte er den Milizionär mit mehreren Schüssen in die Brust.

Stille. Ein Dunst blassgrauen Rauchs.

Ricci blickte sich zu Rosander um.

Das Visier seines Helms war blutverschmiert, so dass Ricci sein Gesicht nicht erkennen konnte.

Kopfschüttelnd blickte er auf die anderen hinter ihm.

In diesem engen Treppenhaus konnten sie nicht bleiben - sie mussten sich auf den Weg machen. Wahrscheinlich war der kurze Schusswechsel jenseits der Betonwände der Feuertreppe nicht besonders weit zu hören gewesen. Aber falls jemand in der Nähe war, konnten die Schüsse seine Aufmerksamkeit erregt haben.

Auf das Ziel der Mission konzentriert, befahl Ricci seiner Einheit, ihren schnellen Vormarsch wieder aufzunehmen.

Als sie an den Leichen vorbeikamen, hob Grillo den Suchspiegel auf.

Später würden sie ihn noch brauchen.

Das Einsatzteam stürmte durch die Tür zum Flur im zweiten Stockwerk. Jeder Einzelne war mit dem Verlauf des Korridors vertraut und wusste genau, wo im hinteren Teil des Gebäudes sich Obengs Büro befand.

Aber niemand hatte eine Ahnung, mit welchen Hindernissen sie auf dem Weg dorthin rechnen mussten.

Soweit sie sehen konnten, war der zu beiden Seiten von geschlossenen Bürotüren gesäumte Flur verwaist. Aber etwa zehn Meter vor ihnen machte der Korridor eine Biegung. Dann ging es wieder ein kurzes Stück geradeaus, bevor die nächste Ecke kam. Und dann würden sie am Ziel sein.

Leicht gesagt.

Sie rannten vorwärts, die Waffen in Hüfthöhe, die Seiten des Flurs beobachtend.

Ricci sah, wie sich eine Tür einen Spalt weit öffnete, die dritte vor ihnen, auf der rechten Seite. Er blieb stehen und zeigte auf die Tür. Seine Männer schwärmten aus, dicht an die Wände gepresst, um die Deckung nicht zu vernachlässigen.

Sie warteten, ihre Waffen auf die Tür gerichtet.

Der Türspalt wurde breiter, noch etwas breiter, und dann kam eine Mündung zum Vorschein.

Die Sekunden schienen sich eine Ewigkeit hinzuziehen. Jetzt war schon mehr von der Waffe zu sehen, einer halb-

automatischen Pistole. Der Lauf bewegte sich zögernd weiter vor.

Diese Waffe, diese Vorsicht - Ricci hätte gewettet, dass sie es mit einem Polizisten zu tun hatten.

Er blickte in das Auge, dass durch den Türspalt spähte.

»Waffe fallen lassen!«, sagte er.

Die Hand bewegte sich zwar nicht mehr, hielt aber immer noch die Pistole fest.

Der Mann hinter der Tür konnte sehen, wie Riccis Team ausgerüstet war, was für schwere Waffen es mit sich führte. Vielleicht hatte er Grips genug, um zu begreifen, dass er hoffnungslos unterlegen war.

»An Ihnen und den anderen Polizisten haben wir kein Interesse«, sagte Ricci. »Lassen Sie die Knarre fallen, und kommen Sie mit erhobenen Händen heraus. Dann passiert Ihnen nichts.«

Erneut geschah ein paar Augenblicke lang nichts.

Ricci konnte es sich nicht leisten, sich noch länger mit diesem kleinen Fisch aufzuhalten.

»Das ist Ihre letzte Chance. Geben Sie auf.«

Der Spalt zwischen der Tür und dem Rahmen verbreiterte sich.

Ricci hob seine Waffe, den Finger am Abzug.

Der Mann ließ die Pistole auf den Boden fallen und trat mit erhobenen Händen aus dem Büro.

Natürlich - ein Uniformierter.

Nachdem er die Waffe zur Seite gekickt hatte, packte Ricci den Polizisten an der Schulter und stieß ihn gegen die Wand, um ihn zu filzen.

Als er ihn von oben bis unten abtastete, fand er in einem Holster am Fußknöchel einen Revolver, den er Newton reichte, einem Neuling in seinem Team. Ansonsten hatte der Polizist keine weiteren Waffen.

Ricci zerrte seinen Gefangenen von der Wand weg, hielt sich hinter ihm und presste ihm seine Waffe in den Rücken. Seinen freien Arm schlang er um die Kehle des Mannes, um ihn als Deckung zu benutzen, falls irgendjemand in dem Büro auf dumme Gedanken kommen sollte.

Auf sein Nicken hin bauten sich Grillo und Simmons zu beiden Seiten der halb geöffneten Tür auf, die Waffen schussbereit in den Händen.

Dann trat Ricci die Tür ganz auf.

Das Büro war fast unmöbliert: ein paar Stühle, ein Stahl-schreibtisch mit einem Tastentelefon, daneben ein Abfall-eimer.

In dem Raum befanden sich zwei weitere Uniformierte, die beide bereits die Hände erhoben hatten.

Ricci blickte Newton an. »Werfen Sie alle Waffen, die Sie finden, da rein.« Mit dem Kinn wies er auf den Mülleimer. »Auch das Telefon. Dann bringen Sie den Eimer in den Flur.«

Newton befolgte seinen Befehl.

Nachdem er einen Moment nachgedacht hatte, fiel Riccis Blick auf die Telefonbuchse an der Wand, aus der jetzt das Kabel herausgezogen war. Noch immer hatte er den ersten Polizisten im Würgegriff. »Haben Sie Ihrem Boss am Telefon mitgeteilt, dass wir hier sind?«, sagte er in sein Ohr.

Der Polizist reagierte nicht.

»Ich brauche nur auf die Wahlwiederholung zu drücken und abzuwarten, wer antwortet«, sagte Ricci. »So kann ich auch selbst herausfinden, was ich wissen muss. Aber es wäre allen gedient, wenn Sie mir die Zeit ersparen würden.«

Der Mann antwortete immer noch nicht.

Ricci presste ihm die Mündung der Waffe nachdrücklicher in den Rücken. »Ich meine es ernst.«

Nachdem er eine weitere Sekunde gezögert hatte, nickte der Polizist endlich.

Eine halbe Minute später hatten Ricci und Newton sich in den Flur zurückgezogen und die entwaffneten Männer in dem Büro zurückgelassen.

»Eine halbe Stunde warten Sie noch hier, dann können Sie verschwinden«, sagte er von der Tür her. »Und sollten Sie das Bedürfnis verspüren, etwas anderes zu tun, erinnern Sie sich bitte daran, dass wir Ihrem Boss nichts antun

wollen und dass es die Sache nicht wert ist, dass Außenstehende dabei ums Leben kommen.«

Nachdem er die Tür geschlossen hatte, wandte er sich seinen Männern zu. »Obeng und sein Ehrengast wissen Bescheid. Aber wir befinden uns zwischen ihnen und den Aufzügen und den Treppen, den einzigen Fluchtwegen, wenn sie nicht aus dem Fenster springen wollen, und Obengs Büro liegt ganz schön hoch. Also müssen sie an uns vorbei oder da bleiben, wo sie sind.«

Er blickte von einem zum anderen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. »In die Enge getriebene Tiere kämpfen verzweifelt«, sagte er. »Kapiert?«

Alle nickten.

Ricci atmete tief durch.

»Okay. Auf geht's.«

Durch den Korridor gingen sie auf Obengs Büro zu.

Vor der letzten Biegung des Korridors streckte Grillo den gebogenen Stab mit dem Spiegel aus, blickte aber kaum eine Sekunde hinein, bevor er ihn wieder zurückzog und sich dann den anderen zuwandte.

»Vier von Obengs Leuten kommen mit AK-Gewehren auf uns zu«, flüsterte er Ricci zu. »In der Mitte des Flurs, sie sind nur noch gut drei Meter entfernt.«

»Zieht sie aus dem Verkehr«, sagte Ricci. »Und zwar blitzschnell.«

Das Einsatzteam stürmte um die Ecke und feuerte dabei kurze, präzise gezielte Salven ab.

Zwei der Wachen gingen zu Boden, bevor sie das Feuer erwidern konnten, und ihre Waffen wurden aus ihren Händen geschleudert. Die anderen zwei Männer trennten sich, scherten nach rechts und nach links aus.

Ricci hörte nur den Luftzug der lautlosen Munition aus der kleineren VVRS-Waffe und sah dann, wie der Mann auf der linken Seite mit gespreizten Armen und Beinen zu Boden fiel.

Blieb noch einer.

Der Mann, der zur Wand auf der gegenüberliegenden



Seite des Flurs gerannt war, kniete dort an einer geschlossenen Tür und presste sich dagegen, wobei ihm der Türrahmen ein Minimum an Deckung bot. Wie wild feuerte er in den Korridor.

Auch Ricci presste sich an die Wand, zielte, drückte ab, aber er konnte den Mann nicht richtig ins Visier nehmen. Der Schuss traf den Türrahmen. Zwar hatte er den Scharfschützen verfehlt, aber der Mann war gezwungen, sich zu ducken, und musste deshalb kurz den Finger vom Abzug nehmen.

Ricci kniete neben der Wand. Aus dem Augenwinkel sah er, dass Grillo und die anderen aus der kurzen Feuerpause ihres Gegners Kapital schlugen und durch den Flur auf Obengs Büro zustürmten.

Seine Waffe bewegte sich nicht ein bisschen. Der Mann musste sich nur zwei, drei Zentimeter hinter dem Türrahmen herauslehnen, zwei, drei gottverdammte Zentimeter ...

Weiter vorne untersuchte Simmons den Eingang zu Obengs Büro mit dem Gasetektor, weil er überprüfen wollte, ob vielleicht Sprengstoff mit einem Stolperdraht oder einer ähnlichen Spielerei verbunden war. Alles in Ordnung. Die anderen hatten bereits für den Sturm des Büros Position bezogen. Auf der einen Seite der Tür standen Grillo und der Neuling Harpswell, auf der anderen Nichols, ein weiterer Anfänger, der die Handramme hielt, hinter ihm Barnes und Newton.

Plötzlich bewegte sich der kauernde Milizionär. Den Rücken immer noch an die Tür gepresst, hob er die Arme und richtete sich langsam auf. Jetzt kam die Mündung seiner Waffe zum Vorschein.

Mit zusammengekauerten Zähnen atmete Ricci tief durch.

Das war seine Chance.

Während der Scharfschütze auf den Flur hinaushastete und dabei aus allen Rohren feuerte, erwischte ihn Ricci mit einem einzigen Schuss in die Brust. Der Mann wurde zu Boden geschleudert, und sein grünes Uniformhemd färbte sich rot.

Ricci stieß sich von der Wand ab und rannte um die Leichen herum zu seinen Männern. Er sah, dass Simmons gerade mit seiner Untersuchung fertig war und zur Seite trat...

Dann riss er die Augen weit auf. Nichols hatte die Handramme plötzlich auf die Tür zubewegt, riss sie jetzt wieder zurück, um Schwung zu holen und sie dann dagegen zu knallen, ohne sich der Tatsache bewusst zu sein, dass Barnes den Arm ausstreckte, um ihm Einhalt zu gebieten.

»Stopp!«, brüllte Ricci. »Halt, verdammt!«

Aber Nichols registrierte die Warnung einen Augenblick zu spät - er hatte bereits das Gewicht seines ganzen Oberkörpers in die Vorwärtsbewegung hineingelegt.

Die Handramme knallte gegen die Tür, die krachend aufflog. In diesem Moment kamen die Kampfhunde herausgesprungen, fünf stumme, bössartige Pitbulls, denen man die Kehlköpfe herausoperiert hatte. Die SWAT-Leute, die Ricci aus seiner Zeit bei der Polizei kannte, hatten sie >schweigende Welpen< genannt. Sie wurden häufig bei Crack-Razzien eingesetzt. Gewöhnliche waren diese Pitbulls von den Hundehaltern durch Medikamente, Quälerei und Nahrungsentzug so abgerichtet worden, dass das Ergebnis bestialische Brutalität war.

Mit angespannten Muskeln, aufgerissenen Mäulern und gierig gefletschten, weißen Gebissen sprangen sie in den Flur hinaus, um sich Riccis Männer vorzuknöpfen ...

»Stopp!«, rief eine Stimme aus Obengs Büro. »Sitz!«

Sofort gehorchten die Pitbulls dem energischen Befehl. Sie bleiben wie angewurzelt stehen und setzten sich auf die Hinterbeine.

»Das war's, das war's, gute Hunde«, sagte die Stimme. Jetzt kam sie von einer Stelle direkt hinter dem Türrahmen.

Eine Hand tauchte auf, mit etlichen glänzenden, klappernden goldenen und silbernen Armbändern am Gelenk unter dem farbenfrohen, handbestickten Hemdsärmel.

Einen Augenblick später trat ein Mann in den Flur, der seine Rolle perfekt spielte und sich sogar wie ein echter Warlord gekleidet hatte.

Er beugte sich über den erstbesten Hund, kraulte ihn hinter dem Ohr und suchte dann in seiner Hosentasche nach Keksen, die er an die gehorsamen Hunde verteilte.

Mit wedelnden Schwänzen zermalmten die Pitbulls die Kekse, wobei die Krümel durch die Gegend flogen.

Dann blickte er zu Ricci auf. »Ich hasse es, Ihnen das sagen zu müssen, aber...« Der Sword-Mitarbeiter, der während des einwöchigen Einsatztrainings den Part der Wildkatze übernommen hatte, trat weiter vor, um seinen Satz zu beenden. »Im Ernstfall hätten die Köter ihren Männern jetzt die Eier abgebissen«, sagte er. »Und wahrscheinlich noch ein paar andere Körperteile.«

Ricci stieß den Atem aus, wandte sich dann verärgert ab.

Weiter unten im Flur stand der >Milizionär< auf, den er mit seiner Übungsmunition >niedergestreckt< hatte. Er zog das mit Farbe besudelte Hemd aus. »Das Dreckszeug klebt«, murmelte er. »Und es ist *kalt*.«

Ricci blickte Nichols an.

Mit solchen Leuten konnte er sich schon mal darauf freuen, dass ihm bald die Eier abgebissen werden würden.

Nämlich dann, wenn es mit der Schauspielerei vorbei war.

## 10.

### *Verschiedene Schauplätze 6. November 2001*

WECKEN SIE DEN SLEEPER. GEBÜHR: 50 MILLIONEN. ANWEISUNGEN FOLGEN INNERHALB EINER WOCHEN.

Ein Mann namens Lance Jefferson Freeman, früher als Ronald Mumphy bekannt, in irgendeiner Vorstadt irgendwo in Illinois ...

Seine alte Identität hatte er aufgegeben, nachdem er aus dem Staatsgefängnis entlassen worden war, weil seine

Verurteilung wegen Investmentbetrugs aufgehoben worden war, und zwar wegen eines so genannten juristischen Formfehlers. Zögernd hatte der Berufungsrichter einen Irrtum bei der Vorlage der staatsanwaltlichen Untersuchungsakten eingeräumt...

Im Büro seines Hauses im wohlhabenden Hanscom in Illinois saß also der wieder geborene René und unter einem neuen Namen lebende Lance Jefferson Freeman, von den treuen Hörern seiner Internet-Radiosendung liebevoll L. J. genannt, seines Zeichens Gründer und selbst ernannter Kirchenoberster der White Freedom Church. In vielerlei Hinsicht waren seine Gedanken denen des Sudanesen Arif al-Ashar ähnlich. Das war erstaunlich, wenn man an den riesigen Abgrund dachte, der diese Männer voneinander trennte, die geografisch weit voneinander entfernt lebten, in einer völlig anderen Kultur, völlig unterschiedlichen Ideologien anhängen und einen nicht vergleichbaren persönlichen Werdegang hinter sich hatten. Noch bemerkenswerter war, dass auch L. J.s Gedanken sich um eine Redewendung rankten, zwar um eine typisch amerikanische, aber doch auch verallgemeinerbare.

»Wie ein Kind in einem Süßigkeitenladen ...«, murmelte er. »Genau so fühle ich mich ...«

Mit anderen Worten: L. J. begriff langsam, dass er Prioritäten zwischen den vielen ethnischen Gruppen setzen musste, die seiner Meinung nach vom Erdboden verschwinden sollten - wie jetzt auch die knappe, vierzeilige elektronische Mitteilung auf seinem Computermonitor verschwand.

L. J. nahm einen Bleistift von seinem Schreibtisch und begann, mit seinen großen, weißen, vollkommen gleichmäßigen Schneidezähnen auf dem Radiergummi am oberen Ende des Stifts herumzukauen. Aber dann erinnerte er sich an die Warnung seines Zahnarztes, dass dieser nervöse Tick die kosmetische Gebisskorrektur gefährden konnte, die er kürzlich hatte vornehmen lassen. Und wenn man in der Arena der Öffentlichkeit stand, als eine Art Medienpersönlichkeit, glich das Lächeln einer Visitenkarte. Also

musste er die Marotte mit dem Bleistift vergessen. Aber man musste ja auch nicht permanent auf etwas herumkau-  
en, wenn man versuchte, einen Plan auszubrüten ...

Jetzt hatte L. J. zwar den Bleistift aus dem Mund genom-  
men, aber statt ihn zur Seite zu legen, hämmerte er nun  
damit auf die Schreibtischplatte. *Nun, das schadet nicht wei-  
ter*, dachte er. Wenn sein Gehirn auf vollen Touren arbei-  
tete, musste er irgendein Ventil finden, um Dampf ablas-  
sen zu können.

L. J. klopfte weiter mit dem Stift auf den Schreibtisch.  
Wo war er? Ah ja, die Juden. Die Juden. Sie würden weit  
oben auf seiner Liste stehen, wahrscheinlich ganz oben.  
Aus Büchern, die ihm ein Zellengenosse im Gefängnis ge-  
geben hatte (die Titel der einflussreichsten darunter wa-  
ren *Weisheit und Prophezeiungen Adolf Hitlers*, *Die Protokolle  
der Weisen von Zion* und *Satans Saat* gewesen), hatte er die  
Wahrheit über das Zionist Occupied Government erfah-  
ren, eine Organisation, die den von Gott erwählten Grün-  
dungsvätern Amerikas heimlich die Kontrolle über das  
Land entwunden hatte ... Diese Zionisten hatten die ober-  
sten Finanzinstitutionen infiltriert, sie in ihrem multination-  
alen Neuen Imperium aufgehen lassen und Papiergeld  
ohne Deckung benutzt...

Mit anderen Worten, die gesetzlichen Zahlungsmittel  
der Federal Reserve Bank, von den Penny-Münzen bis hin  
zu den Banknoten unterschiedlichsten Werts ...

Wertloses Papiergeld sollte die Gold- und Silbergewich-  
te und -maße eines ehrlichen Umtauschsystems ersetzen  
und es wucherischen jüdischen Geldverleihern ermögli-  
chen, die Zinsen zu manipulieren und wie Blutsauger die  
Guthaben der Angelsachsen, Teutonen und verwandter  
weißer Rassen zu vernichten, die in ihrer natürlichen  
Überlegenheit doch die einzigen gesegneten und legitimen  
Erben von Gottes Reich waren, also der Vereinigten Staa-  
ten. Und so hatten die Juden auch das deutsche Volk kräf-  
tig geschöpft, bevor die heroischen Märtyrer der Natio-  
nalsozialistischen Partei tapferen Widerstand geleistet  
hatten.

Jetzt klopfte L. J. noch schneller mit seinem Bleistift auf den Schreibtisch. Die Juden, absolut, sie mussten dran glauben. Es würde kein Problem sein, die fünfzig Millionen zusammenzukratzen, die notwendig waren, um das Land von der Vorherrschaft der Juden zu befreien, wenn man an die Wohlhabenderen unter seinen Anhängern dachte, einen harten Kern von Patrioten und treuen Gefolgsleuten, die im Sinne der guten Sache schon ihre Brieftaschen zücken würden. Tatsächlich dachte er gerade über zusätzliches Geld nach, mit dem die Gesellschaft gleichzeitig von einem weiteren korrumpierenden russischen Element gesäubert werden konnte. Das schwer wiegende Problem war nur, für welche ethnische Gruppe er sich entscheiden sollte.

L. J. vermutete, dass seine Vorentscheidung auf seine Lektüre über die Wahrung russischer Vorrechte im Gefängnis zurückging, wo er jede Menge Bücher von genialen Computergehirnen gelesen hatte, die sich auf die Arbeiten anderer Koryphäen beriefen, darunter auch der weltweit führende Phrenologe, ein zweiundachtzigjähriger wissenschaftlicher Pionier, der schon vor dem Zweiten Weltkrieg in Österreich sein eigenes Institut geleitet hatte. Wie auch immer, L. J.s Lektüre hatte ihm Klarheit darüber verschafft, dass die Schwarzen die zweitgrößte Bedrohung für Adams Kinder verkörperten, also für Menschen mit heller Hautfarbe, genauer gesagt: *Weiß*e. Das ging schon aus einem biblischen Geheimcode hervor, den ein anderer seiner Lieblingsautoren entschlüsselt hatte.

Die Schwarzen standen auf seiner Liste an zweiter Stelle, weil sie sich gemeinsam mit anderen nichtweißen Minderheiten zu einer satanischen Verschwörung mit den Juden verbündet hatten, um einen Genozid zu begehen ...

Ein Wort, das eigentlich die Zerstörung einer Bevölkerungsgruppe durch Rassenvermischung meinte und nicht Massenvernichtung, wie es von den von Juden geleiteten Verlagen für Nachschlagewerke behauptet wurde, in deren Lexika versucht wurde, das Wort >Genozid< umzudefinieren, indem der Mythos vom Holocaust fortgeschrie-

ben wurde, für den es keinerlei Beweise gab. Diese fehlenden Beweise waren durch einen Haufen von Lügen und manipulierten Fotos ersetzt worden, die das Secret Disinformation Bureau von Eisenhowers verräterischer Expeditionary Force produziert hatte, aber das war schon wieder ein anderes Thema ...

Also, die zweite Bedrohung - die Schwarzen. Sie wollten den Genozid an Adams Kindern dadurch bewerkstelligen, dass sie gegen Gottes Willen Weiße heirateten und Kinder mit ihnen zeugten.

»Und das bedeutet, dass sie von der Bildfläche verschwinden müssen«, resümierte L. J. laut. »Sofort, in einem bodenlosen Abgrund.«

Noch immer klopfte er mit dem Bleistift auf den Schreibtisch. Jetzt hatte er sich einen Aktionsplan zurechtgelegt, und er fühlte sich ziemlich gut dabei. Zuerst die Juden und die Schwarzen. Und dann? Nun, er würde Zwischenbilanz ziehen, überprüfen, wie es um die Finanzen stand, und anschließend die gesellschaftliche Gefährdung durch die anderen ethnischen Minderheiten abschätzen. Dann würde er wissen, welche von ihnen die größte und aktuellste Gefahr repräsentierte. Auf Anhieb hielt er die Asiaten für die vordringlichsten Kandidaten - man wusste nie, was für heimtückische Machenschaften sie gerade im Schilde führten. Und dann waren da natürlich noch die Hispanics, die einen hinterhältigen Plan schmiedeten, den südwestlichen Teil der Vereinigten Staaten an Mexiko anzugliedern ...

So sah es also im Kopf von L. J. Freeman aus, dem Kirchenobersten der White Freedom Church, der im Büro seines Hauses in Hanscom in Illinois saß. Seine Gedanken kreisten um die einzementierte Achse seines Hasses wie die Ringe eines dunklen und feindseligen Planeten.

Das Hauptquartier des Black Exclusivist Movement lag im ersten und zweiten Stock eines Mietshauses in Manhattan, das Reverend Nate Grover, der Chef der Organisation, bar bezahlt hatte. Finanziell war er dazu in der Lage gewesen,

weil er eine seiner Vortragstouren, die ihm jährlich ein paar Millionen Dollar Honorar einbrachten, um ein Dutzend Termine erweitert hatte. Einem jener Weißen, die ihn im Fernsehen anpöbelten, mochte das vielleicht als ein Riesenverdienst erscheinen, einem dieser Typen, die immer von seinem >extravaganten Lebensstil schwafelten und mit diesem Ausdruck jedes Mal seine Integrität in Frage stellen wollten, wenn nur sein Name erwähnt wurde. *Reverend Nate Grover pflegt einen extravaganten Lebensstil und nennt ein mehrere Millionen teures Haus mit etlichen Angestellten in East Hampton auf Long Island sein Eigen, zudem eine Sammlung von dreißig Oldtimern, außerdem eine Kunst- und Antiquitätensammlung im Wert von ...* Und so weiter und so fort. Als ob ein Mann afrikanischer Abstammung im beginnenden einundzwanzigsten Jahrhundert nicht das Recht hätte, genauso viel Geld zu verdienen wie irgendein Politiker im Ruhestand oder irgendein unverkäuflicher weißer Schreiberling, der nicht einmal halb so viele Leute anzog wie er, wahrscheinlich nur ein *Drittel*, und irgendwelchen weißen College-Studenten, die wie bleiche, geklonte Schweine aussahen, Unsinn erzählte.

Vor ein paar Monaten, als Grover gerade seinen jährlichen Liberty-Uprising-Protestmarsch auf Washington organisierte, hatte eine Redakteurin von einem dieser TV-Nachrichtenmagazine einen Mitarbeiter beauftragt, ihn anzurufen - man konnte darauf wetten, dass *sie* nie dafür kritisiert wurde, wenn sie ihre Untergebenen nach ihrer Pfeife tanzen ließ. Wie auch immer, schließlich rief diese unterwürfige Person an, um ein Interview mit ihm zu arrangieren. Warum nicht, dachte er, kostenlose Publicity durch die Medien ... Er gab sein Einverständnis.

Keine weiße blonde Journalistin von einem großen Nachrichtensender, von der Grover je gehört hatte, hatte sich so weit nach Harlem vorgewagt. Rockefeller Center Nr. 50 lag ungefähr so weit *uptown*, dass sie sich gerade noch ohne Begleitschutz dorthin trauten. Sonst war aber immer ein riesiges Kamerateam dabei, und wahrscheinlich sagten sie auch dem gottverdammten New York Police Depart-



ment Bescheid, wo sie hingen, für den Fall, dass die Bullen eine bewaffnete Eskorte zur Verfügung stellen wollten.

Er ließ ihr also ausrichten, dass sie kommen solle, und zwei Tage später schneite sie auf Pfennigabsätzen in einem Barbie-Puppen-Outfit mit vielen Accessoires und allem Drum und Dran in sein Büro hinein. Sie sagte, dass sie Grovers geräumiges Büro beeindruckend finde und wünschte, sie hätte auch so ein schönes und großes Arbeitszimmer im Rockefeller Center. Da hätte Grover schon ahnen können, was als Nächstes kommen würde.

Dann wurde die Kamera eingeschaltet, das Videoband lief, und ob man es glaubte oder nicht, die Barbie-Puppe verwandelte sich vor seinen Augen in eine aggressive weibliche Kreatur, die mit der Bemerkung den Nahkampf eröffnete, dass er das Haus >für ein Butterbrot< erstanden und Bauunternehmer beauftragt habe. »Und deren Arbeiter«, sagte sie dann, »haben in den unteren Stockwerken alles herausgerissen und sie für Ihre Büros renoviert, aber in den etwa dreißig verfallenden Wohnungen im dritten, vierten und fünften Stock, in denen zum großen Teil arme schwarze Arbeiterfamilien leben, alle Renovierungsarbeiten auf unbestimmte Zeit verschoben.« Während sie dies sagte, lächelte sie ihn an wie ein Hai.

Dann holte sie zum Todesstoß aus. »Begreifen Sie jetzt, warum man Sie von verschiedenen Seiten des Opportunismus und der Heuchelei bezichtigt hat?«

Einen Augenblick lang war Grover versucht, sie zu fragen, was sie erwartet hatte - einen Typ in einem Zuhälteranzug, der in einem nach Pisse und Scheiße stinkenden Loch herumhing, wo Junkies sich ihre Spritzen setzten? Dann wollte er sie bitten, ihm doch liebenswürdigerweise zu erklären, was sie mit dem Ausdruck >von verschiedenen Seiten< meinte. Aber obwohl sie ihn etwas verstört hatte, erinnerte sich Grover daran, dass dies seine Chance war, durch die Medien in der Öffentlichkeit Wirkung zu erzielen und sich dem Mainstream-Publikum zu präsentieren. Also atmete er tief durch. Sein Plan war, sich der breiten Masse der weißen Amerikaner leicht konsumier-

bar von der moderaten Seite zu zeigen, damit es nicht wieder nur bitterböse Reaktionen gab.

»Wenn man sich zu viel auf einmal vornimmt, kriegt man gar nichts in die Reihe«, begann er. »Die Renovierungsarbeiten für den Rest des Gebäudes sind nur zeitweilig aufgeschoben worden, und ich unterstreiche das Wort *zeitweilig*, weil ich als Chef einer schwarzen Bürgerbewegung immer wieder gezwungen war, auf verschiedene grundlose Akte der Brutalität durch die autoritäre Macht zu reagieren, die weiterhin auf die permanente Unterdrückung meiner schwarzen Brüder aus ist.«

Grover glaubte, seine Sache gut gemacht zu haben. Er hatte ihr die Meinung gesagt, war aber vor laufender Kamera cool geblieben. Trotzdem war dieses Weibsbild entschlossen, weiter in der Offensive zu bleiben.

»Ich würde Ihnen gerne die Chance geben, einige Ihrer jüngsten Statements zu erklären, die, wie Meinungsumfragen belegen, die große Mehrheit der Weißen *und* der Afroamerikaner aufhetzend und beunruhigend finden. In verschiedenen Reden haben Sie die Regierung beschuldigt, ganze Stadtteile mit Rauschgift und automatischen Waffen zu überschwemmen und dabei besonders Kinder im Highschool-Alter im Auge zu haben. Und jetzt zitiere ich Sie wörtlich: >Das ist ein verdecktes Programm der Anstachelung zum massenhaften Selbstmord oder Mord durch Abhängigkeit und Gewalt.< Zugleich haben Sie die Afroamerikaner aufgerufen, alle Transaktionen mit Unternehmen von Weißen zu unterlassen und so lange nicht an den demokratischen Wahlen teilzunehmen, bis eine politische Partei entstanden ist, die nur schwarze Kandidaten und Mitglieder hat und die - ich zitiere wieder wörtlich - >sich die Freiheit nimmt, unseren Feinden den Krieg zu erklären und ein antikapitalistisches Wirtschaftssystem zu etablieren<. Die Polizei bezeichnen Sie als >eine dämonische Armee von Drangsalierern, die mit allen erforderlichen Mitteln in die Knie gezwungen werden muss<, und damit scheinen Sie für genau die Gewalt zu plädieren, deren verheerende Auswirkungen unter den schwarzen Jugendli-

chen in den Innenstädten Sie beklagen. Noch kontroverser wird diskutiert, dass Sie angeblich mit der separatistischen Politik aus der Frühzeit der Black Panther liebäugeln und diese ausdrücklich befürworten ...«

Die Abspaltung verschiedener Staaten zu einem unabhängigen schwarzen Territorium, möglicherweise im Süden - davon hatte er bei seinen Vorträgen an den Universitäten gesprochen, obwohl ihm natürlich klar gewesen war, dass das ungefähr so realistisch war wie ein Massensexodus ins Paradies auf einem riesigen fliegenden Teppich. Aber sehr oft, wenn er vor einer Menschenmenge stand, rutschte ihm irgendetwas heraus, das Aufmerksamkeit erregte, das Publikum aufrüttelte. Wenn das passierte, begann er zu improvisieren und dem Auditorium noch mehr einzuheizen. Er glaubte, dass es auch zu seinem Job gehörte, als Redner und Einpeitscher das Publikum am Einschlafen zu hindern, und dass es nicht wirklich eine Rolle spielte, wenn einige seiner Ziele abseitig erschienen, solange er seiner grundsätzlichen Botschaft treu blieb. In Gedanken fühlte er sich wie ein Kind, das einen Wunschzettel schreibt, sich zwanzig, fünfzig oder hundert Geschenke zu Weihnachten wünscht und glücklich ist, wenn es dann eines oder zwei davon unter dem Baum findet. Aber er glaubte auch, dass es nicht schaden konnte, um die Geschenke zu bitten, weil man nie wusste, was letztlich, in glänzendes Geschenkpapier verpackt, unter dem Baum lag. Darum ging's im Leben - man wusste nie etwas mit Sicherheit.

Und dennoch, als Grover vor der laufenden Kamera des zur besten Sendezeit ausgestrahlten, preisgekrönten Nachrichtenmagazins saß und sich der Tatsache bewusst wurde, dass dieses Interview in Tausenden von Haushalten im ganzen Land gesehen wurde, kam ihm der Gedanke, dass er vielleicht doch einige seiner Positionen etwas moderater formulieren und seine früheren Bemerkungen abschwächen sollte. Also atmete er erneut tief durch und erinnerte sich daran, dass er sich publikumswirksam und nicht so radikal präsentieren wollte.

Doch dann, als er gerade antworten wollte, bemerkte er den blutrünstigen Blick dieses Weibsbilds, das bereit war, ihm erneut ins Gesicht zu springen, völlig unabhängig davon, was er auch sagen würde. Ganz plötzlich errötete er vor Wut. *Zum Teufel*, dachte er, *dann kriegt sie eben zu hören, was sie hören will*.

»Ich bin zu der Ansicht gelangt, dass eine Koexistenz zwischen Schwarzen und Weißen innerhalb einer Gesellschaft unmöglich ist«, hörte er sich plötzlich antworten. »Und zugleich bin ich der Meinung, dass alle meine schwarzen Brüder bis zu dem Tag weiter ihre Sklavenketten tragen werden, in denen sie an die verfluchten Gesta-  
de dieses Landes gebracht worden sind, an dem sie sich aus dieser böserartigen Nation verabschieden und einen eigenen nordamerikanischen Staat gründen, der von ihnen und für sie regiert wird. Es ist meine feste Überzeugung, das alles andere als *totale Rassentrennung* vergebliche Liebesmüh ist und weiterhin auf beiden Seiten Gewalt hervorbringen wird. Und was meine Äußerungen angeht, die Sie zitiert haben - ich stehe dazu und habe nicht die Absicht, mich für irgendetwas zu entschuldigen.«

Die einzige Modifikation seiner Thesen, die Grover spontan durch den Kopf schoss, bestand darin, dass er darüber nachzudenken bereit war, New Jersey und Teile von Pennsylvania und Ohio als Komponenten eines ausschließlich schwarzen Staats zu beanspruchen, wenn sich herausstellen sollte, dass sein Plan mit den südlichen Staaten nicht zu verwirklichen war.

Es verstand sich von selbst, dass durch Grovers Interview die Zuschauerquoten in die Höhe schossen, und man musste auch keine weiteren Worte darüber verlieren, dass er Mainstream-Amerika jetzt vergessen konnte. Und mögliche Koalitionsangebote, die er irgendwann vielleicht erhalten hätte, wenn er sein Temperament gezügelt hätte, konnte er abschreiben. Aber er weigerte sich, darüber nachzudenken, was eventuell passiert wäre, wenn er anders gehandelt hätte, weil er seine Worte nicht wieder rückgängig machen konnte.

Und überhaupt, man musste nur sehen, wohin ihn diese Entwicklung gebracht hatte.

Er musste nur *hinsehen*.

Am Tag nach der Ausstrahlung des Nachrichtenmagazins, direkt am nächsten Morgen, um genau zu sein, war die E-Mail eingetroffen. Mit dem Mann, der sie geschickt hatte, hatte er mittlerweile schon seit Ewigkeiten keine Geschäfte mehr gemacht. Damals hatte er zugestimmt, gegen eine prozentuale Beteiligung über die steuerfreien Wohltätigkeitskonten seiner Bewegung etwas schmutziges Geld zu waschen, und dann damit seinen ersten Liberty-Uprising-Protestmarsch finanziert. Davor hatte es diesen Ecstasy-Deal für den Raum Los Angeles gegeben ... Aber die Sache mit den Drogen lag jahrelang zurück, für Grover fast ein ganzes *Leben* lang. Damals hatten ihn nur ein paar Schritte vom Knast getrennt, und er brauchte das Geld, um nicht auf die Schnauze zu fallen. Heute lebte er das, was er predigte, ja, er hielt sich verdammt genau daran. Nie wieder - unter keinen Umständen - würde er dazu beitragen, die Körper junger Schwarzer mit Rauschgift voll zu pumpen.

Unter keinen Umständen.

Dennoch hatte er die E-Mail aus reiner Neugier geöffnet, bevor es einer seiner Mitarbeiter tat.

So hatte Reverend Nate Grover von dem Sleeper-Virus erfahren.

Wenn die E-Mail von einem anderen Absender gekommen wäre, hätte Grover sie für einen schlechten Scherz gehalten. Aber er wusste, dass dieser Mann keine Scherze machte und dass es etwas auf sich haben musste mit dieser Nachricht über den Supervirus, bei dem die Zufriedenheit des potenziellen Kunden garantiert war. So abwegig das Ganze auch zu sein schien, man musste es ernst nehmen.

Seitdem hatte Grover auf die konkrete Offerte gewartet und seinen Computer immer voller Vorfreude eingeschaltet.

Heute war sie endlich gekommen.

WECKEN SIE DEN SLEEP ER. GEBÜHR: 50 MILLIONEN. ANWEISUNGEN FOLGEN INNERHALB EINER WOCHEN.

Plötzlich konnte Grover um die hundert Geschenke auf seinem Wunschzettel bitten.

So abwegig es auch klingen mochte, er brauchte nur zu fragen.

Der Norden, der Süden, der Mittlere Westen ... Zum Teufel mit den *kleinen Stücken* vom großen amerikanischen Kuchen, wenn doch alles zum Greifen nah war, in glänzendes Geschenkpapier verpackt, wie das beste und größte Präsent unter dem Weihnachtsbaum.

Fünfzig Millionen Dollar - das hielt Murdock Williams geradezu für ein Sonderangebot. Ein Erstklässler konnte mit Leichtigkeit die Gewinn-Verlust-Relation ausrechnen, hier ging's nicht etwa um Quantenphysik, sondern um simple Scheckbuch-Kalkulationen.

Williams' Rechtsanwälte hatten dem älteren Ehepaar von der Upper East Side bereits zwei oder drei Millionen für den Auszug aus ihrer Wohnung geboten und ihnen irgendwo anders in der Stadt eine neue Unterkunft mit zwei Schlafzimmern garantiert. Das war weitaus mehr, als die anderen Bewohner des Hauses bekommen hatten - nur einer von ihnen hatte eineinhalb Millionen Abfindung eingestrichen -, aber die hatten sich alle begeistert auf das Angebot gestürzt. Man gab ihnen ein Heidengeld und somit die Chance, nach gewöhnlichen Maßstäben reich zu werden. Wer würde sich darauf nicht einlassen?

Nun, ganz offensichtlich diese beiden Fossilien namens Mr. und Mrs. Bognar. Der Mann war ungefähr achtzig Jahre alt, seine Frau nur ein paar Jahre jünger, und sie lebten seit einem halben Jahrhundert in der Wohnung in der York Avenue. Eigentlich hätte man glauben sollen, dass sie noch einmal Lust auf eine Ortsveränderung hatten, bevor Gott sie endgültig abberief. Stattdessen klebten sie dort fest wie alte Tapeten.

Nicht, dass Williams persönlich feindselige Gefühle ge-

gen sie gehegt hätte - hätte er dann den Preis für den Auszug aus der Wohnung erhöht? Tatsächlich empfand er sogar ein gewisses Mitgefühl und Verständnis für sie. Seine Urgroßeltern stammten aus Russland, waren dort vor den Progromen geflüchtet und fast ohne Habe in Amerika angekommen. Williams war sicher, dass in irgendeinem seiner Häuser noch eine Fotografie - oder Daguerreotypie - von Fred und Erna Waskow hing. So hatte der Name seiner Familie vor ihrer Ankunft auf Ellis Island gelautet. Die Bognars waren 1956 beim Einmarsch der Russen in Budapest geflüchtet, und deshalb empfand Williams eine Art verwandtschaftliche Sympathie für sie. Aber Sympathie hin, Verständnis her - kein wirklicher Grundstücks- und Immobilienmakler konnte so erfolgreich sein wie er, wenn er die Summe vergaß, die unter dem Strich erscheinen musste.

Die East-Side-Wohnhäuser mit den großen Innenhöfen wurden >The Mews<, >Stallungen<, genannt und waren im späten neunzehnten Jahrhundert gebaut worden. Williams begriff, warum geschichtsvernarrte Typen sie ansprechend fanden, obwohl ihm persönlich die Geschichte nicht reichte. Die Gebäude lagen am Flussufer und hatten ursprünglich als Sanatorien gedient, in die reiche Tuberkulosepatienten wegen der damals noch guten Luft gekommen waren. Dreißig oder vierzig Jahre später waren sie in Wohnhäuser für die wachsende Mittelklasse der Stadt umgebaut worden - hier zogen hauptsächlich deutsche oder ungarische Immigranten ein, die vor diesem oder jenem Konflikt in Übersee geflohen waren. In den Achtzigerjahren war die Gegend in Mode gekommen und hatte von überall her Schwärme von Yuppies angezogen, aber eine beträchtliche Anzahl der alten Europäer war trotz der Veränderungen in der Nachbarschaft in ihren Wohnungen mit den stabilen Mieten geblieben.

Als Williams dem früheren Besitzer die Grundstücke abkaufte, bezahlte er sehr gut dafür, wenngleich ihm klar war, dass der Kaufpreis nur einen Bruchteil seiner gesamten Ausgaben ausmachen würde. Aber seine Finanzbera-

ter schätzten, dass er auf lange Sicht Profite in Höhe von vielen hundert Millionen Dollar einstreichen würde, möglicherweise sogar eine Milliarde, weil der wahre Wert in dem Luftraum über den Gebäuden lag.

Diese waren gerade mal sechstöckig - eine absolute Verschwendung von erstklassigem Wohnraum. Weil die Reihe von vier aneinander grenzenden Gebäuden auch ein Eckgrundstück einschloss, erlaubten es die in Manhattan gültigen Vorschriften, alle Häuser niederzureißen und sie durch einen einzigen, gigantischen Wolkenkratzer zu ersetzen, der fast einen ganzen Häuserblock einnehmen und mindestens fünfundneunzig Stockwerke hoch sein würde. Und damit höher als der Wohnturm, den Williams berühmter Rivale gegenüber dem Hauptquartier der Vereinten Nationen hochzog, derselbe Rivale, der die Konkurrenz vernichten wollte, dessen Bild immer auf den Titelseiten prangte und der die Penthouse-Wohnungen seines Gebäudes schon ab zehn Millionen Dollar aufwärts verhökert hatte, bevor auch nur der erste Beton für das Fundament angemischt worden war.

Deshalb stand ein Schwindel erregender Batzen Geld auf dem Spiel, aber auch der Ruhm, den Williams erwerben würde, weil ihm das größte Wohngebäude in New York City gehörte, also das Land, die *Welt*.

Seine Eigentumszertifikate waren unanfechtbar, und Williams hatte keine Zeit verloren, den Bewohnern der Gebäude großzügige Angebote für den Fall ihres Auszugs zu machen. Etwa fünfundsiebzig Prozent nahmen die Offerte glücklich an. Ein kleinerer Teil der Mieter wartete darauf, dass er ihnen den Auszug weiter verstüßte. Also stockte er den Geldbetrag auf und organisierte in einigen Fällen kostenlos den Umzug.

Es dauerte nicht lange, bis die verbliebenen Mieter das Feld räumten - außer den Bognars, die aus sentimentalischen Gründen an dem Haus hingen. Diese Bognars! Die ihre Meinung einfach nicht ändern wollten, unabhängig davon, wie viel Geld man ihnen über oder unter dem Tisch anbot. Die trotz ihres fortgeschrittenen Alters gesund ge-



nug zu sein schienen, um noch jahrelang in ihrer Wohnung zu bleiben, bevor sie endlich den Löffel abgäben.

Doch Williams hatte nicht vor, jahrelang zu warten.

Nachdem sie sein letztes Angebot abgelehnt hatten, wies er seine Anwälte an, eine Räumungsklage gegen die Bognars anzustrengen. Aber selbst die popligen Rechtsberater, die das alte Ehepaar vertraten, waren clever genug, ihn zu zwingen, Farbe zu bekennen. Die Mietgesetze waren eindeutig. Sie bestätigten den gegenwärtigen Mieterstatus der Bognars und räumten ihnen eine Verlängerungsoption ein, wenn der Mietvertrag auslief. Ja, mehr noch: Als in der Wohnung lebende Mieter berechnete sie dasselbe Gesetz, ihn bis in alle Ewigkeit zu verlängern.

Vor Gericht unterlegen, vor dem Gebäude von der Bürgerinitiative für die Rechte von Senioren attackiert, denen das Wasser im Munde zusammenlief wegen der Chance, aus dem Fall Bognar einen großen Rechtsstreit zu machen, wandte sich Williams in seiner Verzweiflung an gewisse zwielichtige Leute, die mit Mitteln operierten, die man als *außergesetzlich* bezeichnen konnte. Diese Leute mischten, wie viele andere in der Stadt, in der Bauindustrie mit, und kontrollierten aus dem Hintergrund heraus die Gewerkschaften, die Fasergipsplatten-Lieferanten, die Installations- und Elektrounternehmen. Er glaubte, dass sie vielleicht in der Lage waren, dem alten Ehepaar Angst einzujagen - irgendetwas in der Art. Aber als er einem dieser Leute beim Dinner in Little Italy sein Anliegen vortrug, erfuhr er, dass die Sache einen unangenehmen Haken hatte, weil die Bürgerinitiative für die Rechte von Senioren in den örtlichen Medien so viel Krach geschlagen hatte.

»Denken Sie darüber nach«, sagte Williams' Bekannter. »Angesichts der schlechten Presse, die Ihnen dieser Fall eingetragen hat, müssen diese klapprigen alten Säcke nur von einer Wespe gestochen werden und *autsch* schreien, und schon wird irgendjemand behaupten, dass Sie die Wespe trainiert und losgeschickt haben.«

Williams bedachte ihn mit einem scharfen Blick. »Leute wie Sie sind doch bekannt dafür, Experten der Überzeu-

gungskunst zu sein, und ich sehe nicht, warum dies ein besonders schwieriger Fall sein sollte«, insistierte er. »Außerdem gehöre nicht nur ich zu den Verlierern, weil diese alten Säcke auf einem Vermögen sitzen. Verstehen Sie denn nicht, wie viel Ihre Organisation von diesem Vermögen einstreichen könnte?«

»Ich habe sehr wohl verstanden und nur gesagt, dass es Probleme gibt, nicht, dass wir sie nicht lösen könnten. Sie warten in Ruhe ab. Ich muss mit jemandem Kontakt aufnehmen. Weil er in einer anderen Liga spielt als alle anderen, muss ich das erst absegnen lassen. Wenn er glaubt, Ihnen helfen zu können, wird er sich bei Ihnen melden.«

Und er meldete sich. Eine Woche später kam die verrückte E-Mail. Der Absender behauptete, einen Designer-Virus liefern zu können. Hunderte andere Vorschläge hätte Williams nicht für einen Moment in Erwägung gezogen. Aber er begriff, das sein Bekannter sich in einer Sphäre bewegte, die jenseits seiner persönlichen Erfahrungen lag. Doch die Sache klang verdammt weit hergeholt, und er hatte Schwierigkeiten, dem Angebot Glauben zu schenken.

Dennoch setzte sich in seinem Kopf nach und nach die Bereitschaft durch, die Behauptung für fundiert zu halten. Irgendetwas an der Art und Weise, wie sein Kontaktmann in Little Italy über den Unbekannten gesprochen hatte, hatte ihn beeindruckt. Dieses Cyberspace-Phantom nötigte selbst ihm Hochachtung ab.

Aber das war noch nicht alles. Er hatte sich von seinem Broker beraten lassen und finanziell stark in den Genom-Futures-Markt investiert, aber nicht, ohne zuvor seine Hausaufgaben gemacht zu haben. Projekte, die die Entschlüsselung menschlicher und nichtmenschlicher DNA einschlossen, waren die Avantgarde einer wissenschaftlichen Revolution, die sich in ihren Konsequenzen für die Gesellschaft mit dem Anbruch des Industriezeitalters, der Nutzung der Atomenergie und dem Aufkommen des Mikrochips vergleichen ließ. Die Genomforschung versprach

rapide Durchbrüche bei der Prävention und Diagnose von Krankheiten, bei Medikamenten und der Entwicklung von Körperteilen im Labor zu Transplantationszwecken ... Niemand konnte sagen, was für Fortschritte zu erwarten waren, man konnte ja nicht einmal mit den bereits erreichten Schritt halten. Fast jeden Tag wurden neue Anwendungen der Biotechnologie angekündigt, warum sollte er also daran zweifeln, dass heimlich ein auf den Kundenbedarf zugeschnittener Virus entwickelt worden war? Je länger Williams darüber nachdachte, desto eher erschien ihm die Vorstellung weit hergeholt, dass jemand es noch *nicht* getan haben sollte.

Tatsächlich, dachte er, würde er seine Investitionen in die Biotechnologie gefährden, wenn er die Wahrscheinlichkeit der Entwicklung des Virus anzweifelte. Und Murdock Williams spielte nie gegen sich selbst.

Auf die E-Mail antwortete er, dass man ihm Bescheid geben solle, wenn das Produkt lieferbar sei. Dann gab er sich Mühe, sich auf seine anderen Geschäfte zu konzentrieren. Wenn er gerade nichts zu tun hatte, stellte er sich den Wolkenkratzer am Fluss vor, als bleibenden Beweis dafür, wie meisterhaft er sein Geschäft beherrschte. Was das alte Ehepaar anging - wie viel Zeit blieb ihnen denn noch bis zum Tod? Krebs, Herzinfarkt, Schlaganfall - früher oder später musste jeder dran glauben. Williams war der Ansicht, dass er nur das Unausweichliche beschleunigen würde.

Während er immer mehr Gefallen an der Eleganz dieser Lösung fand, wurde sein Verlangen unerträglich, seine Energie auszutoben und seine Ambitionen zu verwirklichen. Wenn das Cyberphantom noch länger für eine Antwort gebraucht hätte, wäre er von seiner Ungeduld verzehrt worden.

Aber jetzt war Gott sei Dank alles vorüber. Er hätte zehnmal so viel wie den verlangten Preis bezahlt, um das quälende Warten zu beenden.

*Wecken Sie den Sleeper, Gebühr fünfzig Millionen, Anweisungen folgen innerhalb einer Woche*, dachte er jetzt. Endlich

war die Botschaft in seiner Online-Mailbox aufgetaucht, und sie verfolgte ihn wie die Entwicklung des NASDAQ.

Eine Woche, noch eine Woche - dann konnte er endlich loslegen.

Williams wusste, dass er bis dahin die Stunden zählen würde.

11.

*San Diego, Kalifornien*  
*8. November 2001*

»Ich kann nicht tun, worum Sie mich da bitten. Das ist keine Alternative.«

»Tut mir Leid, wenn Sie das so sehen, Palardy«, sagte Enrique Quiros. »Tatsache ist aber, dass Sie keine Wahl haben.«

»Nennen Sie nicht meinen Namen. Hier sind wir nicht sicher ...«

Kopfschüttelnd zeigte Quiros auf den tragbaren Wanzendetektor zwischen ihnen. »Da irren Sie sich erneut. Dies ist mein *Sicherheitswagen*. So nenne ich dieses Auto, so wie andere Leute ihre Fahrzeuge mit Kosenamen wie Bessie, Marie oder sonst wie belegen.«

Palardy seufzte. Der >Sicherheitswagen<, in dem sie saßen, war ein Fiat Coupe, den Quiros auf dem Parkplatz vor der Anlegestelle der Kreuzfahrtschiffe am Harbor Drive abgestellt hatte. Es war sechs Uhr abends, die Sonne sank am Horizont über der Bucht von San Diego, und der Bereich vor der Anlegestelle war mit dämmrigen Schatten schraffiert. Seinen Dodge Caravan hatte Palardy etwas abseits geparkt, nachdem er zögernd Quiros' Aufforderung gefolgt war, sich hier einzufinden.

»Diese Taschengeräte sind nicht besonders verlässlich«, sagte er. »Die Bandbreitenempfindlichkeit ist eingeschränkt. Und bestimmte Arten von Abhörgeräten arbei-

ten in Bereichen, die sich damit nicht scannen lassen. Es gehört zu meinem Job, auf diesem Gebiet Bescheid zu wissen, zu meinem gottverdammten *Job* ... Haben Sie das etwa verges...«

»Beruhigen Sie sich, ich habe überhaupt nichts vergessen«, unterbrach ihn Quiros. »Normalerweise parkt dieses Fahrzeug auf meinem Grundstück, das permanent mit Videokameras überwacht wird. Außerdem gibt's da Alarmanlagen und Hunde. Wenn ich nicht, so wie jetzt, in diesem Auto sitze, wird es nie irgendwo anders geparkt.«

Als sie sich anblickten, sah Palardy in den dunkelgrünen Gläsern von Quiros' Brooks-Brothers-Sonnenbrille sein Spiegelbild. Immer schon hatte er es ungehörig gefunden, wenn sich ein Mann mit getönten Brillengläsern mit jemandem unterhielt, der keine Sonnenbrille trug, so wie er jetzt. Wenn man seine Augen verdeckte, hatte man offenkundig im Sinn, Distanz herzustellen und Überlegenheit zu gewinnen. Polizisten, Paranoiker, egoistische Filmstars - so unterschiedlich ihre Persönlichkeiten auch sein mochten, sie alle hatten das Bedürfnis, dunkle Gläser zu tragen und sich dadurch von anderen zu distanzieren.

»Offene Bereiche sind schwer zu sichern, damit hat selbst das Militär Probleme. Mir ist es egal, wie viele Alarmanlagen oder Wachhunde Sie haben.« Erneut seufzte Palardy schwer. »Hören Sie, ich will mich nicht mit Ihnen streiten. Mir geht's nur darum, dass es nicht schaden kann, vorsichtig zu sein.«

Quiros hatte von diesem Thema die Nase gestrichen voll. Er griff in die Innentasche seines Sportsakkos und zog ein Lederetui mit Reißverschluss hervor. »Dann wollen wir die Sache mal schnell hinter uns bringen, damit wir beide unserer Wege gehen können«, sagte er, während er Palardy das Etui hinhielt. »Da ist alles drin, was Sie benötigen.«

»Ich habe doch gesagt, dass ich das nicht tun kann. Es ist zu gefährlich, zu viel für mich.«

Ein paar Augenblicke lang sah Quiros ihn schweigend

an. Dann nickte er, blickte geradeaus und lehnte sich zurück. »Okay.« Noch immer hielt er das Lederetui in den Händen. »Okay, dann wollen wir mal Klartext reden. Es ist mir völlig egal, was Sie mir zu erzählen haben. Als Sie Geld brauchten, um in Cuiabá ihre Spielschulden zu bezahlen, haben Sie vertrauliche Informationen über den Plan und die Sicherheit einer Anlage verkauft, die Sie von Berufs wegen eigentlich hätten schützen müssen. Als Sie in die USA zurückversetzt wurden, haben Sie erneut Schulden gemacht, bis Ihnen die Kredithaie im Nacken saßen. Und dann waren Sie mehr als nur scharf darauf, sich heimlich in das Büro Ihres Arbeitgebers zu schleichen und das Material für einen genetischen Fingerabdruck zu besorgen. Und Sie wussten, dass ...«

»Bitte, ich fühle mich scheußlich, wenn Sie darüber ...«

Quiros hob eine Hand. Es war eine gemächliche Geste, die keinerlei Zorn verriet, Palardy aber sofort verstummen ließ.

»Wenn ich in Ihrer Haut steckte, wäre mir auch unbehaglich zumute. Sie haben Schlimmeres getan, als das Vertrauen Ihres Arbeitgebers und Ihrer Kollegen zu missbrauchen. Tatsächlich sind Sie an Mord und Sabotage mitschuldig. Und wenn das herauskommt, könnten Sie lebenslanglich hinter Gitter wandern.«

Es entstand ein kurzes Schweigen. Palardy wollte schlucken, aber sein Mund war wie ausgetrocknet.

»Es ist eine Entscheidung gefallen, was Sie zu tun haben«, sagte Quiros. »Für eine Weigerung ist es zu spät. Ich gebe Ihnen den Rat, ab sofort nicht mehr daran zu denken. Ansonsten werden Sie es bereuen, das verspreche ich Ihnen.«

Erneut versuchte Palardy zu schlucken. »In so etwas will ich nicht hineingezogen werden«, sagte er mit heiserer Stimme.

Quiros starrte auf den Anlegeplatz in der zunehmenden Dunkelheit am Rand des Hafens. »Gut möglich, dass es mir ähnlich geht«, sagte er leise. Dann schwieg er einen Augenblick. »Sie werden tun, was Sie tun müssen.« Zum

zweiten Mal hielt er Palardy das Lederetui hin, ohne den Blick von der Windschutzscheibe abzuwenden.

Jetzt nahm Palardy es entgegen.

In einem gemieteten Lieferwagen begann Lathrop auf der dem Parkstreifen gegenüberliegenden Seite damit, sein Laser-Abhörsystem in dem schwarzen Kamerakoffer zu verstauen. Zuvor hatte er aus dem hinteren Fenster des Wagens den unsichtbaren Strahl des Infrarotlichts aus der Laserdiode des Geräts in einem rechten Winkel durch das Heckfenster des Fiats auf dessen Rückspiegel gerichtet.

Ein fundamentales Gesetz der Optik besagt, dass bei einer Reflexion Einfallswinkel und Ausfallswinkel identisch sind. In der Praxis bedeutet dies, dass ein Strahl kohärenten Lichts - bei dem alle Lichtwellen in Phasen schwingen, was per definitionem eine Eigenschaft von Laserlicht ist - im gleichen Winkel zu seiner Quelle zurückgelenkt wird, in welchem er auf eine reflektierende Oberfläche trifft. Wenn allerdings die Oberfläche den Strahl irgendwie moduliert oder Interferenzen verursacht, die Phasenverschiebungen bei Lichtwellen bewirken, so kommen einige unter einem anderen Winkel zurück als andere Teilstrahlen. Infinitesimal kleine Vibrationen des Fensterglases, die durch das Gespräch im Fiat hervorgerufen wurden, und seien es auch nur einige Hundertstel Millimeter und weniger bei jeder Äußerung, bewirkten entsprechende Fluktuationen im reflektierten Strahl. Diese Fluktuationen wurden in dem Empfänger des Lauschgeräts in elektronische Impulse umgewandelt, aus dem Hintergrundrauschen herausgefiltert, verstärkt und digital aufgezeichnet.

Lathrop hatte jedes einzelne Wort aufgezeichnet, das in dem Wagen gesprochen worden war, und wenn er auch über den Inhalt des Gesprächs noch nichts sagen konnte, war ihm doch eines völlig klar. Nachdem er Enrique Quiros tagelang in verschiedenen Mietwagen und Verkleidungen gefolgt war, war seine Geduld schließlich belohnt worden.

Nie hatte er sich auch nur vorstellen können, einen so tiefen kriminellen Morast zu entdecken, aus dem sich jede Menge Geld herausholen ließ.

## 12.

*San José, Kalifornien*

*11. November 2001*

In dem Augenblick, als Palardy Roger Gordians Büro betrat, überkam ihn ein seltsames Gefühl. Alles wirkte wie zuvor, aber doch anders, wie in einem dieser Träume, die der Realität so ähnlich waren, dass man verwirrt aufwachte und sich fragte, ob die Ereignisse aus dem Traum tatsächlich passiert waren. Der Schauplatz eines solchen Traums konnte der Ort sein, wo man aufgewachsen war, das Haus, in dem man lebte, oder der Park auf der anderen Straßenseite - es spielte keine Rolle. Man wusste, dass man sich an einem vertrauten Ort befand, aber irgendwie war nicht alles so, wie es sein sollte. In einem und außerhalb von einem.

So fühlte er sich an diesem Morgen. Alles wirkte wie zuvor, aber doch anders.

Während er über den Teppich auf Gordians Schreibtisch zuing, versuchte er, dieses verschwimmende, irritierende Gefühl abzuschütteln.

*Sie werden tun, was Sie tun müssen*, hatte Quiros nachdrücklich gesagt, und Palardy glaubte jetzt, dass er dazu imstande war.

Er konnte es tun.

Dies war der Tag nach seiner routinemäßigen Untersuchung, bei der er überprüft hatte, ob Abhörgeräte installiert waren oder der Raum sonst wie überwacht wurde. Aber weil Palardy den Big Sniffer und seine sonstige Ausrüstung heute nicht dabei hatte, war er ein bisschen misstrauischer als sonst. Nachdem Enrique Quiros ihm diesen Job aufgezwungen hatte, war ihm klar gewesen, dass er die Sache so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte. Das Etui mit dem Reißverschluss, das Quiros ihm gegeben hatte, lag so schwer in seiner Hand, lastete so schwer in seiner Hosentasche wie ein Stück Blei, das vom Magnetismus im Inneren der Erde angezogen wurde und ihn mit



herabzog. Und mit jedem Augenblick war dieser Sog nach unten schwerer zu ertragen. Palardy musste alles über die Bühne bringen, bevor er im Erdboden versank.

Kurz vor sieben Uhr morgens war er an seinem Arbeitsplatz eingetroffen. Das war die übliche Zeit für das Security-Personal, das vor dem allgemeinen Arbeitsbeginn alles überprüfte, damit die Geschäfte nicht gestört wurden. Dann war er unverzüglich in Gordians Büroräume gegangen. Für den Fall, dass jemand anwesend sein sollte, hatte er sich eine Ausrede zurechtgelegt. Und tatsächlich war er nicht allein. Obwohl der Chef selbst nie vor halb oder Viertel vor acht eintraf, kam, wie Palardy wusste, seine Assistentin Norma häufig früher, um sich auf ihre Ablage, die Terminplanung oder ihre sonstigen Pflichten zu stürzen. Und natürlich saß sie heute in dem äußeren Büro an ihrem Schreibtisch, als Palardy aus dem Lift trat.

Zum Glück hatte er eine gute Geschichte parat.

»Guten Morgen, Norma«, sagte er, erstaunt darüber, dass er ein Lächeln zustande brachte, während er das Gefühl hatte, in ein tiefes Loch zu fallen.

Sie blickte von ihrem Computermonitor auf und sah ihn etwas überrascht an. »Hallo, Don. Erzählen Sie mir nicht, dass das Ihr Zwillingbruder war, den ich hier gestern mit dieser verrückten Trickkiste gesehen habe.«

»Nein, tut mir Leid. Mich gibt's nur einmal.«

»Was für ein vernichtender Schlag für die gesamte Damenwelt«, antwortete sie mit einem gespielt finsternen Blick. »Also - weshalb stanno Sie uns schon wieder einen Besuch ab?«

»Ich glaube, dass ich eines dieser verrückten kleinen Spielzeuge verlegt habe, das ich gestern dabei hatte, als ich meine Runde gedreht habe.« Palardy schien seine eigenen Worte vom anderen Ende des Raums her zu hören. »Bei den Fundsachen ist es nicht dabei, also bin ich zurückgekommen.«

Zum Teil hatte er damit gerechnet, dass Norma misstrauisch sein, ihn mit ihren Blicken durchbohren und vermuten würde, dass irgendetwas nicht stimmte. Aber dem

anderen Teil seines Bewusstseins war klar gewesen, dass das eine irrationale Befürchtung war. Die Begründung, die er für sein erneutes Auftauchen geliefert hatte, musste völlig normal und plausibel klingen.

Und so war es dann auch. Sie winkte ihn zur Tür von Gordians Büro durch.

»Fühlen Sie sich ganz als mein Gast.«

Dann stand Palardy mit dem Rücken zur Tür vor Gordians großem Mahagonischreibtisch und streifte hastig die weißen Baumwollhandschuhe über, die er in der Hosentasche mitgebracht hatte. Direkt rechts neben dem Tintenlöscher stand eine Dose mit Waffelröllchen. Vor etwa einem Monat war Palardy bei seinem Rundgang hinter seinem Zeitplan zurückgeblieben, und der Boss war hereingekommen und hatte hinter seinem Schreibtisch gewartet, bis Palardy mit der Überprüfung fertig war. Sein Chef hatte mit einem dieser Waffelröllchen den Kaffee umgerührt, den er sich selbst eingesehen hatte, und sich halb scherzhaft darüber beklagt, dass er auf Befehl seiner Frau den Kaffee mit dem künstlichen Haselnussaroma aufgegeben habe und ihm stattdessen zweimal am Tag die Waffelröllchen gestattet seien.

Während des Treffens in Quiros' Wagen hatte Palardy sich deutlich an diese Begebenheit erinnert, und jetzt war es nicht anders, als er nach der Dose mit den Waffelröllchen griff, den Plastikdeckel entfernte und ihn auf den Schreibtisch legte. In der Dose befand sich nur noch etwas weniger als ein Viertel des ursprünglichen Inhalts, vielleicht zehn Röllchen. Er kramte das Lederetui aus der Tasche seines Overalls hervor, zog den Reißverschluss auf, griff nach der Einwegspritze und legte sie dann neben den Deckel der Dose. Die Spritze hatte er bereits mit der Lösung aus der Ampulle aufgezogen, die er daraufhin weggeworfen hatte. Diese Sache hier sollte ihn eine Minute kosten, maximal zwei.

*Bring's hinter dich, dachte er. Tu es einfach.*

Mit der rechten Hand fischte er eins der Waffelröllchen aus der Dose, und mit der Linken führte er die Nadel ein,

um eine winzige Dosis zu injizieren. Farblos, geruchlos, geschmacklos - der Inhalt der Ampulle würde sich unerkennbar in der Cremefüllung des Waffelröllchens verteilen.

Nachdem er die Nadel herausgezogen hatte, legte Palardy das Waffelröllchen wieder in die Dose und wiederholte das Ganze drei weitere Male.

Das sollte reichen, das musste reichen. Es war noch mehr Inhalt in der Spritze, aber er konnte es nicht ertragen, noch länger in dem Büro zu bleiben. Sein Magen fühlte sich wie ein Eisklumpen an.

Palardy schloss die Dose, verstaute die Spritze in dem Lederetui und steckte es in die Tasche.

Als er gerade die Handschuhe auszog, hörte er, dass hinter ihm die Türklinke gedrückt wurde.

Einen Augenblick lang setzte sein Herzschlag aus.

»Haben Sie es gefunden?«

Normas Stimme.

Dies war der bisher schlimmste Augenblick seines Lebens, noch schlimmer als das fürchterliche letzte Treffen mit Quiros. Zwischen Schuldgefühlen und Entsetzen hin- und hergerissen, erstarrte sein ganzer Körper, und sein in Wallung geratenes Blut drohte ihn erröten zu lassen.

Irgendwie schaffte er es, absolut reglos stehen zu bleiben, so dass sein Körper seine Hände verbarg, bis er die Handschuhe abgestreift und sie in die Tasche gestopft hatte.

Dann wandte er sich Norma zu, die sich durch die offene Tür in den Raum lehnte.

»Nein«, antwortete er. Nervös bemerkte er, dass er seine äußere Erscheinung nicht überprüft und sich nicht vergewissert hatte, dass die Handschuhe nicht aus seiner Tasche hervorlugten. Er fragte sich, ob sie sie sehen konnte. »Ich habe nichts gefunden.«

Eine Sekunde lang studierte die Sekretärin seinen Gesichtsausdruck. Dann zuckte sie die Achseln. »Tut mir Leid, mein Guter. Gucken Sie nicht so beunruhigt drein. Ich bin sicher, dass sich Ihr Dingsbums schon wieder finden wird.«

*Sie hat nichts gemerkt, dachte er, danke, Gott, sie hat nichts gemerkt.*

Er nickte. »Ja. Wahrscheinlich komme ich fürs Erste auch ohne das Ding aus.«

Da zirpte das Telefon auf ihrem Schreibtisch. »Besser, wenn ich den Anruf entgegennehme«, sagte sie, während sie ihren Kopf bereits wieder zurückzog. »Hoffentlich macht es Ihnen nichts aus, dass ich Sie nicht hinausbegleiten kann. Ich werde den Leuten von der Reinigungskolonie sagen, dass sie die Augen offen halten sollen.«

Palardy atmete auf und strich mit schwitzenden Handflächen seinen Overall glatt. Die Handschuhe waren nicht zu sehen - Norma hatte nichts mitgekriegt. Alles war in Ordnung.

Einen Augenblick später ging auch er ins Vorzimmer und winkte Norma lächelnd zu, als er an ihrem Schreibtisch vorbeiging. Dann fuhr er mit dem Lift nach unten.

Auf wackligen Beinen bewegte er sich durch eine Welt, die für ihn nie wieder dieselbe sein würde wie früher.

»Hallo, Ash«, sagte Gordian in den Hörer des Telefons auf seinem Schreibtisch. »Bist du sicher in Los Angeles gelandet?«

»Ja, alles in Ordnung«, bestätigte sie. »Ich rufe über mein Handy aus dem Ankunftsterminal an, damit du nicht weiter auf deinen Fingernägeln herumkauen musst.«

Gordian lächelte. Seit fast vier Jahrzehnten flog er selbst, von Air-Force-Bombern bis hin zu seinem privaten Learjet. Diese langjährige Erfahrung hatte aus ihm einen fast unerträglichen, besserwisserischen Kopiloten gemacht, und er war noch gereizter, wenn seine Frau oder seine Kinder mit einem Flugzeug flogen, in dem ein anderer Pilot im Cockpit saß.

*Erwachsene* Kinder, ermahnte er sich selbst.

»Hattest du einen angenehmen Flug?«

»Hätte nicht angenehmer sein können«, antwortete Ashley. »Wie geht's im Büro zu?«

»Nicht ganz ohne Turbulenzen«, sagte Gordian. »Ich

komme gerade in mein Büro zurück, nachdem ich von einer dieser Turbulenzen aufgehalten worden bin. Kennst du Mark Debarre, den Marketing-Vize?»

»Na klar. Ein netter Mann.«

»Normalerweise schon. Aber du hättest sehen sollen, wie er heute auf der Verkaufskonferenz die Zähne gefletscht hat. Fast hätte er einen dieser Typen aus der Werbeabteilung gebissen. Sie haben darüber gestritten, ob diese Computerkioske zum Herunterladen von Informationen *Infopods* oder *Datapods* genannt werden sollten.«

Sie lachte.

Selbst aus einer Entfernung von mehreren hundert Meilen wärmte ihn ihre Stimme. Es war, als könnte man einen Sonnenstrahl hören.

»Und für welchen Namen hat Mark plädiert?»

»Für den Ersteren.«

»Und du?»

»Ich bin hin- und hergerissen.«

»Hm. Ich werde über das Wochenende darüber nachdenken und dir dann meine Meinung mitteilen, falls sie dich interessieren sollte.«

»Das tut sie.«

»Dann werde ich mir die Sache durch den Kopf gehen lassen«, antwortete sie. »In der Zwischenzeit werden Laurie, Anne und ich unsere eigene Marketingkonferenz abhalten, während wir auf unser Gepäck warten. Wir wollen unbedingt die leichtgläubigsten und beeinflussbarsten Konsumenten überhaupt werden.«

Lächelnd griff Gordian in die Dose mit den Waffelröllchen, fischte eins heraus und ließ es in die Kaffeetasche auf seinem Schreibtisch gleiten. Ashley verbrachte noch vor dem Thanksgiving-Feiertag gemeinsam mit ihren Schwestern ein Shopping-Wochenende in Los Angeles, und dieses luxuriöse Spektakel fiel jedes Jahr größer und kostspieliger aus - offensichtlich mit Absicht.

»Habe ich da etwas von *Gepäck* gehört?«, fragte Gordian. »Da du nur für zwei Tage weg bist, war ich der Meinung, dass ein Handkoffer ausreichen würde.«

»In den Koffern wird die Beute nach Hause verfrachtet, mein Liebster.«

»Dann warte ich wohl doch besser, ob die Kreditkarten überzogen sind, bevor ich an das Achte Gebot und Ehebruch denke.«

»Das wäre ratsam.« Erneut lachte sie.

*Wie ein Sonnenstrahl, der die Flügel eines Schmetterlings berührt*, dachte Gordian. *Und zwar am strahlendsten Sommertag mit dem blauesten Himmel.*

»Ich sollte jetzt besser Schluss machen«, sagte Ashley nach einem Augenblick. »Wir sehen uns am Sonntagnachmittag bei Julia, okay?«

»Warum soll ich dich nicht am Flughafen abholen?«, fragte Gordian. »Wir könnten anschließend zusammen zu ihr fahren.«

»Wirklich, Gord, du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Für mich ist es leichter, einen Wagen zu nehmen.«

»Okay ...«

»Nebenbei - es könnte dem Verhältnis zu deiner Tochter nicht schaden, wenn du etwas Zeit allein mit ihr verbringen würdest. Und ich weiß, dass du gerne den Hundezwinger für Jack und Jill zu Ende bauen möchtest.«

»Ja ...«

»Dann verausgabe dich mal schön. *Ich* werde es auf jeden Fall so halten.«

Gordian zog das Waffelröllchen aus dem Kaffee, betrachtete es ruhig und tauchte es wieder in die Tasse. »Du hast gewonnen«, sagte er dann. »Amüsier dich gut. Grüße an deine kaufwütigen Schwestern.«

»Wird gemacht. Ich liebe dich.«

»Ich dich auch, Ash.«

Gordian legte auf, griff nach der Tasse, nippte und beschloss, dass der Kaffee jetzt ausreichend Haselnussaroma angenommen hatte. Das Resultat war nicht ganz so befriedigend wie jener Kaffee, der aufgrund des künstlichen Aromazusatzes einen hohen Fettanteil hatte und ihm von Ashley untersagt worden war, aber es war ein gewisser

Trost, das Waffelröllchen zu dem heißen Getränk knabbern zu dürfen.

Er biss ein Stück von dem Ende ab, das er in den Kaffee getunkt hatte, ganz wie ein Mann, der russisches Roulette spielt, aber nicht die leiseste Ahnung hat, dass er einen gespannten und geladenen Revolver in der Hand hält.

Dieses Waffelröllchen, das zweite heute, gehörte nicht zu denen, die Palardy mit der Spritze präpariert hatte.

Drei Stunden später genehmigte sich Gordian ein Waffelröllchen über seine Tagesration hinaus, als kleinen Muntermacher, weil er sich erneut das Geschrei und die Klagen seiner streitenden Führungskräfte hatte anhören müssen.

Und diesmal hatte er die Kugel erwischt.

»Haben Sie eine Idee, warum ich Sie gebeten habe, so spät an einem Freitagnachmittag hierher zu kommen?«

»Nun, Sir ...«

»Tom reicht auch«, sagte Ricci. Nach sieben Monaten ununterbrochener gemeinsamer Arbeit glaubte er, sich nicht mehr darüber klar werden zu müssen, wie er von seinen Untergebenen angesprochen werden wollte.

»Jawohl, Sir.« Nichols räusperte sich nervös. »Tom.«

Ricci blickte den jungen Mann über seinen Schreibtisch hinweg an. »Also, haben Sie?«

Der Gesichtsausdruck des Jungen wirkte verwirrt.

»Eine Idee, warum ich Sie hergebeten habe«, sagte Ricci.

»Oh.« Nichols räusperte sich erneut. »Nun, es ist Freitagnachmittag und schon spät...«

»Wie ich bereits festgestellt habe ...«

»Ja, haben Sie. Tut mir Leid, Tom ...«

Ricci rang die Hände.

»Meine Annahme war, dass Sie bis zum Ende dieser Woche gewartet haben, um zu einer Bewertung meiner Aktionen während der Trainingsübung in der letzten Woche zu kommen. Ich glaube, dass Sie mich vor Montag aus der schnellen Eingreiftruppe entlassen wollten.«

Ricci blickte ihn an. »Der Gedanke ist mir durch den Kopf gegangen«, antwortete er.

Einen Augenblick lang herrschte Stille in dem Raum. Tatsächlich war es totenstill. Es war Freitagnachmittag, und fast alle hatten sich schon ins Wochenende verabschiedet. Selbst der Korridor vor dem Büro war verwaist.

Ricci blickte auf den Federhalter, der neben seinem linken Ellbogen auf dem Schreibtisch lag, fand, dass er weiter weg liegen müsste, schob ihn zur Seite und kam dann zu der Ansicht, dass ihm die ursprüngliche Position doch besser gefiel. »Wir wissen, was bei der Stürmung des Büros schief gelaufen ist«, sagt er dann. »Wissen Sie jetzt, im Rückblick, wie wir hätten vorgehen sollen?«

Nichols nahm sich ein paar Sekunden Zeit zum Nachdenken und schien sicherer und weniger nervös zu werden. Der junge Mann hatte kurz geschnittenes blondes Haar, und mit seinen glatten Wangen hätte er auch dann keinen Ärger gekriegt, wenn er sich eine Woche lang nicht rasiert hätte. Aber unter dem Äußeren eines Schuljungen verbarg sich Härte, Konzentration. Außerdem hatte er den Körperbau eines Mannes, der mit Intelligenz trainierte, nicht nur auf körperliche, sondern auch auf geistige Fitness aus war und eher Ausdauer als Muskelprotzerei im Sinn hatte. Diese Qualitäten waren Ricci zuerst aufgefallen, als er kurzzeitig in Kasachstan mit ihm zusammengearbeitet hatte, und auch jetzt wieder, während der Ausbildung der schnellen Eingreiftruppe.

»Unsere Zielpersonen waren in dem Raum eingeschlossen«, sagte Nichols schließlich. »Außer der Tür gab es keinen weiteren Ausgang, was wir wussten. Das war ein Nachteil für sie. Ihr Vorteil bestand darin, dass sie von unserem Kommen wussten und mit der Tür einen engen und leicht zu schützenden Bereich hatten, von dem aus sie uns beobachten und unter Feuer nehmen konnten.« Er schwieg für einen Moment. »Vor und während unseres Eindringens hätten wir viele Ablenkungsmanöver starten können. Wir hätten im Nebenraum Sprengstoff platzieren oder sie mit chemischen Substanzen außer Gefecht setzen können.



Vielleicht hätten wir Zeit gehabt, von draußen Verstärkung anzufordern, und diese Teams hätten Gasgeschosse durch das Fenster feuern können. In erster Linie hätte ich aber Ihre genauen Befehle, Anweisungen und den Countdown abwarten sollen, statt vorzeitig zu versuchen, die Tür aufzubrechen.«

Der junge Mann saß kerzengerade auf seinem Stuhl und schien sich extreme Mühe zu geben, seine Verlegenheit zu kaschieren.

Das machte auch Ricci verlegen. »Bis zu dem Augenblick, als Sie mit der Handramme losgelegt haben, waren Sie einsame Spitze«, sagte er. »Als uns diese Typen überrascht haben, die die Treppe herunterkamen, haben Sie alles richtig gemacht. Bei dem Feuergefecht im Flur ebenfalls. Das waren zwei brenzlige Situationen. Was ist danach mit Ihnen passiert? Hat Sie der Adrenalinstoß überwältigt?«

Nichols errötete ein wenig. »Das stimmt nicht ganz, Sir ... Tom, Sir ...« Er schüttelte den Kopf.

»Reden Sie weiter«, sagte Ricci. »Spucken Sie's aus.«

Der junge Mann atmete tief durch. »Als Sie uns den Befehl gegeben haben, die Männer in dem Korridor zu neutralisieren, habe ich Sie sagen gehört, dass wir alles *blitzschnell* erledigen sollten.« Erneut atmete er tief durch und blickte dann Ricci an. »Das habe ich so verstanden, dass wir sofort zum nächsten Schritt übergehen und unsere Zielpersonen so schnell wie irgend möglich festnehmen sollen. Im Rückblick denke ich ... Nein, ich *weiß* es ... Ich war zu scharf darauf, es Ihnen recht zu machen und den neuen Rang zu erwerben.«

Eine Zeit lang schwieg Ricci. »Ich habe meine eigene Theorie über Fehler«, sagte er dann. »Immer lauern sie uns auf, wie versteckte Minen oder Falltüren. Bei jedem Schritt müssen wir Entscheidungen treffen, und die besten sind in der Regel diejenigen, die uns ein kleines Stück voranbringen. Schlechte Entscheidungen haben die miserable Eigenschaft, dass sie endgültiger sind und uns in die Falle führen. Das sind keine erfreulichen Aussichten.«

Ricci beäugte seinen Federhalter, schob ihn nach rechts, dann nach links, dann mehr in die Mitte des Schreibtischs. »Ich war Soldat, und ich war Bulle.« Er blickte Nichols an. »Beim Militär und bei der Polizei habe ich Typen kennen gelernt, die nicht zwischen Gehorsam und blindem Gehorsam unterscheiden konnten. Vielleicht sollte dieser Unterschied mal stärker betont werden. Man müsste den Männern zeigen, wo die Grenze zwischen beiden verläuft. Es kann eine schmale Grenze sein, scharf wie eine Rasierklinge, glitschig. Aber wenn man leben will, sollte man das Terrain genau kennen.« Er schwieg einen Augenblick. »Ich bin ihr Vorgesetzter, und meine Befehle sollten klar und deutlich sein. Sie sagen, dass meine Worte bei Ihrem Patzer eine Rolle gespielt haben. Ich werde darüber nachdenken und Ihnen eine zweite Chance geben. Aber eine dritte Chance wird es nicht geben, weil wir hier über Leben und Tod reden. Über Ihr Leben und das Ihrer Kameraden. Und in *meinem* Team reicht es als Entschuldigung nicht aus, dass man nur Befehle befolgt hat. Sie müssen Ihren Grips benutzen. Ihre ganze Urteilskraft, alles, was Sie gelernt haben, Ihr Verständnis, worum es bei dieser Mission geht. Was der Sinn unserer Truppe ist. Und Sie müssen die Grenze im Blick behalten.«

Nichols saß still auf seinem Stuhl. »Danke«, sagte er nach ein paar Sekunden unbeholfen. »Ich weiß zu schätzen, was Sie für mich getan haben. Und es tut mir Leid, dass ...«

Ricci unterbrach ihn mit einer Handbewegung und blickte auf die Wanduhr. »Gehen Sie nach Hause«, sagte er. »Es ist Freitagnachmittag, das Wochenende ruft.«

»Jawohl, Sir.«

Ricci blickte ihn an, öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Dann sah er wieder auf seinen Federhalter, um ihn erneut über den Schreibtisch zu schieben.

Nichols stand auf und verließ das Büro.

### 13.

#### *Kalifornien/Virginia* *13. November 2001*

Am Sonntagmorgen erwachte Roger Gordian mit dem Gefühl, gegen eine üble Erkältung ankämpfen zu müssen.

Sicherlich war er gestern nicht ganz auf dem Damm gewesen, aber er hatte das der Ermüdung durch die Arbeit zugeschrieben. Im Büro hatte er während der letzten Woche mehr als üblich zu tun gehabt, aber das war der vorhersehbare Stress, mit dem man rechnen musste, wenn man Chef eines in siebenundzwanzig Ländern auf fünf Kontinenten aktiven Unternehmens war. Und dann war am Freitag noch die schwierige Marketingkonferenz hinzugekommen. Außerdem hatte er Tom Ricci genau im Auge behalten müssen, der im Trainingscamp in New Mexico seine Kriegsspiele dirigierte. Wenngleich ihre endgültige Entscheidung in dieser Frage Ricci frustriert hatte, hielt Gordian die Leistungen seiner Männer doch für außergewöhnlich. Dass am Schluss etwas schief gelaufen war, erschien Gordian angesichts ihrer gesamten Arbeit und der Tatsache, dass sie aus dem Irrtum Lehren ziehen würden, als nicht so wichtig. Warum hielt man vorbereitende Manöver ab, wenn nicht aus dem Grund, Fehler zu finden und zu korrigieren?

Es war eine lange, erschöpfende Woche gewesen. Und jetzt, während Ashley in Los Angeles an den Kassen der Geschäfte Geld verprasste, kam ihm die Woche unvollständig vor, als würde an ihrem Ende etwas fehlen. Wenn sie weg war, war das Haus kein richtiges Zuhause, es wirkte stiller, die Zimmer erschienen ihm größer und leerer. Manchmal konnte Gordian gar nicht glauben, wie viel Zeit sie voneinander getrennt gelebt hatten, bevor ihm die Schwierigkeiten in ihrer Ehe vor ein paar Jahren die Augen geöffnet hatten.

Außerdem hatte er sich - trotz der häufigen Spannungen - zugegebenermaßen daran gewöhnt, Julia in der

Nähe haben. Aber jetzt schien sie mit ihrem neuen Zuhause sehr zufrieden zu sein, und das erfreute auch ihn, wenngleich er es auf etwas eigensüchtige Weise vermisste, sie übertrieben väterlich behandeln zu können und nicht mehr ihre liebenswert lästigen Windhunde im Schlepptau zu haben.

Nachdem er am Freitag zeitig ins Bett gegangen war, hatte Gordian den größten Teil des Samstags mit einem Kriminalroman verbracht, weil er für irgendeine andere Tätigkeit nicht die nötige Energie aufbringen konnte. Als er sich das von Ashley vorgekochte Chili aufwärmte, das sie für ihn in den Eisschrank gestellt hatte, vermochte dessen Duft seinen Appetit nicht anzuregen, und er stellte sich selbst die Diagnose, dass er sich so erschöpft und einsam wie ein von seinem Schwärm getrennter Vogel fühlte. Es war niemand da, der ihm Aufmerksamkeit schenkte. Keine gefräßigen Hunde, die an seinem Teller herumschnüffelten. Nicht einmal seine Tochter, deren bohrende Blicke ihm sonst immer zu verstehen gaben, dass er nichts richtig machte.

Nachdem er ohne Begeisterung einen halben Teller Chili gegessen hatte, nahm er sich wieder seinen Krimi vor. Um herauszufinden, wer wen aus welchem Grund ermordet hatte, wollte er noch die letzten zwei Kapitel lesen, dann duschen und anschließend ins Bett gehen. Aber nach etwa zehn oder fünfzehn Minuten waren seine Augen ermüdet, und er beschloss, seine zweite wilde Nacht als Jungeselle sofort mit der Dusche und dem Gang ins Bett einzuläuten. Er hatte ja sowieso vor, am nächsten Morgen zu Julia zu fahren, um den Hundezwinger weiter zu bauen. Obwohl er die Posten bereits gesetzt hatte und die Bretter schon auf dem Holzplatz zurechtgeschnitten worden waren, würde es anstrengend werden, auch nur eine Seite des Zauns mit den Bastmatten fertig zu stellen. Insgeheim hoffte er, am Nachmittag eine zweite Schicht einlegen zu können.

Als er aus dem Sessel in seiner Bibliothek aufstand, verspürte Gordian einen Anflug von leichter Benommenheit.

Nach ein paar Augenblicken war alles wieder vorbei, aber er dachte erneut nur daran, dass er von einer harten Woche erschöpft war, wenn auch vielleicht stärker, als er vermutet hatte. Ein paar zusätzliche Stunden Schlaf würden ihm gut tun.

Aber er schlief nicht tief, sondern nur unruhig. Wann immer er sich mit einem unbehaglichen Gefühl bewegte, um auf die Uhr mit der beleuchteten Anzeige auf seinem Nachttisch zu blicken, war nur eine kurze Zeitspanne verstrichen, seit er zum letzten Mal die Augen geschlossen hatte. Zwanzig Minuten, vierzig, nie mehr als eine Stunde.

Ungefähr um zwei Uhr morgens wachte Gordian dann frierend und schwitzend auf. Wenn er schluckte, tat seine Kehle weh, und er empfand einen dumpfen Schmerz hinter den Augen. Seine Arme und sein Rücken waren steif. Was auch immer nicht mit ihm stimmen mochte - um Erschöpfung schien es sich nicht zu handeln.

Er setzte sich auf, das Kopfkissen im Rücken, und zog seine Knie an die Brust, in der Dunkelheit zitternd. Sein Mund war ausgetrocknet, die Steifheit seiner Muskeln hatte sich in einen pochenden Schmerz verwandelt, und auch der Magen tat ihm weh. Nach einer Weile ging er ins Badezimmer, um ein Glas Wasser zu trinken. Das plötzlich aufflackernde, grelle Licht verstärkte den Schmerz hinter seinen Augen, und er musste mit dem Dimmer die Helligkeit regulieren, bevor er sein Glas füllte.

Während er so vor dem Waschbecken stand, kam ihm die Idee, dass ihm vielleicht zwei Aspirin helfen könnten. Er griff nach der Flasche mit den Tabletten, die im Medizinschrank stand, schüttelte zwei in seine Hand und spülte sie mit Wasser hinunter. Dann fiel sein Blick auf das Thermometer. Er sollte seine Temperatur messen. Wenn Ashley zu Hause gewesen wäre, hätte sie darauf bestanden. Aber wenn er Fieber hatte, musste er seinen Besuch bei Julia wahrscheinlich absagen, und er hatte sich darauf gefreut, sie zu sehen und mit dem Hundezwinger voranzukommen. Außerdem würde er dort Ashley mit ihren von Einkäufen überquellenden Koffern treffen, von denen

jeder fraglos eine Tonne wiegen würde. Sie zählte darauf, dass er die Einkäufe in den Kofferraum verfrachten und sie nach Hause chauffieren würde. Das fehlte gerade noch, dass er krank und für alle anderen nutzlos war.

Gordian beschloss, seine Temperatur zu messen, wenn sich sein Zustand am Morgen immer noch nicht gebessert hatte. Nun, *später* am Morgen, dachte er angesichts der Uhrzeit.

Und tatsächlich fühlte er sich langsam besser, als er sich wieder ins Bett legte. Er fror nicht mehr so stark, und die Muskelkrämpfe ließen etwas nach. Vielleicht hatte er sich einen Vierundzwanzig-Stunden-Bazillus eingefangen, dessen Wirkung jetzt den Höhepunkt überschritten hatte. Oder es lag an den Aspirin-Tabletten.

Ungefähr um halb drei schlief Gordian ein. Er wachte erst vier Stunden später wieder auf, als der Wecker ging.

Der Sonntag war ein warmer und strahlend klarer Tag. Das goldene Sonnenlicht, das durch das Schlafzimmerfenster strömte, fiel auf sein Gesicht, und Gordian kam der Gedanke, dass er das Fieberthermometer vielleicht gar nicht benutzen musste. Zwar tat ihm der untere Rücken noch weh, und er hatte auch leichte Schluckbeschwerden, aber es gab keinerlei Anzeichen von Fieber oder Übelkeit.

Er stand auf, ging in die Küche, um die Kaffeemaschine zu füllen, und beschloss dann, dass es vielleicht klüger wäre, Tee zu trinken. Mit der Teetasse setzte er sich auf die verglaste Veranda, von wo aus er Ashleys Obstgarten am Hang sehen konnte. Er schlürfte seinen Tee, sog den nach Rosen duftenden Wind ein. Das war das perfekte Wetter, um im Freien zu arbeiten. Er würde den Tee austrinken und abwarten, wie er sich dann fühlte. Anschließend konnte er entscheiden, ob er bei seinen Plänen bleiben würde.

Was immer ihn auch in der letzten Nacht heimgesucht haben mochte, um acht Uhr glaubte Gordian, sich davon erholt zu haben. Es machte keinen Sinn, wenn er sich selbst als Kranken sah. Er würde an dem Hundezwinger bauen,

langsam und ohne Hektik. Vielleicht würde er etwas weniger schaffen, als ihm recht gewesen wäre. Schon immer war er der Ansicht gewesen, dass maßvolle körperliche Betätigung ein besseres Heilmittel gegen Erkältung war, als zu Hause im Bett zu liegen.

In der Küche spülte Gordian Tasse und Untertasse ab und dachte daran, dass er vielleicht einen Happen essen sollte, bevor er sich auf den Weg nach Pescadero machte. Aber er hatte keinen Appetit. Während er auf das Badezimmer zuing, um ein weiteres Mal schnell unter die Dusche zu springen, riet ihm eine innere Stimme, dass ein Mann, der sich noch vor ein paar Stunden ziemlich krank gefühlt und einen langen, aktiven Tag vor sich hatte, nicht das Frühstück ausfallen lassen sollte. Aber er war sicher, dass sich der Appetit schon einstellen würde, wenn er erst einmal bei Julia war. Dort konnte er sich Toasts machen und ihren Zorn auf sich ziehen, indem er Jack und Jill ein paar Bissen abgab. Ganz wie in den alten Zeiten.

Jetzt wollte er nur schnell duschen und sich dann anziehen. Er konnte es kaum abwarten, dass es endlich losging - und was die Krankheit anging, so schien er das Schlimmste tatsächlich überstanden zu haben.

»Ich frage mich, ob es richtig ist, dass wir unter diesen Umständen Angelegenheiten des FBI diskutieren, Megan.«

»Stört dich meine Nähe? Ich kann mich ja auf die andere Seite setzen. Keine strafbaren Handlungen mehr.«

»Es ist nicht die Nähe an sich ...«

»Was findest du dann so fragwürdig? Dass wir zusammen ein heißes Bad nehmen? Die Vorstellung, dass man Geschäftliches nur in steril eingerichteten Büros besprechen kann, ist antiquiert, und das ist nicht nur meine Meinung. Eine Million wissenschaftlicher Studien *beweist* - und zwar auf empirischer Grundlage -, dass eine entspannende und stimulierende Umgebung der richtige Ort für geschäftliche Besprechungen ist...«

»Komm schon, hilf mir hier raus ...«

»Ich versuch's, Bob. Was hat das FBI deiner Meinung

nach vor, wenn wir einmal von dieser Überschneidung von Regierungs- und Privatangelegenheiten absehen?»

»Vergiss das FBI. Wir sind beide *nackt*, oder ist dir das noch nicht aufgefallen? Und ich habe nicht die Absicht, das Thema zu erörtern, wie sich in den letzten paar Tagen unser Berufs- und Privatleben überschneiden hat.«

Megan lächelte. »Erörtere es, so lange es dir gefällt.«

Ihre smaragdgrünen Augen trafen seine grauen.

Lang blickte sie sprachlos an.

Sie saßen Schulter an Schulter auf der gewundenen Bank des heißen Wannenbads, und der Dampf stieg in Fetzen und Schnörkeln in die kühle Luft des Shenandoa-Tals auf. Über und hinter dem Sichtschutz, der den Balkon ihres Zimmers und ihre nackten Körper in der Badewanne vor den Blicken ihrer Gastgeber und der anderen Wochenendurlauber des Hotels in Virginia abschirmte, erstreckte sich jenseits des Tals die bewaldete Allegheny-Berglandschaft mit ihren herbstlich gefärbten Laubbäumen, deren zimtfarbene Brauntöne sich von den hier vorherrschenden dunkelgrünen Kiefern abhoben.

»Bob?«

»Ja?«

»Du wirkst abwesend.«

Lang seufzte. »Das ist mein Problem.« Dann schwieg er eine Zeit lang. »Meiner Ansicht nach könnte es unziemlich sein, dass du eine wichtige berufliche Frage an mich richtest, während wir hier doch sehr stark von unserer außerberuflichen Beziehung in Anspruch genommen sind. Du fragst mich in meiner Eigenschaft als Chef des Washingtoner FBI-Büros. Und ich versuche, die bestehenden Sicherheits- und Geheimhaltungsstufen zu vergessen oder sie großzügiger zu interpretieren, um UpLink International Zugang zu Dateien mit Untersuchungsergebnissen zu verschaffen, die nur bestimmten Leuten zugänglich sind.«

Sie zuckte die Achseln. »Als ich dich darum gebeten habe, waren wir beide vollständig angezogen. Keiner von uns hatte den anderen zu diesem Zeitpunkt jemals nackt



gesehen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben - ich hatte noch nicht einmal darüber nachzudenken begonnen, dass es eines Tages so sein könnte, obwohl mich diese Vorstellung einst in einer dunklen und einsamen Nacht heimsucht hat.«

Lang schüttelte den Kopf. »Sei ehrlich«, sagte er. »Das scheint mir doch zumindest einen Anflug von Unschicklichkeit zu haben.«

»Natürlich«, antwortete sie. »Aber glaubst du wirklich, dass ich mit dir geschlafen habe, um deine Objektivität zu benebeln, deine Integrität zu kompromittieren oder um die nationale Sicherheit zu gefährden? Welche Vorstellung dich auch immer beunruhigen mag ...«

»Das ist lächerlich ...«

»Und glaubst du etwa, dass ich nicht mehr mit dir schlafen würde, falls du uns den Zugang zu der Datenbank verwehren würdest?«

»Nein, natürlich nicht...«

»Warum hilfst du mir dann nicht, die Sache auf die Reihe zu kriegen?«, fragte Megan. »Gib mir eine rationale Erklärung dafür, dass du immer weniger geneigt warst, den Zugang zu den Datenbanken freizugeben, je näher wir uns kennen gelernt haben. Und da wir beide wissen, wer wir sind, sehe ich nicht, warum einer von uns wegen einer Nummer im Bett seine Prinzipien verletzen sollte.«

»Oder wegen einer Planscherei in den Badewanne«, sagte Lang. »Ich weiß es nicht. Vielleicht habe ich keine klare und vernünftige Antwort für dich parat. Aber ich habe mein Privatleben und meine Verantwortung gegenüber dem FBI immer voneinander getrennt. Die Vermischung dieser Sphären ist neu für mich. Das steht nicht mehr im Einklang mit meiner Maxime.«

»Würdest du lieber deine Kontakte zu Frauen aus Bars und Nachtclubs einschränken?«

Er blickte sie an. »Das ist jetzt ein bisschen unfair.«

Megan schüttelte den Kopf, und ihr Gesichtsausdruck war todernst. »Unfair ist, dass du unserer Beziehung Grenzen setzt, weil du Angst hast, irgendeine künstlich kon-

struierte Maxime in Frage zu stellen«, sagte sie. »Erwachsene Menschen begegnen sich nun einmal während der Arbeit, dort lernen sie sich näher kennen, und zwar ohne Rücksicht auf abgedroschene Grundsätze. Ich sehe nicht, was daran falsch ist, und ich begreife auch nicht, warum unsere enge Beziehung plötzlich eine Mata Hari und einen Benedict Arnold aus uns machen sollte.«

Er schwieg. Sie saßen reglos nebeneinander, während der vom Sonnenlicht durchströmte Dampf in die kühle Luft aufstieg.

Dann legte Megan den Kopf in den Nacken und blickte zum Himmel auf. »Zum letzten Mal«, sagte sie nach einiger Zeit. Noch immer starrte sie in den Himmel. »Meine Gefühle dir gegenüber basieren nicht darauf, ob du UpLink International den Weg zu den Datenbanken freimachst. Aber ich habe meine eigenen beruflichen Verpflichtungen. Gordian wird sich mit einer negativen Antwort nicht zufrieden geben, und er hat die besten Beziehungen, vom Präsidenten an abwärts. Mir wäre es lieber, wenn wir dich nicht umgehen müssten. Und wenn es doch so sein sollte, hoffe ich, dass du das verstehst und dass uns das nicht auseinander bringen wird. Das wäre überflüssig und würde mich trauriger machen, als ich es im Moment auch nur ausdrücken kann.«

Schweigen.

Lang blickte auf die braunen und grünen Bäume der Berge in der Ferne. »Sag Gordian, dass ich ihm meine Entscheidung bis zum Ende der Woche mitteilen werde«, sagte er schließlich.

Megan nickte, ohne ihren Blick vom Himmel abzuwenden.

Er wandte sich zu ihr, beobachtete ein paar Sekunden lang ihr Gesicht. »Manchmal muss es schwer sein, eine starke Frau zu sein«, sagte er.

Jetzt blickte sie ihn wieder an. »Manchmal schon.«

Lang beugte sich vor, küsste ihre Schulter, strich dann mit seinen Lippen über ihren Hals, ihr Kinn, das weiche Fleisch unter ihrem Ohr. Er liebte ihr Gesicht, strich mit

den Fingerspitzen ihr Haar zurück, sah ihre helle Gänsehaut.

»Bleiben wir noch eine Weile«, flüsterte er, während er seinen Arm um ihre Taille schlang, um sie näher an sich heranzuziehen. Dann küsste er ihre Wangen, ihre Mundwinkel. »Ich bin zu allem bereit.«

Megan stöhnte leise, öffnete ihre Lippen. »Lass es uns tun«, antwortete sie heiser. »Jetzt sofort.« Sie küsste ihn und lächelte, während sich ihre Lippen und Zungen trafen. Ihre Hand glitt unter Wasser über seinen Körper, fand, was sie suchte, streichelte ihn immer schneller. Längs Hand bewegte sich über ihre Hüfte, den Ansatz ihres Oberschenkels, rutschte tiefer, und dann berührte er sie und passte sich ihrem Rhythmus an. Noch immer blickten sie sich an, pressten ihre Körper aneinander, im Einklang ihrer Bewegungen vereint ...

Sie vergaßen alles um sich herum, hier, auf dieser Terrasse, in dem heißen Wasser, unter dem grenzenlosen blauen Himmel.

In gewisser Weise hatte Gordian Recht, dass der Bau des Hundezwingers eine therapeutische Wirkung auf ihn hatte. Ihm war klar, das ein Arzt ihm dies nicht gestattet, ja vielleicht sogar strikt verboten hätte. Aber er fühlte die Wärme der Sonne auf dem Rücken und roch den wunderbaren Duft des gemähten Grases und der umgegrabenen Erde. Die harte körperliche Arbeit half ihm, den größten Teil des Tages gut zu überstehen.

Jetzt stand Gordian im Garten des Hauses seiner Tochter, beobachtete seine Arbeit und nickte anerkennend. Er hatte etliche technologische Durchbrüche vorbereitet und sich seine Erfindungen patentieren lassen, war ein Pionier der Kommunikationstechnologie, die Regierungsstrukturen und Wirtschaftssysteme verändert hatte. Aber sein Stolz auf diese Errungenschaften war nie so groß gewesen wie die Befriedigung, die er empfand, wenn er irgendetwas aus Holz gebaut hatte, mit ein paar Nägeln, Schrauben und Werkzeugen.

Dieses Gefühl war heute noch genauso stark ausgeprägt wie damals, als er als Dreizehnjähriger in Racine in Wisconsin ein Baumhaus zusammengezimmert hatte. Es entspannte ihn, Werkzeuge und Baumaterialien vorzubereiten - das gab ihm die Möglichkeit, seine Gedanken zu ordnen. Er genoss es, wenn einem guten Plan eine Reihe sorgfältig und methodisch bedachter Arbeitsschritte folgten, die innerhalb einer relativ kurzen Zeitspanne zu sichtbaren Ergebnissen führten. Und er genoss die direkte Verbindung zwischen aktiver handwerklicher Arbeit und dem Resultat, besonders dann, wenn die Arbeit einem geliebten Menschen gewidmet war.

Zwar war es ein gewisser Dämpfer, dass er in diesem Fall dieser speziellen Person auf unerklärliche Weise auf die Nerven ging, aber er hatte das schon fast als unumstößliche Tatsache akzeptiert.

Gordian nahm seine Schutzbrille ab, befestigte sie an seinem Gürtel für die Werkzeuge und wischte sich dann mit seinem T-Shirt den Schweiß von der Brust und aus den Achselhöhlen. Er war eindeutig nicht hundertprozentig fit. Er atmete schwer, seine schmerzende Kehle beunruhigte ihn, und während der letzten paar Stunden hatte ihm ein rauher Husten zu schaffen gemacht. Häufig hatte er einen Schmerz zwischen den Schulterblättern und weiter unten am Rücken gespürt, der ihn daran erinnerte, es besser nicht zu übertreiben. Aber die warme Sonne war großartig. Und die leichte Benommenheit und das Zittern, die ihn in der letzten Nacht heimgesucht hatten, waren nicht wieder aufgetreten. Um Ärger zu vermeiden, hatte er Julia nichts davon erzählt. Mit Sicherheit hätte sie überreagiert und ihn in einen Gartenstuhl verfrachtet, wo er dann den restlichen Nachmittag damit verbracht hätte, Fliegen und Moskitos totzuschlagen.

*Nein, danke*, dachte Gordian. Er konnte selbst entscheiden, wann er genug gearbeitet hatte. Das war das Vorrecht eines Vaters.

Nachdem er sich den Schweiß von der Stirn und aus den Augenwinkeln gewischt hatte, steckte er den kabello-

sen, leistungsstarken Bohrer in das Holster an seinem Gürtel und betrachtete mit vor der Brust verschränkten Armen seine bisherige Arbeit. Die Konstruktion der Seitenwände mit den Zwischenräumen zwischen den Brettern war arbeitsaufwändiger, aber so strömte der Wind zwischen den Brettern hindurch, und der Zwinger würde selbst den schlimmsten Küstenwinden standhalten. Und es gab Öffnungen, durch die die Hunde hinausspähen konnten.

Der rechteckige Hundezwinger sollte gut dreieinhalb mal zwei Meter groß sein, die horizontal angebrachten Sperrholzbretter etwa einen Meter zwanzig lang - wenn sie länger wären, wäre die Stabilität des Ganzen gefährdet. Gordian hatte mit der ersten Seitenwand begonnen, indem er im Abstand von etwa einem Meter zwanzig vier Pfosten eingesetzt hatte. Nachdem er bei seinem letzten Besuch die Maße des Hundezwingers mit einem Maßband überprüft, dann provisorische Pfähle gesetzt und eine Schnur gespannt hatte, hatte er heute die erste Reihe von Löchern für die Posten gegraben, ihren Boden mit Kies gefüllt und dann mit einem schweren Holzhammer die Pfähle in die Erde getrieben. Wiederholt hatte er mit einer Wasserwaage seine Arbeit überprüft und zur Korrektur Erde in die Löcher gefüllt. Das alles war anstrengend gewesen, und er war ins Schwitzen geraten und dreckig geworden. Trotz der Handschuhe hatte er zwei oder drei Blasen davongetragen. Aber das hatte ihn alles nicht gestört, weil er von Anfang an gewusst hatte, dass dies keine leichte Arbeit war.

An diesem Morgen hatte Gordian die Arbeit dort wieder aufgenommen, wo er beim letzten Mal aufgehört hatte. Von unten nach oben und von links nach rechts hatte er die horizontalen Bretter an den Pfosten angebracht. Jetzt blickte er auf die Lücke zwischen den letzten beiden Pfosten. Wenn diese geschlossen war, wäre eine ganze Seite des Hundezwingers fertig und das erreicht, was er sich für diesen Nachmittag vorgenommen hatte. Nun, zumindest fast, aber der Rest würde ihm leicht von der Hand gehen, und er konnte Julia bitten, ihm dabei zu helfen, bevor er nach Hause fuhr.

Nach einem weiteren kurzen Hustenanfall räusperte Gordian sich, aber es stieg kein Sekret in seine Mundhöhle. Danach war er etwas außer Atem. Es war eine seltsame Erfahrung, diese Kurzatmigkeit, der ausgetrocknete Mund. Aber es gab keinerlei Anzeichen von Flüssigkeits- oder Schleimbildung, den üblichen Symptomen einer Erkältung. Nicht einmal seine Nase lief. Es war, als ob er Gipsstaub geschluckt hätte und ihn nicht mehr aus seinen Lungen herauskriegen würde.

Weil er Angst hatte, dass Julia seinen letzten Hustenanfall gehört haben könnte, warf er verstohlen einen Blick über die hintere Terrasse des Hauses. Glücklicherweise war sie mit den Thunfisch- und Schwertfischstücken auf dem Gasgrill beschäftigt. Als Ashley am Telefon mitgeteilt hatte, dass ihr Wagen am Flughafen eingetroffen war, hatte Julia hektisch begonnen, das Abendessen vorzubereiten. Vielleicht zu hektisch. Bei leichtem Verkehrsaufkommen würde die Fahrt vom San José International Airport ungefähr eine Stunde dauern. Aber am Sonntagabend standen die Autos der Kunden der Einkaufszentren auf dem Highway I gewöhnlich Stoßstange an Stoßstange. Kurz vor Thanksgiving konnte man sogar darauf wetten. So sehr er sich auch auf das Wiedersehen mit seiner Frau freute - bis zu ihrer Ankunft würde es nach Gordians Schätzung noch gut vierzig Minuten dauern. Wie jeder andere wusste auch Julia über die Verkehrssituation im Bereich der Bucht Bescheid. Außerdem würde Ashley sich vor dem Abendessen noch eine Weile entspannen wollen.

Gordian seufzte. Vielleicht war er ja überempfindlich, aber er glaubte, dass Julias Konzentration auf das Barbecue eine Entschuldigung dafür war, dass sie ihn - vorsätzlich - ignorierte. Was immer seine Tochter auch beunruhigen mochte, ihr Gefühlszustand offenbarte sich stets am ehesten durch ihre Versuche, ihn zu verbergen. Dann schien sie sich ruhig nur ihren Pflichten und Plänen zu widmen, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen und alle und alles um sich herum an den Rand zu drängen. Das

war eine entnervende Eigenschaft, die Gordian mühelos erkannte, da Julia ja seinen Namen trug und sie von ihm geerbt hatte.

Unglücklicherweise verhalf ihm diese Erkenntnis aber nicht im Mindesten zu einer Vorstellung, wie er mit dem Verhalten seiner Tochter umgehen sollte. Einerseits gefiel es ihm überhaupt nicht, auf diese Art und Weise ignoriert zu werden, weil er auf eine Chance gehofft hatte, das Verhältnis zu Julia wieder etwas enger zu gestalten. Das hatte auch Ashley angedeutet. Andererseits wollte er nicht, dass Julia ihn zu genau beobachtete und merkte, dass er nicht gerade bei bester Gesundheit war. Gab es keinen Mittelweg, der alle zufrieden machte?

Gordian blickte über den Hof auf das Haus, und nach ein paar Sekunden merkte er, dass Jack und Jill ihn anscheinend dafür entschädigen wollten, dass seine Tochter ihm die kalte Schulter zeigte. *Gute Hunde*. Sie waren am Geländer der Veranda angebunden, in gebührender Entfernung von allem Essbaren. Jetzt fixierten sie ihn mit ihren braunen, neugierigen Augen auf ihre nervöse und fragende Weise, die Ohren wie drehbare Antennen zu ihm gewandt. Gordian hatte einmal gehört, dass man bei Windhunden >nur auf den Knopf zu drücken< brauche, um sie aus ihrem Phlegma zu reißen.. Das war eine Anspielung auf ihre Angewohnheit gewesen, stundenlang reglos und still dazuliegen und mit einem komisch beunruhigten Blick ihre Herrchen zu beobachten, dann aber blitzartig aufzuspringen und loszurennen, wenn es an der Zeit fürs Futter oder einen Spaziergang war. Gordian hatte betrübt erfahren müssen, dass dieses spezielle Verhalten daher stammte, dass solche Hunde jahrelang in den bei Hunderennen üblichen Hütten eingekerkert wurden, in denen sie kaum stehen oder sich drehen konnten, von Kontakten zu Artgenossen ganz zu schweigen. Die Folge war, dass sie gleichsam zu sozialen Außenseitern wurden, die sich ihrer eigenen Stellung unsicher waren und nie wirklich wussten, was von ihnen erwartet wurde oder wie sie sich verhalten sollten.

Deshalb waren sie permanent wachsam, ganz unterdrückte Energie. Und immer warteten sie darauf, dass sie jemand beruhigte.

*Eine traurige Geschichte*, dachte Gordian. Aber dank seiner Tochter und der Bürgerinitiative für die Befreiung der Windhunde hatte sich für diese Tiere sehr viel geändert. Und für diese beiden speziellen Exemplare würde sich noch mehr ändern, wenn ihr neuer Zwinger fertig war und sie draußen nach Herzenslust herumtollen konnten.

Er wandte sich um, um sich wieder mit dem Hundezwinger zu beschäftigen. Von den vierzig Brettern, die er heute Morgen bereitgelegt hatte, lagen nur noch etwa zehn ordentlich auf dem Rasen. Jetzt zeichnete sich definitiv das Ende des Tagwerks ab, und er konnte es kaum abwarten, die restlichen Bretter anzubringen.

Aber als er sich gerade bückte, um ein paar Bretter hochzuheben, überkam ihm wieder diese Benommenheit, und ihm wurde abwechselnd heiß und kalt. Sein Herz flatterte unregelmäßig und begann dann heftig zu pochen.

Er atmete ein paar Mal tief durch, und das raue Rasseln in seiner Kehle war alles andere als angenehm, aber er fühlte sich bald wieder etwas besser und bemerkte, dass das Pochen seines Herzens nachließ.

Nach ein paar Sekunden war der Anfall vorbei. Gordian kniete sich auf den Rasen. Jetzt war sein Kopf wieder klar. Trotzdem konnte es so nicht weitergehen, er musste sich untersuchen lassen. Morgen früh würde er den Arzt anrufen und versuchen, noch am selben Tag einen Termin zu bekommen. Er war so zuversichtlich wie eh und je, dass ihn nichts Ernsthafteres als eine Erkältung plagte, vielleicht auch eine Grippe. Trotzdem musste er sich ein wenig mehr darum kümmern.

Als er über die Veranda blickte, sah er, dass Julia noch immer die Fischstücke auf ihrem Grill wendete. Die kleine Episode war ihr entgangen. Umso besser. Gordian hatte sich erholt und glaubte, die restlichen Bretter in höchstens zwanzig Minuten anbringen zu können. Er würde die Lücke schließen und dann Feierabend machen. In einem Gar-



tenstuhl würde er entspannt die Sonne genießen und auf Ashley warten.

Er hievte die Hälfte der Bretter hoch, schleppte sie zu den Posten und kauerte sich nieder, um das unterste zu befestigen.

Dann griff er nach dem Bohrer, überprüfte, ob der Schraubenzieheraufsatz fest in der Spannvorrichtung saß, setzte die Schutzbrille auf und kramte in seiner Hosentasche nach einer Schraube.

Das leistungsstarke Werkzeug rammte die Schraube mühelos in das Holz, und der laute Motor schreckte die Vögel in den nahen Bäumen auf. Dieses Brett ließ sich problemlos anbringen, aber als Gordian nach dem nächsten griff und gerade wieder auf den Knopf des Bohrers drücken wollte, hörte er seine Tochter rufen: »Dad!«

Über die Schulter sah er, dass sie über den Rasen auf ihn zukam. Sie trug eine schwarze Capri-Hose, Sandalen und eine ärmellose blaue Bluse, die die Taille frei ließ und perfekt zu ihrer Augenfarbe passte - und zu Gordians Augen, wenn ihm das in diesem Augenblick auch nicht auffiel.

Was ihm auffiel, war ihr angespannter, aber kontrollierter Gesichtsausdruck und die übertriebene Lässigkeit ihres Gangs.

Er kreuzte die Arme vor der Brust, als sie bei ihm ankam.

»Zeit für eine Pause. Wir werden gleich essen«, sagte sie in entschiedenem Tonfall.

»He, Dad, das ist ja fantastisch!«, dachte Gordian. »Ein Profi-Zimmermann hätte das nicht besser hingekriegt!«

Er schob die Schutzbrille hoch und betrachtete sie aus seiner Kauerstellung. »Mit dieser Seite des Zwingers bin ich fast fertig«, sagte er. »Noch ist deine Mutter nicht hier ...«

Sie zuckte die Achseln. »Ich dachte, dass du dich vor ihrer Ankunft vielleicht waschen willst.«

»Du bist der Größte, Dad! Ich liebe dich! Jack und Jill lieben dich auch! Wir alle lieben dich wie verrückt! Ich weiß wirklich nicht, was ich ohne dich machen würde!«

Gordian spürte ein Kratzen in der Kehle und räusperte sich, um ein Husten abzuwenden.

»Ihr Wagen hat vor einer halben Stunde den Flughafen verlassen, und du kannst dir ja vorstellen, wie es heute auf den Straßen aussieht«, sagte er. Er fragte sich, ob seine Stimme genauso schwach und krächzend klang, wie es ihm schien. »Wir haben noch jede Menge Zeit...«

Ihr Blick war vernichtend. »Okay. Wie du meinst.«

Verblüfft beobachtete Gordian, wie sie sich umdrehte und zum Haus zurückging. Er hatte den Impuls, sie aufzuhalten, damit sie ihm erklärte, worin sein >Vergehen< bestand. Aber er glaubte, dass das nur einen Streit provozieren würde. Deshalb dachte er, dass es am klügsten wäre, wenn er sich auf seine Arbeit konzentrierte, sich von seiner Tochter fern hielt und den zerbrechlichen Frieden wahrte, bis Ashley eintraf.

Er erledigte seine Aufgabe mit Bravour. Nachdem er die restlichen Bretter, die er bereits angeschleppt hatte, befestigt hatte, ging er zu dem geschrumpften Stapel und trug die fünf verbliebenen zu dem Hundezwinger. Die ganze Zeit über fand er keine Begründung für Julias unerklärliches Verhalten.

Dann kam das letzte Brett an die Reihe, und als er es zwischen den Pfosten ausrichtete, erfasste in eine Woge der Vorfreude. Er schaltet den Bohrer an, der zu heulen begann ...

Und da überkam ihn ein Schwindel, der ihn fast von den Beinen geholt hätte. Er taumelte wie ein Betrunkener, und die Galle stieg ihm widerlich und brennend in die Kehle. Sein Blickfeld wurde an den Rändern grau, und dann war das Grau überall. Er fühlte, wie sein ganzer Körper erschlaffte und der Bohrer in seiner Hand zuckte. Dann spürte er in der anderen Hand einen heißen, stechenden Schmerz, nur einen Augenblick, bevor er den Finger vom Knopf des Werkzeugs nahm. Als sich das Grau in schwarze Finsternis verwandelte, sah er etwas Grellrotes aus dem brennenden Loch strömen, das der Bohrer gerissen hatte.

»Dad!«

Julia rief ihn irgendwo aus der Ferne, und ihre Stimme klang so anders als noch vor ein paar Minuten.

»Dad, Daddy, nein! *O mein Gott, Daddyl*«

In der Dunkelheit verloren, in dieser rotierenden Finsternis umhergewirbelt, fühlte er, wie jeder Teil von ihm dahinschmolz, flüssig wurde, im Boden versank.

*Es ist alles in Ordnung, hab keine Angst*, glaubte Gordian sich sagen zu hören.

Aber er hatte keine Chance mehr, diese Worte auszusprechen.

## 14.

### *San Diego, Kalifornien*

*14. November 2001*

Felix Quiros' Leiche fiel doch nicht ganz den Nagetieren zum Opfer, aber sie wurde auch nicht sofort von anderen Mitgliedern des Quiros-Klans entdeckt.

Sein Mörder sollte später amüsiert zur Kenntnis nehmen, dass sie sich auf halbem Wege geeinigt zu haben schienen.

Cesar und Jörgе waren Vettern ersten Grades und Vettern dritten Grades von Felix, der aus dem anderen Zweig der Familie stammte. Sie arbeiteten als Vorarbeiter auf dem Schrottplatz und waren in niedrigen Positionen an den kriminellen Machenschaften der Familie beteiligt. Cesar und Jörgе waren weit davon entfernt, sich vorschnell zu dem Schluss verleiten zu lassen, dass Felix etwas zugestoßen war, weil er sich drei Tage lang nicht auf dem Schrottplatz hatte blicken lassen. Und noch weiter waren sie von der Annahme entfernt, dass sein Verschwinden irgendetwas mit den kratzenden Geräuschen zu tun haben könnte, die aus einem der Schrottautos kamen.

Felix fuhr oft genug spontan über die Grenze, um in bestimmten Bars von Tijuana ein paar junge Prostituierte auf-

zureißen, von denen man drei zum Preis von einer haben konnte. Felix schleppte sie in ein Hotel, machte sie mit etwas Dope oder Ecstasy scharf und amüsierte sich mit ihnen. Dann war er tagelang von der Bildfläche verschwunden. Cesar und Jörgе fühlten sich bei solchen Gelegenheiten für die tägliche Arbeit auf dem Schrottplatz verantwortlich. Das war schon immer so gewesen, seit Enrique Felix den Schrottplatz übergeben hatte, damit er eine klare Aufgabe hatte und nicht laufend Ärger machte. Aber daran hatte sich sowieso nichts ändern lassen. Felix musste nur etwas Bargeld in die Finger kriegen, und man konnte darauf wetten, dass er so lange verschwand, bis er auf der Suche nach seinen abartigen Kicks auch den letzten Cent verschleudert hatte.

In gewisser Hinsicht war Felix also anwesend, in anderer aber auch wieder nicht. Cesar und Jörgе glaubten nicht, dass das irgendeinen Unterschied machte - sie kannten ihre Verpflichtungen. Sie hatten Schlüssel, kannten die Zahlenkombination jedes Schlosses auf dem Schrottplatz, und in der Regel fanden sie, dass sich die Dinge ohne das hochnäsige, unsinnige Geschwafel von Felix problemloser regeln ließen. Als er sie gefragt hatte, ob sie bei dem Job mit Salazars Ware aus Mexiko dabei sein wollten, hatten sie ihm zu verstehen gegeben, dass er verrückt sei, und das Angebot abgelehnt. Weil Felix der uneheliche Sohn von Enriques Schwester war, erzählten sie niemandem, was sie von ihm hielten. Zwar hatten sie den Eindruck, dass das, was sie über diesen Trottel dachten, auch seinem Onkel schon hundertmal durch den Kopf gegangen sein musste und dass niemand es ihnen allzu übel genommen hätte, wenn sie ihre Meinung laut ausgesprochen hätten. Aber man musste gewisse Anstandsregeln beachten.

Als Cesar etwa um die Mittagszeit herum die Geräusche bemerkte, erregten sie sein Interesse nicht. Auf einem Schrottplatz wie diesem war jedes Fleckchen Erde mit Autowracks übersät, in denen halb verzehrte Hotdogs, Burritos, Schokoriegel, Twinkies, Eisbecher, Getränkedosen und all die anderen Abfälle herumflogen, die die Besitzer

liegen gelassen hatten. Folglich tummelten sich hier auch alle nur denkbaren Tiere. Und noch ein paar mehr. Nach einer Weile brauchte man diese Tiere gar nicht mehr zu sehen, um zu wissen, welche gerade in der Nähe waren. Man konnte sie aufgrund der Geräusche identifizieren.

Und bei diesem kratzenden, raschelnden Geräusch wusste Cesar sofort, dass es von Ratten stammte. Manche Leute, die nicht über so viel Erfahrungen mit Ratten verfügten wie Cesar und die nicht einen Großteil ihres Lebens in ihrer Nähe verbringen mussten, glaubten, dass sie hauptsächlich nachts auftauchten. Aber auf dem Schrottplatz musste man zu jeder Tages- und Nachtzeit mit ihnen rechnen. Man gewöhnte sich daran, das man sie zwischen den Wracks herumsausen sah und hörte, wenn sie ihr Fresen suchten. Sie krochen durch zerbrochene Fenster oder Löcher in der Karosserie, ja sie kletterten sogar in die Kofferräume und fraßen sich durch die Polster der Rücksitze in den Teil der Autos, wo der Abfall lag. Man musste sich nur ein mit Ei belegtes Sandwich aus der Imbissbude mitbringen, und prompt tauchte eines dieser großen grauen Viecher auf. Den Ratten musste nur etwas in die Nase steigen, schon kamen sie aus ihren Löchern hervorgekrochen und eilten in den Wohnwagen oder den Schuppen, wenn es nur eine Lücke gab, die groß genug war, um sich hindurchzuzwängen. Dann starrten sie einen mit ihren glänzenden Äuglein an, als würden sie erwarten, dass man ihnen das Sandwich anbot.

Irgendwann hatten Cesar und Jörgе begonnen, mit leeren Bier- oder Mineralwasserdosen nach den Ratten zu werfen, um sie zu verscheuchen. Aber einige waren so dreist, dass sie ungerührt an Ort und Stelle hocken blieben, wenn man sie nicht gleich am Kopf traf. Sie richteten sich auf den Hinterbeinen auf und fletschten ihre weißen, nadelscharfen Zähne, als würden sie einen bitten, noch mal zu werfen, und zwar mit voller Wucht. Schließlich schoss Jörgе auf sie, wenn sie ihm zu nahe kamen, und das keinesfalls mit einem Luftgewehr ... Er feuerte mit seiner 9mm-Knarre auf die Viecher und behauptete, dass er ei-

nes Tages mit einer Uzi auftauchen und diese widerlichen Kreaturen in Stücke schießen würde.

Also wirkten diese Geräusche zuerst nicht außergewöhnlich. Es war kurz nach zwölf Uhr mittags und für einen Tag im November sehr warm. Die Sonne knallte auf die Autowracks und wärmte das darin herumliegende verdorbene Essen und den Abfall auf. Deshalb stank es so stark, dass den Ratten das Wasser im Maul zusammenlief. Man konnte den ganzen Tag damit verbringen, sie zu jagen und mit Schlagstöcken und Brechstangen neue Beulen in die bereits ramponierten Autos hämmern. Aber wenn man nicht vorsichtig war, riskierte man dabei, von den Viechern gebissen zu werden. Also, was hatte das für einen Sinn?

Deshalb ignorierte Cesar das Kratzen ihrer Klauen und das Nagen ihrer Zähne. Er war auf den Wohnwagen zugegangen, der als Büro diente, um die Telefonnummer dieses Kerls zu holen, der die schweren Maschinen reparierte. Weil ein Gabelstapler defekt war, wollte er ihn anrufen.

Aber dann zögerte er und wandte sich der Quelle der Geräusche zu. Keine Frage, heute hatte er es mit einem ganzen Haufen Ratten zu tun, einem großen Haufen. Es lief ihm kalt den Rücken hinab, wenn er daran dachte, dass sie gerade außer Sichtweite hinter den ramponierten Autos herumwimmelten. Vielleicht war irgendein anderes Tier auf dem Schrottplatz verendet, ein Vogel, eine Katze oder ein Kojote. Gott allein wusste es. So etwas war auch früher schon passiert. In solchen Fällen wollte er den Schweinestall am liebsten ausmisten, indem er das Auto abfackelte. Ansonsten würde es bald auf dem ganzen Schrottplatz von Parasiten wimmeln. Würmer, Fliegen, Maden - eine widerwärtige Situation.

Also griff Cesar nach seinem Handy und rief Jorge an, der gerade im Recycling-Bereich arbeitete, und sagte, dass er seinen Arsch in Bewegung setzen solle, aber nicht ohne seine Knarre.

Nach ungefähr zehn Minuten tauchte Jorge mit einer Brechstange in der Hand auf. Seine Pistole steckte in ei-

nem Holster am Gürtel, das von seinem Hemd verdeckt wurde. Er stimmte zu, dass Cesars Bedenken berechtigt waren.

»Hört sich ganz so an, als ob da hinten jede Menge Ratten herumhängen«, sagte und reichte Cesar die Brechstange. »Wenn wir die Sache nicht bereinigen, wird es zu einer wahren Heimsuchung ausarten.«

Das entsprach haargenau Cesars Gedanken.

Die Geräusche wiesen ihnen den Weg, der zwischen verbeulten Kühlerhauben, verbogenen Stoßstangen, teilweise aus ihren Angeln gerissenen Türen und herabgefallenen Radkappen verlief. Hier war es so heiß wie in einem Ofen, und die Hitze ließ die Luft über den Autowracks flimmern. Die kratzenden Geräusche waren sehr laut, und man konnte das begeisterte Quieken der Ratten hören. Und dann dieser *Gestank*, guter Gott, dieser Gestank des aufgeheizten Abfalls, der einem Übelkeit verursachte!

Plötzlich packte Jorge Cesars Schulter und schob ihn nach rechts. In der anderen Hand hielt er die Pistole und zielte auf die Hinterseite einer alten Buick-Limousine.

Aber Cesar hatte die Ratten bereits gesehen - es mussten Dutzende sein. Fette Viecher mit bleichen, herabhängenden Bäuchen. Dann kleinere, kaum größer als Mäuse. Überall wimmelten sie um den Kofferraum herum. Sie saßen auf dem geschlossenen Deckel, krochen auf den Rücken ihrer Artgenossen, wie in wahnsinniger Konfusion. Die beiden Männer schienen sie gar nicht zu bemerken. Vielleicht waren sie auch zu sehr in Anspruch genommen, um sich Gedanken zu machen.

Jorge stöhnte entsetzt und angewidert, zielte und gab drei Schüsse auf die Ratten auf dem Boden ab. Cesar sah, wie eine in der Luft in Stücke gerissen wurde. Die restlichen Tiere, die sich an den Hinterrädern und unter der Stoßstange zusammengerottet hatten, liefen davon, aber ein paar blieben auf dem Kofferraumdeckel und kratzten an dem abblätternen Lack herum.

Jorge hob die Pistole und feuerte, und sie sahen erneut ein Durcheinander von Fellen, Blut und Eingeweiden. Ir-

gendetwas Warmes streifte Cesars Wange, und er zuckte angeekelt zusammen. Dann sprangen die Ratten von dem Kofferraumdeckel und zerstreuten sich in alle Richtungen.

»Wir müssen nachsehen, was da drin ist!«, rief Jorge. Sein Gesicht war verschwitzt, und er zeigte mit seiner Waffe auf den Kofferraum.

Zögernd ging Cesar mit der Brechstange in der Hand auf den Buick zu. Er sah einen haarlosen Schwanz unter dem Auto verschwinden, erschauerte und hielt dann inne.

»Komm schon, mach den verdammten Kofferraum auf!«

Cesar nickte schweigend. Dann presste er das flache Ende der Brechstange unter den Kofferraumdeckel, zwischen den Schnappriegel und das bereits zerfetzte Gummi. Anschließend drückte er mit beiden Händen auf die Brechstange und setzte dabei sein ganzes Körpergewicht ein, um die maximale Hebelkraft zu erreichen.

Lange brauchte er nicht, um das verrostete Schloss aufzubrechen. Dann sprang der Deckel quietschend auf.

Der Gestank, der mit der feuchten, warmen Luft aus dem Kofferraum aufstieg, war furchtbar. Cesar würgte und bedeckte Mund und Nase mit den Händen. Dann öffnete Jorge den Kofferraum ganz.

Sie starrten hinein, während erneut ein fauliger Gestank aufstieg.

Die Leiche war mit einem Gebräu von Blut und anderen Körpersäften verschmiert. Die Kleider des Toten waren klebrig und der Stoff, mit dem der Kofferraum ausgelegt war, fleckig. Cesar und Jorge sahen eine bleiche Hand und einen aufgequollenen Magen unter der zerfetzten Jacke und dem zerrissenen Hemd.

Irgendwie hatten es zwei große Ratten geschafft, sich mit den Zähnen einen Weg in den Kofferraum zu bahnen. Sie zogen ihre verschmierten, klebrigen Schnauzen aus den Überbleibseln des Schädels und schossen dann ins helle Tageslicht davon.

Wenn nicht die Kleidungsstücke gewesen wären, hätte man den Toten nicht erkennen können. Es waren diesel-



ben Klamotten, die er getragen hatte, als sie ihn zum letzten Mal gesehen hatten.

Mit weit aufgerissenen Augen blickten sich Cesar und Jörge an.

Jetzt wussten sie, wo Felix Quiros abgeblieben war.

Nicht in Tijuana.

Blut gegen Blut - so musste es seiner Ansicht nach sein.

Enrique Quiros saß allein in seinem Büro in San Diego, an dessen Außentür das Schild mit der Aufschrift >Golden Triangle Services< prangte. Seine Designerbrille steckte in der Brusttasche. Er hatte die Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt, die Hände vors Gesicht geschlagen und presste die Handballen gegen die geschlossenen Lider.

Noch nie in seinem Leben hatte er sich so müde gefühlt.

Vor einer Stunde war er vom Schrottplatz zurückgekehrt, wo er die in den Kofferraum geworfenen, Grauen erregenden sterblichen Überreste seines Neffen gesehen hatte. Und dann dieser Geruch, der Enrique jetzt noch in der Nase zu hängen schien und der so streng war, dass er ihn hinten auf der Zunge fast schmecken konnte. Auf dem Rückweg hatte er in seinem Auto eine noch nicht angebrochene Rolle Pfefferminzbonbons gefunden, eins nach dem anderen in den Mund gesteckt und jedes innerhalb von Sekunden mit den Zähnen zermalmt. Aber das hatte auch nicht geholfen. Etwa eine Minute lang hatte er vorher neben seinem Wagen gestanden und daran gedacht, dass der Gestank von Felix' verwesendem Fleisch ihn noch lange Zeit begleiten würde.

Den Kopf in die Hände gestützt, rieb er sich die Augen. Auf dem Schreibtisch, neben seinem rechten Arm, lag ein kleines Lederetui, das er aus einem versteckten Safe in seinen Büroräumen geholt hatte. Darin befanden sich eine Plastikampulle und eine verpackte, sterile Einwegspritze - ein Geschenk El Tios, weil er ein identisches Etui mit identischem Inhalt an Palardy übergeben hatte. Und ein sicheres Mittel, um an dem Mann Rache zu nehmen, der am Tod seines Neffen die Schuld trug.

Wenngleich Enrique kein Wissenschaftler war, reichte sein einigermaßen fundiertes Laienwissen aus, um zu verstehen, was El Tio ihm da hatte zukommen lassen. Die klare Flüssigkeit in der Ampulle war ein neutrales, harmloses Medium für den Transport und die Verabreichung der darin herumschwimmenden, mikroskopisch kleinen Kapseln. Aber ein einziger Tropfen enthielt eine Konzentration von Hunderten, wenn nicht Tausenden von Mikrokapiteln. Und weil jede dieser kleinen Kapseln eine kleine Bombe war, voll gepackt mit als Auslöser fungierenden Proteinen, die es dem Sleeper-Virus erlauben würden, jedes menschliche Wesen zu infizieren, war dieser Tropfen machtvoll genug, die Zielperson eines Anschlags gleich mehrfach zu töten. Damit er zu seiner tödlichen Form mutieren, sich an eine bestimmte genetische Eigenschaft anknüpfen und seine Wirkung verstärken konnte, musste das Opfer nur einen Schluck Wasser trinken oder etwas essen, das mit dem Trigger versetzt war ... Oder, dachte Enrique düster, eines jener Pfefferminzbonbons essen, die er in seinem Wagen verzehrt hatte.

Aber die Verwendung des flüssigen Mediums war nur eine von vielen Methoden, den Krankheitsauslöser in den menschlichen Körper zu schleusen. Wenn einem der Sinn danach stand, ein einzelnes Individuum aus dem Verkehr zu ziehen, konnte man ihn in jeder beliebigen Mahlzeit unterbringen, und wenn man gleich die ganze Familie loswerden wollte, musste man den Virus nur rechtzeitig in den Thanksgiving-Truthahn implantieren. Sollte das Ziel eine größere Gruppe von Menschen sein, konnte man den Trigger auf verschiedenen Wegen in Umlauf bringen. Man konnte die Nahrung einer ganzen Bevölkerung kontaminieren, ihn über Ackerland versprühen, in Trinkwasserreservoirs unterbringen, ihn über die Atemluft verbreiten. Man konnte die gesamte Umwelt als Waffe nutzen.

Nach Enriques Meinung war die Puder- oder Aerosolvariante die beste Möglichkeit, viele Menschen dem Wirkstoff auszusetzen. Und tatsächlich hatte er gehört, dass El Tio den Sleeper-Virus genau auf diese Weise eingesetzt

hatte. Außerdem war ihm - wenn auch nur im Flüsterton - das Gerücht zu Ohren gekommen, dass Alberto Colón, der im letzten Monat an einer mysteriösen Krankheit gestorben war, das erste Opfer eines von El Tio geplanten präzisen Mordes mit einer biologischen Waffe gewesen war.

Enrique zweifelte nicht daran, dass die Gerüchte über die Verbreitung des Virus stimmten. Ob auch das Gerücht über Colón, wusste er jedoch nicht. Aber es schien ein ungewöhnlicher Zufall zu sein, wenn man bedachte, dass der designierte Präsident Boliviens bereit gewesen war, die südamerikanischen Koka-Pflanzer und -Lieferanten unter Druck zu setzen, von denen El Tios Distributionsring - zu dem auch die Quiros-Familie gehörte - einen Großteil seiner Ware bezog.

Aber im Moment beschäftigten Enrique andere Gedanken - eine sehr persönliche Sache musste bereinigt werden. Und wenngleich er geneigt war, bei seinen ursprünglichen Gefühlen zu bleiben, wie die Sache aus der Welt zu schaffen war, wollte er doch weiter darüber nachdenken, um sicher zu sein, dass er sich keinen gefährlichen Schnitzer leistete.

Das Problem bestand nun darin, dass er daran gewöhnt war, in geschäftlicher Hinsicht klug kalkulierte, rationale Entscheidungen zu treffen. Aber in seinem Geschäft war nicht immer alles so klar. Handlungen konnten rational und emotional geprägt sein, ohne dass sich das widersprochen hätte. Gewalt konnte definitive Botschaften aussenden, die sich zugleich an das Herz und an den Verstand wendeten. Und dann gab es da noch Traditionen, die nicht verletzt werden durften - Angelegenheiten der Ehre und Loyalität.

Vor seinem geistigen Auge sah er Felix in dem Kofferraum liegen, mit zerschossenem Kopf, von den Ratten angenagt, in seinem eigenen Blut.

Das war tatsächlich eine sehr wirkungsvolle Botschaft.

Enrique hob den Kopf, streckte sich und setzte seine Brille wieder auf. Er saß reglos da und starrte die Wand

an. Dieser arme, dumme Junge war zu weit gegangen, und sein Bravourstück hatte die Salazars da getroffen, wo es wehtat. Was für eine Wahl war Lucio außer der Rache denn geblieben? Enrique und seine Leute waren aggressiv in seinen Markt eingedrungen, und weil Lucio wusste, dass El Tios internationale Organisation hinter ihnen stand, hatte er das akzeptieren und sich an sinkende Profite gewöhnen müssen. Erfolg brachte Konkurrenz mit sich - das war ein fundamentales Gesetz des Handels. Aber wie auch immer, Lucio würde sich nicht an die Seite drängen lassen; er konnte nicht zulassen, dass alles erobert wurde, was er aufgebaut hatte. Er musste seine Interessen schützen. Und wenn Lucio glaubte, dass Enrique Felix' Aktion stillschweigend geduldet hatte, wie Lathrop behauptete, stand er noch stärker unter Druck, weil er zeigen musste, dass die Kalkulation nicht aufging. Er musste deutlich machen, wo für ihn die Grenze lag, und dass ein hoher Preis zu bezahlen war, wenn sie überschritten wurde.

Enrique verstand das, und er erkannte auch an, dass Felix durch seine Tat sein Schicksal selbst besiegelt hatte. In gewisser Weise hatte er auch die Schritte vorgegeben, die Enrique jetzt ergreifen musste. Ihn unwiderruflich einer Kettenreaktion von Handlungen und Konsequenzen ausgeliefert, deren Ende nicht voraussehbar war. Selbst in seiner Trauer über Felix' Tod nahm Enrique ihm das übel, und er vermutete, dass sich daran nie etwas ändern würde. Ohne seine Tat wäre diese ganze Entwicklung nicht losgetreten worden.

Aber Felix war sein Neffe gewesen, und er durfte nicht zulassen, dass Lucio Salazar mit dem Mord davonkam. Es hätte den Quiros-Klan schwach und verletzbar erscheinen lassen und weiteren Ärger provoziert, trotz der Verbindungen von Enrique. Und in einer Familie kümmerte man sich um die Verwandtschaft.

Als Enrique auf das Lederetui auf dem Schreibtisch blickte, erinnerte er sich an die Nacht, als er sich mit Palar-dy im Hafen getroffen hatte. In einen Anschlag auf einen

so berühmten Mann wie Gordian verwickelt zu sein, selbst wenn dies nicht nachweisbar war ... Das war einfach Wahnsinn ... Aber auch da waren ihm die Hände gebunden gewesen. Er hatte El Tios Spiel mitspielen müssen, weil ihm nur zu bewusst war, dass sich sein allmächtiger Freund sonst in seinen Furcht erregendsten Feind verwandeln würde.

Enrique Quiros blickte finster drein. Vielleicht waren alle Handlungen in größerem oder geringerem Ausmaß vorherbestimmt. Er wusste es nicht, schließlich war er kein Philosoph. Aber er wusste, dass der Mord an Felix die Rache unumgänglich machte und dass der Inhalt der Ampulle sie ermöglichte. Ein Tropfen, nur ein einziger Tropfen in dem Essen oder den Getränken, die Lucio Salazar bekanntermaßen mit grenzenloser Leidenschaft konsumierte, und der Sleeper-Virus würde in seinem ganzen Körper zu wüten beginnen. Die Krankheit würde seine Zellen und sein Gewebe vernichten, ganz wie diese hungrigen kleinen Kreaturen in dem alten Pac-Man-Spiel. Angesichts seiner Leiden würde der Tod eine herbeigesehnte Erlösung sein. Und Enrique würde keinerlei Verdacht treffen. Nur wenige Menschen würden überhaupt vermuten, dass Lucio ermordet worden war.

Aber wie konnte er auf diese Weise eine Botschaft übermitteln? Wie konnte er so demonstrieren, dass Enrique Quiros, der auf dem College studiert hatte und immer nur mit sanfter Stimme sprach, tatsächlich über die Qualitäten verfügte, das Imperium zu kontrollieren und weiter aufzubauen, das er von seinem Vater geerbt hatte? Dass er ein Mann war, der auf Ehre und Loyalität bestand und durchaus auch Härte zeigen konnte?

Blut gegen Blut - in seiner Welt musste das so sein. Das war ein Prinzip, das Lucio Salazars Brüder und Söhne verstanden, die seine Nachfolge antreten würden. Alle würden es verstehen, bis hinab zu den Rauschgifthändlern auf der Straße.

Lucio durfte nicht an irgendeiner unerklärlichen Krankheit im Bett sterben.

Wenn Enrique sich Respekt verschaffen wollte, musste Blut an seinen Händen kleben.

Nachdem er tief durchgeatmet hatte, wandte er den Blick von dem Lederetui ab und griff nach dem Telefon auf dem Schreibtisch.

Lucio Salazars Armbanduhr zeigte zehn Minuten nach zwei, als er einen unerwarteten und verblüffenden Anruf von Enrique Quiros erhielt.

Ihr Gespräch dauerte nicht einmal eine Minute.

Mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck legte Salazar den Hörer auf die Gabel des Telefons, das neben seinem Sofa auf einem Beistelltisch stand. Dann lehnte er sich zurück und drehte den Kopf, um auf die leichte blaue Brandung weit unter ihm zu blicken, während sich seine Hand von dem Telefonhörer zu dem großen goldenen Amulett an seiner Halskette bewegte.

Er dachte darüber nach, dass dies vielleicht das dritte Mal gewesen war, dass er mit Enrique geredet hatte, seit dieser die Familiengeschäfte von seinem Vater übernommen hatte. Ihr letzter persönlicher Kontakt hatte im vergangenen Jahr stattgefunden, als sie sich getroffen hatten, um Streitereien über Territorien auszuräumen, die sich zwischen einigen ihrer Stellvertreter ergeben hatten. Damals hatte er erwartet, dass Enrique ein paar Zentimeter über dem Boden schweben würde, weil er dieses erstklassige College besucht hatte, aber er hatte sich vernünftig und respektvoll verhalten. Gut, vielleicht etwas affektiert, aber er hatte sich schließlich auch nicht mühsam auf der Straße hochgearbeitet wie sein Vater, der die Bullen auf beiden Seiten der Grenze mit ganzen Wagenladungen geschmuggelten Whiskys und geschmuggelter Zigaretten zum Narren gehalten hatte.

Für Lucio war aber am wichtigsten gewesen, dass er sich anständig benommen und Integrität gezeigt hatte, und zwar vorher und nachher. Sie hatten einen Kompromiss gefunden, der alle Beteiligten zufrieden stellte, das Ganze mit einem Handschlag besiegelt, und Enrique hatte

sich daraufhin peinlich genau an ihr Abkommen gehalten. Und seitdem - das Treffen lag über ein Jahr zurück - hatte es keinerlei Probleme zwischen ihnen gegeben, wenn man einmal von ein paar kleineren Zwischenfällen absah, die sie über Mittelsmänner geregelt hatten. Bis zu dem Zeitpunkt, als dieses Arschloch von Felix Lucios Heroinlieferung abgefangen und seine Leute vor diesem verdammten Tunnel niedergemetzelt hatte.

Salazar fingerte an seinem Talisman herum, der den Heiligen Joseph darstellte, den Beschützer der Arbeiter und der Familienoberhäupter, was er sehr schätzte, weil es in einem umfassenderen Sinn auch seine Stellung charakterisierte.

Am Telefon hatte Enrique gesagt, dass er an einem persönlichen Treffen interessiert sei, damit sie ihre Probleme lösen könnten, bevor sie noch weiter außer Kontrolle gerieten und sich zu einer Krise ausweiteten, die ihre Beziehungen irreparabel beschädigen würde. Das Treffen sollte in der übernächsten Nacht an dem künstlichen Teich im Baiboa-Park von Spanish City stattfinden, auf neutralem Territorium, an einem öffentlichen Ort, wo sie sich unterhalten konnten, ohne sich um Wanzen und unsichere Telefonleitungen kümmern zu müssen. Er hatte vorgeschlagen, dass sie ihre Bodyguards als Aufpasser mitbrachten, dies aber nicht weiter ausgeführt, was taktlos gewesen wäre. Die Leibwächter wären eine Vorsichtsmaßnahme gegen eine Überwachung durch die Bullen, aber der wichtigste Grund für diesen Vorschlag lag darin, jede Sorge Salazars zu zerstreuen, dass es sich bei diesem Treffen um eine Falle handelte.

Und das war's schon gewesen. Enrique hatte nicht erwähnt, warum er plötzlich den Kurs auf einen Krieg hin revidieren wollte, den er selbst eingeschlagen hatte, und er hatte auch kein Wort darüber verloren, wie er die Salazars für ihre Verluste entschädigen wollte. Und das ließ Lucio die Stirn runzeln. Selbst wenn Enrique davon ausging, dass der Grund für das Treffen offensichtlich war, und er es vorzog, erst bei dem persönlichen Gespräch ins

Detail zu gehen, wäre doch eigentlich eine Erwähnung fällig gewesen, dass es einen schwer wiegenden Vorfall gegeben hatte. Obwohl er diese Unterlassung nicht kommentiert hatte, hatte Lucio sich das doch eingeprägt, während er auf Enriques Vorschlag einging.

Übernächste Nacht, Baiboa Park, Punkt elf Uhr.

Mit mittlerweile nachdenklich gerunzelter Stirn blickte Lucio weiterhin auf das glänzende Wasser jenseits der an den Strand grenzenden Klippen von Del Mar, während er an dem Talisman herumfingerte.

Die Verabredung im Park würde er zweifellos einhalten. Er hatte sein Wort gegeben, dass er kommen würde. Ihre Familien würden davon profitieren, wenn sie zu einer Übereinkunft kamen und ihre Aktivitäten wieder aufnehmen konnten, ohne sich gegenseitig zu bekämpfen. Aber dass hieß nicht, dass er sich zu einer Zielscheibe machen würde. Wenn Enrique ein Messer im Ärmel hatte, würde er vorbereitet sein und selbst ein paar Überraschungen parat haben. Bis zu dem Treffen blieben ihm noch zwei Tage, in denen er ein paar Nachforschungen anstellen konnte, um herauszufinden, was in Enriques Lager vorging. Er musste die ganze Wahrheit darüber erfahren, ob Enrique eventuell geheime Pläne hatte. Da war es nur logisch, zuerst einmal Kontakt zu Lathrop aufzunehmen.

Er griff erneut zum Telefon, stellte es auf seine Oberschenkel, nahm den Hörer ab und drückte auf die Kurzwahltaste, die ihn mit Lathrop verbinden würde.

## 15.

### *Verschiedene Schauplätze 14. November 2001*

Am späten Montagnachmittag lag Roger Gordian schlafend in seinem Zimmer im San José Mercy Hospital. Zuvor hatte man ihn gründlich untersucht, Bluttests vorge-



nommen und Herz und Lunge geröntgt. Er war am Sonntagnachmittag um sechzehn Uhr in Begleitung seiner Tochter Julia Gordian Ellis mit einem Notarztwagen ins Krankenhaus gebracht worden, nachdem er im Garten ihres Hauses in Pescadero das Bewusstsein verloren hatte. Julia hatte hektisch die Notrufnummer gewählt. Als der Krankenwagen eintraf, hatte Gordian über vierzig Grad Fieber. Er litt an Dehydration und hatte aufgrund einer Wunde an der linken Hand, die er sich mit dem Bohrer zugefügt hatte, ziemlich viel Blut verloren.

Die Krankenpfleger in der Ambulanz schafften es, die Blutung unter Kontrolle zu bekommen und die Wunde zu verbinden. Außerdem führten sie ihm Sauerstoff und Elektrolyte zu, wodurch er während der Fahrt zum Krankenhaus das Bewusstsein wiedererlangt hatte. Als sie die Notaufnahme erreichten, war Gordian hellwach und geistig voll da. Hier wartete bereits seine Frau auf ihn, die Julia über das Funktelefon unterrichtet hatte, während sie vom Flughafen nach Pescadero unterwegs war.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Gordian immer noch erhöhte Temperatur und litt an Atemproblemen, einer schmerzenden Kehle, Übelkeit und Magen- und Muskelschmerzen. Außerdem fror er. Bei einer ersten Untersuchung durch Dienst habende Medizinalassistenten wurde eine vorläufige Diagnose gestellt: Grippe und Stress infolge übermäßiger Anstrengung. Obwohl Gordian wiederholt erklärte, dass er fit genug sei, um aus dem Krankenhaus entlassen zu werden und sich zu Hause zu erholen, veranlassten die Symptome die Ärzte zu dem Vorschlag, dass er sich routinemäßigen Kontrollen und Tests unterziehen solle. Schließlich gab Gordian dem starken Druck seiner Frau und seiner Tochter nach.

Innerhalb einer Stunde nach seiner Ankunft in der Notaufnahme wurde Gordian in ein Einzelzimmer im fünften Stock des Krankenhauses gebracht. Wie bei bekannten Persönlichkeiten üblich, hatte man ihm angeboten, ihn unter einem falschen Namen einzutragen, um keine Aufmerksamkeit bei sensationsgierigen Reportern zu wecken. Ob-

wohl Gordian selbst nicht geneigt war, diese Vorzugsbehandlung zu akzeptieren, bedrängten ihn seine Frau und seine Tochter, noch einmal darüber nachzudenken. Schließlich gelang es ihnen, ihn zur Kapitulation zu bewegen, indem sie ihn daran erinnerte, dass er früher schon unter den Medien gelitten hatte. Damit trafen sie einen wunden Punkt: Sie erwähnten die völlige Verzerrung der Fakten durch einen gewissen Reynold Armitage, seines Zeichens Finanzkolumnist und Fernsehkommentator, der eigene Interessen verfolgte und in reißerischer Weise vor einem Jahr verkündet hatte, dass UpLink International sich in einer bedrohlichen Aktionärskrise befinde. Von diesem Mann konnte man erwarten, dass er sich auf die Chance stürzte, vorzeitig Gordians Nachruf zu schreiben, wenn bei den Presseleuten etwas von seiner Krankheit durchsickerte.

Ashley schlug vor, dass auf dem Namensschildchen neben Zimmer 5C >Frank Hardy< stehen sollte.

Am Montagmorgen hatte Gordians Fieber deutlich nachgelassen, und er fühlte sich wieder kräftiger, wenngleich er immer noch Probleme mit dem Atmen und kaum Appetit hatte. Auf dem Standardformular für ärztliche Behandlung wurde sein Zustand als stabil bezeichnet. In der Zeile darunter, wo die >Aktivitäten< des Kranken bestimmt wurden, konnte der Arzt vor dem Wort >Bettruhe< in einem Kästchen ein Kreuz machen. Unter dem Stichwort >Labor< konnten Blut- und Sputumproben angefordert werden. In der Rubrik >Medikamentation< in der letzten Zeile wurde in Gordians Fall eine alle vier Stunden zu verabreichende, moderate Dosis von Acetaminophen angeordnet, abhängig von den Resultaten der Laboruntersuchungen, von denen nicht erwartet wurde, dass sie auf etwas Ernsthafteres als eine Grippe hinwiesen.

Um Punkt halb neun kamen Ashley und Julia zu Besuch. Gordians Tochter ging um zehn Uhr wieder, weil sie an einer Sitzung eines Modedesign-Unternehmens teilnehmen wollte, das sie kürzlich als Public-Relations-Beraterin eingestellt hatte. Ashley hingegen blieb, bis Gordian sie

gegen Mittag mit der Versicherung nach Hause schickte, dass es ihm gut gehe. Im Gegenzug versicherte sie ihm, dass er - und zwar unabhängig von seinem Zustand - damit rechnen müsse, dass sie zum Abendessen wiederkomme.

Ungefähr um drei Uhr nachmittags kam der Krankenpfleger, um Gordians Temperatur zu messen, seinen Puls zu fühlen und den Blutdruck zu messen. Dann gab er ihm die verordneten Tylenol-Tabletten und schrieb etwas auf sein Formular. Ein paar Minuten danach fühlte Gordian sich groggy und gestattete sich ein kleines Nickerchen.

Um vier Uhr nachmittags, als Gordian in seinem Zimmer im fünften Stock schlief, verließ eine Stationschwester zwei Etagen weiter unten ihren Schreibtisch, um auf die Toilette zu gehen. In diesem Moment betrat ein Mann, der neben einer Kammer zur Materiallagerung gewartet hatte, in einem makellos weißen Krankenpflegerkittel auf leisen Krepptsohlen die Station.

Während er nach der Krankenschwester Ausschau hielt, klickte er sich in ihrem Büro durch mehrere Menüs auf dem Computermonitor, um an Informationen über die Bettenbelegung heranzukommen. Ihn interessierten die Patienten, die während der letzten vierundzwanzig Stunden eingeliefert worden waren. Er hätte wahlweise jeden der untereinander vernetzten Computer auf jeder Station und in jedem Teil des Krankenhauses benutzen können. Dies war einfach eine bequeme Lösung - in der permanenten Geschäftigkeit eines großen Krankenhauses hätte er auch keinerlei Probleme gehabt, eine andere zu finden.

Sekunden später erschienen die Daten über den Patienten in Zimmer 5 C auf dem Bildschirm, allerdings ohne den falschen Namen.

Nachdem er zu dem Anfangsmenü zurückgekehrt war, verließ der Mann das Büro und schlenderte durch den Korridor in einen kleinen, verwaisten Aufenthaltsraum für Patienten. Dort zog er ein Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer für eine digital verschlüsselte Verbindung.

»Er liegt hier«, sagte er.

Der Aufzug, der aus dem obersten Untergeschoss nach oben fuhr, öffnete sich mit einem pneumatischen Seufzen. Er trat auf den Gang, wandte sich nach rechts und ging an Hochsicherheitstüren vorbei, die mit Schildern für die Laboratorien in den Korridoren dahinter versehen waren. Auf manchen prangte in Augenhöhe das weltweit übliche, rotschwarze, an ein dreiblättriges Kleeblatt erinnernde Symbol für Biogefährdung, das sich auffällig von der grauen Umgebung abhob.

Für einen Mann mit seinem muskulösen Körperbau bewegte er sich leichtfüßig, und das erklärte teilweise die tödliche Stille, die herrschte, als er den Flur hinabging. Aber so wie das grelle Licht der Neonröhren alle Schatten verschluckte, so schienen auch die dicken Betonwände alle Geräusche und Farben zu dämpfen, alles aufs rein Funktionale einzuschränken.

Während die meisten Mitarbeiter, die Tag und Nacht von der Außenwelt isoliert waren, sich in unterschiedlichem Ausmaß an die graue eintönige Arbeitsumgebung akklimatisieren mussten, war sie Siegfried Kuhl sympathisch. Sie vermittelte eine Art unerschütterlicher Bedeutung und Strenge, die ihm zusagte. Aber er empfand noch etwas, das jenseits davon lag - eine unsichtbare Macht. Gelegentlich legte er seine Hände gegen eine Wand, und dann fühlte er den starken, vibrierenden Puls der Maschinen dahinter, die die Druckluft für die >Raumanzüge< der Wissenschaftler und die unterirdischen Stufe-vier-Labors lieferten, in denen für Laminarströmung gesorgt werden musste. Dann stellte sich Kuhl vor, eine Gebärmutter aus Stein zu betasten, in der sich wie bei einer Schwangerschaft etwas Lebendes bewegte.

Während er den Korridor hinabging, eilten einzelne Menschen - oder auch ganze Gruppen - in an Chirurgen erinnernder Schutzkleidung auf die Eingänge der Laboratorien zu. Durchaus dem Los Alamos der frühen Jahre vergleichbar, war dies die einzige Einrichtung ihrer Art auf der ganzen Welt, an der vordersten Front der Entwicklung und Massenproduktion biologischer Waffen

angesiedelt. Im Moment stand die Produktion des Sleeper-Virus in voller Blüte, die jede Stufe der Kreation des Krankheitserregers umfasste: Genom-Analyse, DNA-Splitting und Kultivierung, Stabilisierung des Pathogens und chemische Ummantelung. Der Auslösermechanismus der Mikrobe erforderte darüber hinaus die gleichzeitige und koordinierte Anwendung von Protein- und Molekular-Engineering-Prozessen. Unabdingbar waren auch Experimente zur permanenten Verfeinerung des Virus, damit die tödliche Wirkung beschleunigt wurde, die dieser im Wirtskörper des oder der Opfer entfalten sollte. Außerdem musste die Resistenz des Virus gegenüber potenziell denkbaren Heilmitteln gesteigert werden, und es musste der Notwendigkeit Rechnung getragen werden, mittels verschiedener verfügbarer Erbanlagen den Kunden mehr Optionen zu bieten, damit sie unter verschiedenen Kombinationen von Symptomen wählen konnten.

Bevor alles perfekt ausgereift war, gab es noch jede Menge Arbeit.

Jetzt erreichte Kuhl eine zusätzlich verstärkte Stahltür ohne Schild, die den Korridor vom Rest des Gebäudes trennte. Er legte eine Hand auf die intelligente Druckplatte und wartete, bis seine subkutane Gefäßstruktur von dem Infrarotscanner registriert und mit dem in einer Datenbank abgelegten Bild verglichen worden war.

Einen Sekundenbruchteil später flackerte ein grünes Licht auf, und die an einen Tresor erinnernde Tür öffnete sich geräuschlos, als der Stromfluss zu dem elektromagnetischen Schloss kurz unterbrochen wurde.

Kuhl betrat einen kurzen Durchgang. Hier war er allein. Links und rechts nackte Wände. Die Tür zu dem einzigen Büro am anderen Ende des Gangs war aus dunklem, schwerem Holz, die Klinke aus glänzendem Messing.

Vor der Tür wartete er - es bestand keine Notwendigkeit, sich bemerkbar zu machen. Der biometrische Scanner, der ihm den Zugang zum Flur gestattet hatte, hatte ihn für den Insassen des Büros längst identifiziert, und

außerdem war er bestimmt mit versteckten Kameras überwacht worden.

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür, und Harlan DeVane stand auf der Schwelle. Seine Hand lag auf der polierten Türklinke aus Messing. Er trug ein weißes Hemd, eine weiße Krawatte und einen maßgeschneiderten, perfekt geschnittenen schwarzen Anzug, der wie angegossen saß.

»Treten Sie ein, Siegfried«, sagte er, während er ihn mit einer Bewegung seiner blassen, dünnen Hand hereinwinkte. »Die Neuigkeiten über Roger Gordian werden Sie mit Freude vernehmen.«

Als er Lucio Salazar in dessen Luxushaus am Meer gegenübersaß, fühlte sich Lathrop verdammt gut.

Er beobachtete Lucios Gesichtsausdruck, der nacheinander Erstaunen, Verstehen und Zorn verriet, und hätte nicht sagen können, ob sich Salazars Zustand eher dem Respekt vor seinen geschickten geheimen Ermittlungen verdankte oder der Reaktion, die er dadurch hervorgerufen hatte.

*Gehüpft wie gesprungen*, dachte Lathrop.

Während er darauf wartete, dass Lucio verdaute, was er ihm gerade mitgeteilt hatte, genoss er den atemberaubenden Ausblicks aufs Meer.

»Okay«, sagte Salazar schließlich. »Helfen Sie mir, damit ich sicher sein kann, dass ich das alles richtig verstanden habe. Ein Schritt nach dem anderen. Sie haben mich ganz durcheinander gebracht, und es hängt sehr viel davon ab, dass ich Sie nicht missverstehe.«

Lathrop nickte.

»Um ganz am Anfang zu beginnen - Sie behaupten also, dass Felix tot ist. Sind Sie sich völlig sicher, dass seine Leiche in dem Kofferraum gefunden wurde?«

»Sicherer könnte ich mir gar nicht sein«, antwortete Lathrop mit unbewegtem Gesichtsausdruck.

»Dann zur zweiten Frage - können Sie bestätigen, dass Enrique ihn getötet hat...«

»... den Auftrag gegeben hat, ihn umzulegen«, berichtete Lathrop.

»Er hat also den Auftrag gegeben, seinen eigenen Nefen kaltzumachen. Weil Felix ihm den Profit vorenthielt, den er mit *meiner* Lieferung gemacht hat.«

»Etwas komplizierter liegen die Dinge schon«, antwortete Lathrop. »Jeder toleriert, dass jemand etwas für sich selbst abzweigt, aber Felix war gierig. Er hat behauptet, dass er das Ding vor dem Tunnel gedreht und alle Risiken auf sich genommen hätte. Folglich verdiente er seiner Meinung nach jeden einzelnen Cent des Profits, und das hat er lauthals kund getan. Aber das war nur der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Er hat permanent betrogen, und es war allgemein bekannt, dass er abkassierte. Er wurde immer verrückter und entwickelte sich zu einem riesigen Ärgernis.«

Lucio zuckte die Achseln. »Hätte ich die Konkurrenz ausschalten und ihr die Ware abjagen wollen, hätte ich dem Jungen nicht den Job anvertraut. Aber an Enriques Stelle hätte ich es vielleicht getan und dann hören müssen, dass er meinen Anteil durchbringt. Weil er zur Familie gehört, hätte ich persönlich mit ihm geredet und ihn wissen lassen, dass er einen großen Fehler macht und sich besser wieder an die Spielregeln halten soll.«

»Das hat Enrique etliche Male getan. Letzte Woche hat er Felix herbeizitiert, um ihm noch eine Chance zu geben. Aber statt sich bei Enrique zu entschuldigen und ihm einen prozentualen Anteil von dem Profit aus dem Heroinraub anzubieten, hat Felix gesagt, dass er ihn am Arsch lecken könne.«

»Was für eine Dummheit«, kommentierte Lucio kopfschüttelnd.

»Allerdings.«

»Trotzdem erforderte sie Mumm.«

»Ja. Aber Dummheit und Kühnheit sind eine gefährliche Mischung.«

Lucio dachte nach. »Dann kommen wir zur nächsten Frage«, sagte er, während er seinen schwerfälligen Körper

auf dem weinroten Sofapolster bewegte. »Genug ist genug, sagt sich Enrique. Er sieht, dass der Junge keine Angst vor ihm hat und sich nicht disziplinieren lässt. Also muss er verschwinden. Stimmt meine Vermutung?«

Lathrop nickte.

»Eine elende Situation«, fuhr Salazar fort. »Felix war schließlich sein Neffe.«

»Und genau aus diesem Grund hat er behauptet, dass *Ihre* Familie Felix erledigt hat«, erläuterte Lathrop. »Wie ich schon sagte - seiner Schwester hat Enrique erzählt, dass die Heiligen Drei Könige aus Tijuana jenseits der Grenze darüber gesprochen hätten, wie sie mit dem Problem des Überfalls vor dem Tunnel umgehen sollen. Nach seinen Worten hatten Sie den Mord bereits geplant, um an Felix ein Exempel zu statuieren, aber angeblich wollten Sie vor der Tat noch eine vertrauliche Zusage Ihrer Brüder einholen.«

Lucio wirkte beleidigt. »Das macht doch überhaupt keinen Sinn«, antwortete er. »Hätte ich den Jungen aus dem Verkehr ziehen wollen, dann hätte ich schon dafür gesorgt, dass seine Leiche für alle Ewigkeit verschwindet. Angesichts von Felix' Lebensstil hätte es Wochen dauern können, bis jemand auf die Idee gekommen wäre, dass er diesmal nicht auf einer seiner üblichen Sauf Touren durch die Bordelle war.«

Lathrop blickte aus dem Fenster und genoss den Blick über das endlose Meer. »Enrique ist das Familienoberhaupt, und seine Schwester bewundert ihn«, sagte er. »Sie glaubt, was er ihr erzählt.«

»Aber ich wäre doch ein Idiot, wenn ich einen Mord an Felix anordnen und es dann zulassen würde, dass seine Leiche auf Enriques eigenem Schrottplatz liegen bleibt.«

»Seine Schwester lebt außerhalb der Realität. Wahrscheinlich weiß sie nicht, wie die Dinge laufen. Und wenn sie es doch wissen sollte, ist sie vielleicht so von ihrer Trauer überwältigt, dass sie nicht klar denken kann. Ich kann Ihnen nur versichern, dass Enrique seine Schwester davon überzeugt hat, dass Sie für den Mord verantwortlich sind, und jetzt verlangt sie Rache.«



Erneut schüttelte Lucio den Kopf. »Wenn es nicht so unglaublich wäre, wäre es lustig«, sagte er. »Enrique ordnet an, dass Felix meinen Stoff klaut und meine Leute umlegt. Dann streiten sie sich wegen des Profits. Enrique erledigt Felix und erklärt mich bei seiner Schwester zum Sündenbock. Und die erzählt ihm dann, dass ich kaltgemacht werden muss, weil ich ihren Sohn erledigt habe. Dann ruft mich Enrique an und teilt mir mit, dass er sich mit mir treffen will, damit wir gemeinsam unsere Probleme lösen können. Und ich sage zu, weil ich glaube, dass er vielleicht begriffen hat, dass er einen Fehler gemacht hat, und jetzt die Schwierigkeiten bereinigen will. Aber sein Ziel ist es, jetzt *mich* um die Ecke zu bringen.« Salazar klopfte an seine Brust. »Ich gehe meinen Geschäften nach, ohne irgendjemandem auf die Zehen zu treten, und Enrique versucht gleich zweimal, mich aufs Kreuz zu legen.«

Lathrop blickte ihn an. Seine weitgehend erfundene Geschichte war eine ziemlich harte NUSS, die Salazar erst einmal knacken musste.

»Hier geht's nicht nur darum, dass Enrique seine Schwester zufrieden stellen will«, sagte er zum krönenden Abschluss. »Sie müssen sich an den Ausgangspunkt dieser ganzen Geschichte erinnern. Der Raub vor dem Tunnel war eine Botschaft. Enrique will Sie mit Sicherheit vom kalifornischen Markt verdrängen, und er weiß, dass El Tio hinter ihm steht. Als er noch am Leben war, war Felix eine Marionette, und jetzt, wo er tot ist, benutzt er ihn immer noch als Stütze für sein Spiel.«

Lucios finsterer Blick verriet Verachtung. »El Tio«, sagte er. »Seit er hier mitspielt, ist alles ein Chaos, ein verdammtes *Chaos*.«

Lathrop schwieg.

Eine Zeit lang saugte Lucio an seinen Vorderzähnen. Als er sich dann auf seiner Couch vorbeugte, nahm Lathrop amüsiert zur Kenntnis, wie sich die Polsterung des Sofas unter seinem schweren Gewicht durchbog.

»Haben Sie mir sonst noch etwas mitzuteilen?

»Das war's.«

Wieder saugte Lucio an seinen Schneidezähnen. »In Ordnung, Lathrop, Sie sind der Beste«, sagte er dann. »Und Sie können darauf zählen, dass dieser Tipp einen hübschen kleinen Bonus wert ist. In der übernächsten Nacht werden wir bei dem Treffen im Park ja sehen, wer der verdammte Idiot ist, Enrique oder ich.«

Lathrop nickte.

Alles deutete darauf hin, dass es tatsächlich zu einem interessanten Showdown kommen würde, und er freute sich schon darauf, direkt neben dem Boxring zu stehen.

»Schon seltsam, wie wir unsere Vollkommenheit messen«, sagte Harlan DeVane. »Hinter mir liegen schon viele Erfolge, und für die Zukunft rechne ich mit weiteren. Umfassende Unternehmungen, die riesige Profite versprechen. Und dennoch empfinde ich jetzt eine unvorstellbare Genugtuung. Ein einzelner Mensch ist erledigt, ein Problem gelöst. Mir war gar nicht bewusst, dass mir die Erfahrung mit Roger Gordian so tief unter die Haut gegangen war.«

Kuhl saß schweigend auf der anderen Seite des Schreibtischs. Hinter DeVane, etwas links von seinem Stuhl, befand sich eines der wenigen Fenster des Gebäudes, eine fest montierte Scheibe aus mehreren Glasschichten, die auch einer Bombenexplosion oder einem Schuss aus einem extrem leistungsstarken Scharfschützengewehr standgehalten hätte. Die Fensterscheibe war quadratisch und geräuschundurchlässig, was einem irgendwie noch mehr als eine Wand das Gefühl vermittelte, von den Wäldern draußen abgetrennt zu sein. Kuhl sah im Schnee Hirschspuren auf die weißen Fichten zulaufen, und verstand das wilde Verlangen im Zoo eingesperrter Raubtiere, gegen die Wände anzurennen, ein blutrünstiges Verlangen, das älter als jedes Mittel war, es zu unterdrücken. Und ihn konnte DeVane nicht zum Narren halten. Sein manierliches Verhalten glich einer trügerischen Hülle, war so ordentlich wie sein teurerer Anzug. Aber auch er kannte den raubtierhaften Impuls, Blut zu riechen.

»Hat man Ihnen etwas über Gordians Gesundheitszustand erzählt?«, fragte Kuhl.

»Bis jetzt liegt er inmitten anderer Kranker, und das bedeutet, dass er sich noch im Anfangsstadium der Erkrankung befindet«, antwortete DeVane. »Aber die Symptome werden sich schnell weiterentwickeln.«

Kuhls Gesichtsausdruck war unbewegt. »Wir sollten jederzeit zu zusätzlichen Maßnahmen greifen können«, sagte er.

DeVane lächelte mit leicht geöffneten Lippen, und man sah seine kleinen weißen Zähne.

»Ihr Sinn für Präzision ist immer willkommen. Ja, ich stimme Ihnen zu, wir sollten auf alles vorbereitet sein.«

Es entstand eine kurze Pause. Dann zeigte DeVane auf den Computer an der Wand rechts neben ihm, auf dessen Monitor eine Liste ungeöffneter E-Mails zu erkennen war.

»Lauter eingehende Bestellungen. Selbst jetzt, während wir hier sitzen, treffen neue ein«, sagte er. »In einigen Fällen gleich mehrere auf einmal. Nicht weiter überraschend, dass unser sudanesischer Freund mich informiert hat, dass er eine reich sprudelnde Geldquelle gefunden hat. So wie viele seiner Nachbarn in der Wüste. Meine Kunden sind schon verblüffend eifrig: Die, die in der lauten öffentlichen Arena stehen, die, die einsam leben, aber auch die, die ethnische Vielfalt fürchten. Sie wollen größeres Prestige, größeren Reichtum oder durch ihren Einfluss die Welt verändern. Oder sie wollen ihre inneren Wundmale, ihre gestorbenen Lieben und Leidenschaften der ganzen Menschheit aufbürden. Unter den Personen, denen ich meine Offerte unterbreite, ist kaum einer, der nicht auf der Suche ist. Und in drei Tagen haben sie alle die Möglichkeit, sich gegenseitig aus dem Weg zu räumen.« Erneut der Anflug eines Lächelns. »Das Geld ist unser, Siegfried. Und ich bin zuversichtlich, dass das angesichts dieser Menschheit auch so bleiben wird.«

Durch das dicke, künstliche Glas startete Kuhl auf einen großen Vogel, der von einem der Nadelbäume aufflog.

»Unter den Käufern haben viele an tödlichen Konflikten Interesse«, sagte er. »Sie repräsentieren titanische, polarisierende Mächte. Die Sleeper-Trigger werden ihnen eine Waffe gegenseitiger Vernichtung an die Hand geben, für die es in der Geschichte keinerlei Vergleich gibt.«

»Und das macht Ihnen Sorgen?«

»Die Aussicht auf einen brutalen Wandel versetzt mich nicht in Angst.«

DeVane blickte ihn an. »Ah«, sagte er dann. »Sie fragen sich, wie ich das einschätze.«

Kuhl nickte. Durch das Fenster sah er, wie der Flügel-schlag des Vogels Muster von Licht und Schatten auf den gekräuselten Schneeteppich warf.

DeVane bildete mit seinen Fingern eine Art Käfig. »Es gibt da eine Geschichte, eine sehr alte Sage, die von einem Kind Gottes erzählt, das den Wagen der Sonne über den Himmel steuerte«, sagte er. »Sie illustriert, wie ich die Dinge sehe.«

Während Kuhl abwartete, starrte DeVane auf den durch seine Finger geformten Käfig, als wollte er seine Gedanken darin fangen. »Die Geschichte erzählt, dass ein Sohn von seinem großen, himmlischen Vater verstoßen wurde und mit seiner Mutter einen harten Lebenskampf auf der Erde durchstehen musste«, sagte DeVane schließlich. »Bis zu dem Alter, als er fast schon ein Mann war, erfuhr er von seiner Abstammung väterlicherseits nichts. Und dann wurden seine Behauptungen ins Lächerliche gezogen. Die Zurückweisung und Verneinung all dessen, was er war, des gesamten Potenzials, das er in sich trug, das war eine unerträgliche Demütigung. Also ging er zum Wohnsitz seines Vaters, dem Palast der Sonne, um ihn um eine Chance zu bitten, seine Geburtsrechte beweisen zu dürfen, indem er ihm die Fahrt mit dem Wagen für einen einzigen Tag gestattete.« Einen Augenblick lang schwieg DeVane. Die Haut über seinen Wangenknochen war gespannt, sein Blick fixierte seine Finger.

»Die erste Reaktion des Vaters bestand darin, dass er ihn verhöhnte und ihm die Bitte abschlug. Wir können

uns vorstellen, dass er seine Vaterschaft bezweifelte und sich anzuerkennen weigerte, dass der Junge von seinem Blut war. Aber der Sohn besaß eine angeborene Willensstärke und behielt die Oberhand. Vielleicht hat er Gewalt eingesetzt, ihn erpresst oder damit gedroht, die Affäre öffentlich zu machen, die er vor seinen hochgeborenen Gleichrangigen so lange verborgen hatte. Wer kann das schon wissen? Der junge Mann hat das Notwendige getan, um das zu kriegen, was er wollte. Eine Chance. Unter tausend Warnungen bestieg er den Wagen. Fliegt er zu hoch, wird die Erde frieren, sinkt er zu weit nach unten, wird sie brennen. Lenkt er zu weit nach links oder rechts, werden ihn die Ungeheuer des Abgrunds mit ihren Klauen krallen, ihn in die große Finsternis ziehen. Aber alle Versuche, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, stachelten den jungen Mann nur noch mehr an, die Zügel zu ergreifen und sich zum Himmel aufzumachen.« Jetzt sah DeVane mit einem kalten, stahlhart glänzenden Blick Kuhl an. »Unglücklicherweise war er letztlich nicht in der Lage, die Pferde zu zügeln. Sie waren ursprüngliche Mächte, Sie verstehen, und er war auf der Erde aufgezogen worden und hatte Dreck unter den Fingernägeln. Wo immer am Himmel er auch herumdonnerte, er zog eine Spur des Chaos hinter sich her. Auf dem Land gingen alle Pflanzen in Flammen auf, und das Schmelzwasser des Eises überflutete die großen Städte. Ozeane verwandelten sich in Dampfsäulen. Sein wilder Ritt erschütterte die Welt. Chaos.

Als ihn schließlich der mächtigste Gott mit einem Blitz niederstreckte und seinen brennenden Körper im Erdboden versinken sah, nahm der Sohn seinen Tod ohne Bedauern hin. Indem er sein Ziel verfolgt hatte, hatte er sich über die Begrenztheit seiner Herkunft erhoben. Darüber, was alle für ihn vorhergesehen hatten. Über diejenigen, die ihn demütigen wollten. Er hatte Kühnheit bewiesen, und Kühnheit hat häufig Folgen. Ihm war das von Anfang an bewusst gewesen. Und dennoch - was für eine Fahrt, Siegfried. *Was für eine Höllenfahrt.*«

DeVane verstummte. Er atmete tief durch, löste seine verschränkten Finger und lehnte sich dann langsam zurück. Als er erneut das Wort ergriff, war seine Stimme ruhig und leise. »Ist Ihre Neugier befriedigt?«, fragte er.

»Ja.«

»Dann zurück zum Geschäftlichen.« DeVanes Hände lagen auf dem Schreibtisch. »Gibt's sonst noch etwas, worüber wir reden sollten?«

Kuhl nickte. »Über unseren Mann bei UpLink, der Gordian den Krankheitsauslöser verabreicht hat«, antwortete er. »Er ist schwach und pessimistisch.«

DeVane zuckte die Achseln. »Ein kleiner Fisch, der aus den Tiefen nach oben steigt und mit den großen Fischen zusammen vergiftet wird.«

»Was ihm mittlerweile wohl klar geworden sein muss«, erwiderte Kuhl. »Ich frage mich: Was ist, wenn er uns bei seinen letzten Zuckungen zu beißen versucht?«

DeVane hob die Augenbrauen. »Verstehe. Sie schlagen vor ...«

»... dass El Tio Enrique Quiros beauftragt, diese unbedeutende Kreatur von seinem Elend zu erlösen. Und zwar so schnell wie möglich.«

DeVane betrachtete ihn mit einem kalten, stahlharten Blick. »Ihr Ratschlag ist gut«, sagte er. »Ich werde zu Enrique Kontakt aufnehmen.«

Kuhl nickte erneut und stand dann auf. Der große schwarze Vogel war weggefliegen, und durch das Fenster sah man in der weißen Leere zwischen dem Gebäude und dem Wald nichts außer den Spuren der Hirsche im Schnee.

Er wandte sich um und ging zur Tür.

»Siegfried.«

Kuhl blickte über die Schulter. Noch immer war DeVanes Blick fest auf ihn gerichtet.

»Jetzt wissen Sie sehr viel über mich«, sagte er.

»Ja.«

»So viel wie kein Lebender jemals über mich wissen wird.«

»Ja.«

Nachdem er seinen Gast noch einen Augenblick lang angesehen hatte, nickte DeVane.

Kuhl griff nach der Türklinke und verließ das Büro.

Krank.

Er fühlte sich so krank.

Palardy kauerte vor der Kloschüssel, und wegen der harten Badezimmerfliesen schmerzten seine Knie. Er hatte einen säuerlichen und metallischen Geschmack im Mund, und sein Magen tat weh, weil er sich bereits mehrfach übergeben hatte. Seit Sonntagnacht ging das jetzt so, als er würgend sein halb verdautes Abendessen erbrochen hatte. Und nachdem sich keine feste Nahrung mehr in seinem Magen befunden hatte, war alles nur noch schlimmer geworden. Bis zum Morgen hatten ihn Magenkrämpfe gequält, und die aufsteigenden Säfte hatten einen säuerlichen und ranzigen Geschmack in seiner Kehle hinterlassen. Als dann keine Galle mehr übrig geblieben war, hatte dieses trockene Würgen begonnen.

Um etwa drei Uhr morgens hatte er sich angezogen, um in einem Laden, der vierundzwanzig Stunden am Tag geöffnet hatte, Ginger Ale zu kaufen. Vielleicht half das ja. Zwei- oder dreimal hatte er während des kurzen Wegs anhalten und sich an einem Laternenpfahl festklammern müssen, um sich überhaupt weiter auf den Beinen zu halten. Seine Magenkrämpfe waren unerträglich gewesen. Und dann dieses Schwindelgefühl, der Bürgersteig, der bei jedem Schritt unter ihm hinwegzugleiten schien. Es hatte eine halbe Ewigkeit gedauert, bis er den Laden erreicht, die Ginger-Ale-Flaschen gefunden und bezahlt hatte. Der Angestellte hatte ihn angeblickt, als wäre er ein Säufer oder ein Drogensüchtiger, der die Kasse stehlen wollte. Palardy war sicher, dass der Mann nach etwas unter der Theke getastet hatte - einem Alarmknopf, einer Waffe ...

Und dann die qualvolle Rückkehr zu seiner Wohnung, die wieder eine kleine Ewigkeit in Anspruch genommen hatte. Er hatte sich auf seinem Sofa zurückgelehnt und das Ginger Ale ungekühlt getrunken, in kleinen Schlucken,

weil er dachte, dass sein Körper immer nur winzige Portionen vertrug.

Palardy glaubte, dass ihm zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal aufgefallen war, dass seine Kehle wehtat. Möglich, dass sich der Schmerz nach und nach in dieser Nacht entwickelt hatte. Vielleicht wäre es ihm schon eher aufgefallen, wenn er nicht diese permanenten Magenkrämpfe gehabt hätte. Aber seine Kehle fühlte sich ziemlich entzündet an, und er bezweifelte, dass es auf einen Schlag so schlimm werden können. Seine Mandeln schienen so dick wie Daumen zu sein, und er litt unter Schluckbeschwerden. Er spürte zwei Knoten im Hals, seiner Meinung nach geschwollene Drüsen.

Es war eine Qual, das Ginger Ale zu trinken, und es war sowieso alles umsonst gewesen. Der Gang zum Geschäft, die kleinen, vorsichtigen Schlucke, alles umsonst. Bevor er es bis zum Badezimmer geschafft hatte, kam ihm auch das Ginger Ale wieder hoch und spritzte über seine Hände, die Polster und den Teppich. Ginger Ale, vermischt mit Spucke und Schleim.

Danach versuchte Palardy nicht mehr, irgendetwas zu sich zu nehmen, weder flüssige noch feste Nahrung.

Er litt erbärmlich. Vor ein paar Minuten hatte er geglaubt, dass es ihm die Eingeweide zerreißen würde, dass er sie in blutigen Fetzen erbrechen müsste. Dieses trockene Würgen, er spürte es am ganzen Körper, und sein Rücken und seine Seiten schmerzten genauso wie sein Magen. Guter Gott! Und wie sein Herz jetzt schlug, hart gegen sein Rippen pochte - schnell und unregelmäßig.

Keuchend über die Kloschüssel gebeugt, umfasste Palardy seine Brust. Er wartete ab, ob die Attacke vorbei war oder ob er erneut mit Krämpfen rechnen müsste.

Nach einer Weile glaubte er, dass ihm eine Pause vergönnt war. Er stand auf, hielt sich aber zur Sicherheit am Waschbecken fest. Nachdem er sein Gesicht mit kaltem Wasser benetzt hatte, spülte er sich den Mund und spuckte aus. Der ekelhafte Geschmack war nicht verschwunden, aber damit hatte er ohnehin nicht gerechnet.



Mit schwerem Kopf, frierend und zittern, taumelte Palardy zur Badezimmertür. Im Flur holte er eine Wolldecke aus dem Wandschrank und legte sie sich um die Schultern. Dann ging er ins Wohnzimmer zurück und ließ sich auf die Couch fallen.

*Was ging hier vor? Was geschah nur mit ihm?*

In seine Decke gehüllt, versuchte er, sich aufzuwärmen. Er wünschte, er könnte sich entspannen. Aber in seinem Kopf hatte sich ein entsetzlicher Gedanke festgesetzt. Vielleicht noch nicht zu Beginn seiner Krankheit, aber kurz danach hatte er sich zu fragen begonnen, ob das Ganze vielleicht etwas mit dem Inhalt der Ampulle aus dem Lederetui zu tun hatte, das Enrique Quiros ihm gegeben hatte. Nur ein einfältiger Trottel hätte diese Möglichkeit nicht in Betracht gezogen. In jener Nacht, als er sich mit Enrique Quiros am Hafen getroffen hatte, war ihm der Gedanke gekommen, dass jeder, der das Risiko einging, die Verletzung oder Ermordung einer so wichtigen Persönlichkeit wie Roger Gordian anzuordnen, auch in der Lage sein musste, für alle Fälle seine Spuren zu verwischen. Er musste jeden verschwinden lassen können, der ihn mit dem Verbrechen in Verbindung bringen würde. Auch Quiros schien es damals unangenehm gewesen zu sein, dass er in die Sache verwickelt war, und er hatte alles so schnell wie möglich hinter sich bringen wollen. Palardy konnte sich nicht genau an seine Worte erinnern, aber Quiros hatte angedeutet, dass er kein persönliches Interesse an einem Anschlag auf Gordian habe, dass irgendein einflussreicher Mann im Hintergrund die Fäden ziehe und dass er genauso auf sich aufpassen müsse wie Palardy.

Das war eine erschütternde Offenbarung gewesen. Palardy hatte sich selbst nie für einen Kriminellen gehalten und geglaubt, völlig anders als Quiros zu sein. Jetzt feststellen zu müssen, dass sie etwas gemeinsam hatten und beide gleich weit gehen würden, um sich selbst zu schützen ...

Eine erschütternde Einsicht.

Palardy war sich der Tatsache bewusst, dass er das ein-

zige Verbindungsglied zwischen Quiros und Roger Gordian war. Wenn er eliminiert wurde, gab es diese Verbindung nicht mehr. Das war ihm schon damals auf dem Parkplatz am Hafen bewusst geworden. Bevor sie sich getrennt hatten, hatte er Quiros gegenüber indirekt seiner Angst Ausdruck verliehen und ihn gefragt, wie er sicher sein könne, dass der Inhalt der Ampulle ihm nicht gefährlich werden könne. Daraufhin hatte Quiros ihm minutenlang erklärt, dass die Flüssigkeit an sich harmlos und nur die letzte Ingredienz eines biologischen Rezepts sei, das nur für jenes genetisch speziell ausgestattete Individuum Folgen haben würde, dem es verabreicht würde. Wenn irgendeine dieser Ingredienzen in der genetischen Veranlagung fehle, bestehe kein Grund zur Sorge. Laut Quiros konnte man einen halben Liter davon konsumieren, ohne dass das irgendeine Wirkung hatte.

Es bereitete Palardy keine Mühe, das dahinter stehende Konzept zu begreifen. Die Entwicklung der Genforschung hatte er in den Nachrichten und etlichen Zeitschriftenartikeln verfolgt. Außerdem hatte UpLink International bis zu der Verschlingung des Konzerns vor ungefähr einem Jahr eines der großen Gentechnologie-Unternehmen besessen. Noch immer hielt UpLink einen Anteil an der Firma, und Palardy hatte unter ihren Mitarbeitern ein paar gute Freunde. Deshalb wusste er genug über die gentechnologische Forschung, um zu begreifen, dass Quiros' Beruhigungsversuche nichts galten, weil das Rezept nur so individuell war, wie es nach dem Willen der Person, die es zusammenbraute, individuell sein sollte. Man musste sich nur einmal vorstellen, dass er alle Menschen mit braunem Haar oder einer ähnlich weit verbreiteten Eigenschaft loswerden wollte. Wie würde sich das auf die Sterblichkeitsrate derer auswirken, die seiner >letzten Ingredienz< ausgesetzt waren? Wäre das nicht eine Art Endlösung?

Und dann war da noch etwas an Quiros' Erklärung, das Palardy seiner Meinung nach gezielt in die Irre leiten sollte. Wenn er behauptete, dass der Wirkstoff speziell auf die erbten genetischen Merkmale einer bestimmten Person

zugeschnitten war, mochte das ja stimmen. Aber wie konnte Palardy sicher sein, dass Quiros nicht genau aus diesem Grund jemanden beauftragt hatte, *seinen* genetischen Fingerabdruck zu besorgen? Mit ein paar Haaren aus *seinem* Kamm, etwas toter Haut von *seinen* Badezimmerfliesen? Wie konnte er wissen, ob nicht jemand in seine Wohnung eingedrungen war und seinen Orangensaft, sein Mineralwasser oder seinen Aufschnitt mit einem Krankheitsauslöser versetzt hatte, der genau auf die genetischen Charakteristika Don Palardys abgestimmt war?

Er sank in die Sofakissen zurück und lauschte dem Geräusch seiner mühseligen Atemzüge. An diesem Morgen, als er sich telefonisch an seinem Arbeitsplatz krankgemeldet hatte, hatte er die Absicht gehabt, den Arzt anzurufen. Aber wegen dieser Gedanken, die in seinem Kopf herumwirbelten, hatte er sich dagegen entschieden. Sie hatten ihn gelähmt. Bei einem gewöhnlichen Virus wäre die Sache bald ausgestanden. Wenn seine Symptome aber durch einen im Labor produzierten Virus oder künstlich hergestellte Bakterien verursacht worden waren, durch eine Mikrobe, die der Arzt nicht identifizieren konnte, bestand seine einzige Überlebenshoffnung darin, dass er auspackte. Falls es ihm irgendwie gelingen sollte, die Herkunft seines Wissens zu verschweigen, würde er dennoch Fragen beantworten müssen, wenn die Krankheitsdiagnose mit der Gordians übereinstimmte. Dann wäre er in einen Mord verwickelt, den ersten dieser Art, und ungefähr so berücksichtigt wie Lee Harvey Oswald. Und bald auch genauso tot.

Palardy schloss die Augen, bleich, schwitzend, von Schmerzen gepeinigt. Er musste irgendetwas arrangieren. Falls man ihn betrogen, ausgenutzt und dann fallen gelassen hatte, musste es doch möglich sein, eine Spur zu Quiros zu legen. Vielleicht steigerte er sich ja in etwas hinein, und bald würde sich alles richten. Aber falls dem nicht so war, musste es *irgendeine* Möglichkeit geben...

Dann kam ihm plötzlich eine Idee.

## 16.

### *Verschiedene Schauplätze* *15. November 2001*

Als Roger Gordians persönlicher Arzt, Dr. Elliot Lieberman, am Dienstagmorgen die Krankenakte studierte, ließ ihn die Lektüre verwirrt und bestürzt zurück.

Ganz ohne Zweifel war Gordian krank, aber der Grund seiner Krankheit war ein Rätsel. Die grippeähnlichen Symptome vom Sonntagnachmittag hatten sich nach seiner Einlieferung spürbar gebessert. Auch am Montag hatte diese positive Entwicklung angehalten. Aber während der letzten Stunden hatte sich unerwartet eine rapide Verschlechterung seines Zustands eingestellt. Um Mitternacht hatte Gordian die Dienst habende Schwester gerufen, weil er erneut Schwierigkeiten beim Atmen hatte, fror und von einem stechenden Kopfschmerz gepeinigt wurde, der so stark war, dass er ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Wieder hatte er über vierzig Grad Fieber gehabt, die höchste Temperatur seit seiner Ankunft in der Notaufnahme, und auch bei der letzten Messung war das Fieber noch nicht gesunken.

Auch wenn sich seine respiratorischen Probleme durch eine Sauerstoffmaske lindern ließen, hatte Lieberman vor ein Paar Stunden, als er Gordian mit dem Stethoskop abgehört hatte, ein flaches Ausatmen festgestellt, das ihn sofort veranlasst hatte, den Patient röntgen zu lassen. Die Aufnahmen zeigten Schatten auf der Lunge, die bei den Röntgenbildern vom Vortag nicht sichtbar gewesen waren, ein typisches Anzeichen dafür, dass sich in den Lungen Flüssigkeit gebildet hatte. Lieberman hatte darum gebeten, Gordian nach zwei Tagen erneut zu röntgen und ihn über den Gesundheitszustand des Patienten auf dem Laufenden zu halten. Bei einer weiteren Verschlechterung der Lage musste Gordian wahrscheinlich auf die Intensivstation verlegt werden. Dann kehrte Lieberman in sein Büro zurück, um die Tabellen und die Laborergebnisse zu studieren.

Irritierend war, dass die ursprüngliche Vermutung, Gordian könnte an einer Grippe erkrankt sein, ausgeschlossen werden musste, ebenso Viruspneumonie, die ernsthafteste damit verbundene Komplikation. Ein Abstrich aus dem Nasenraum zur Anlage einer Schnellkultur, mit der Grippe-Antigene des Typs A und B identifiziert werden konnten, also molekulare Komponenten der Virenstränge, die die Abwehrreaktionen des Körpers stimulieren, hatte einen negativen Befund ergeben. Bei einer zweiten schnellen Diagnosemethode, der Untersuchung einer Schleimprobe aus Gordians Kehle, waren innerhalb von zwanzig Minuten identische Resultate herausgekommen. Beide Methoden galten in neunundneunzig Prozent aller Fälle als zuverlässig und versprachen daher eine fast völlige analytische Gewissheit.

Frustriert aufseufzend, blättert Lieberman die Papiere auf seinem Schreibtisch zum dritten Mal durch auf der Suche nach irgendwelchen Hinweisen, die ihm vielleicht entgangen waren. Seine Großmutter - möge ihre Seele in Frieden ruhen - hätte Gordians Symptome durch eine Berührung seiner Stirn und durch einen Blick mit der Taschenlampe auf seine entzündete, geschwollene Kehle katalogisieren könnten. Vor dem letzten Schritt hätte sie ihn auf Jiddisch gebeten, den Mund weit zu öffnen. Trotz der gerahmten Diplome und Urkunden an den Wänden seines Büros war Lieberman zum gegenwärtigen Zeitpunkt mit seinen Erkenntnissen über Gordians Zustand kaum weiter. Bei Blutuntersuchungen waren auch die üblichen, bakteriell bedingten Lungenentzündungen ausgeschlossen worden, die in erster Linie durch Streptokokken ausgelöst wurden, aber auch durch Staphylokokken und die noch selteneren Legionella-Stäbchenbakterien, die für die Legionärskrankheit verantwortlich waren. Auch gab es keine Anzeichen für Chlamydien und Mykoplasmen. Die serologische Analyse hatte eine erhöhte Zahl von Lymphozyten ergeben, jenen weißen Helferzellen im Blut, die auf den Angriff fremder Mikroben reagieren. Das war eine grundsätzliche Bestätigung von Großmutter's Heimdia-

gnosemethoden - der klinische Beweis dafür, dass eine Entzündung vorlag und dass das Immunsystem gleichsam Spürhunde losschickte, die nach Antigenen suchten, wie die Tests mit den Abstrichen. Aber während die Lymphozyten zwar einen Beweis dafür lieferten, dass bei Gordian eine Virusinfektion vorlag, konnten sie nicht erklären, um was für einen speziellen Virus es sich handelte.

In den Datenbanken des San José Mercy Hospital hatte Lieberman überprüft, ob während der letzten zwei Tage ähnliche Fälle ohne definitive Diagnose aufgetreten waren, aber seine Suche war erfolglos geblieben. Auch die Ausweitung seiner Computerrecherche auf die letzte Woche und die letzten Monate blieb ohne Resultat. Dann hatte er Kollegen aus benachbarten Krankenhäusern angerufen, um in Erfahrung zu bringen, ob diese kürzlich mit einem Fall zu tun gehabt hatten, der Gordians Krankheit ähnelte. Erneut Fehlanzeige. Aber wie auch immer - irgendetwas musste unternommen werden, um herauszufinden, an was für einer Krankheit Gordian litt. Sein Körper kämpfte mit einem geheimen Eindringling und ermüdete dabei sichtbar. Solange die Krankheit nicht identifiziert war, war eine effektive ärztliche Behandlung unmöglich.

Lieberman atmete tief durch. Eigentlich sollte er wissen, womit er es zu tun hatte, aber er wusste es nicht, und das beunruhigte ihn sehr. Er musste einen Experten konsultieren, der über Spezialistenwissen verfügte.

Er nahm den Telefonhörer ab, um den Chef der Virologie-Abteilung anzurufen, aber dann dachte er, dass dieses Telefonat noch etwas warten konnte. Also legte er wieder auf, ohne die Verbindung herzustellen. Es gab da jemanden, mit dem er zuerst reden wollte, einen seiner ältesten Freunde und Kollegen. Eric Oh arbeitete als Epidemiologe im kalifornischen Gesundheitsministerium und war in der Grundlagenforschung über die Methoden der Identifikation unbekannter und neu auftretender Krankheitserreger aktiv gewesen. Außerdem war er bei den Centers for Disease Control ein gefeierter Virenjäger gewesen, bevor er ein Mädchen aus seiner Heimatstadt geheiratet hatte.

Seine Frau bestand darauf, dass er nicht länger mit den gefährlichen BL4-Pathogenen herumspielte, sondern in den Westen zurückkehrte und sich dort niederließ.

Es war ein direkter Verstoß gegen das übliche Prozedere, zuerst mit Eric zu reden, bevor er einen Abteilungschef in seinem Krankenhaus konsultierte. Und die Kriterien, die einen Anruf im Gesundheitsministerium erfordert hätten - mehrere aktenkundige Fälle mit ähnlichen Symptomen wie bei Gordian oder Daten, die auf einen umfassenden Ausbruch einer Infektionskrankheit hinwiesen -, waren in diesem Fall nicht gegeben. Ein einzelner Patient mit einer Krankheit, die einen kleinen Allgemeinmediziner irritierte, und das noch nicht einmal zwei Tage lang, war keine Gefahr für die öffentliche Gesundheit, selbst wenn es sich um einen so prominenten Patienten wie Roger Gordian handelte.

Aber Lieberman hatte ein seltsames Gefühl im Magen, eines jener Gefühle, denen man mit zunehmendem Alter und wachsender Erfahrung immer mehr Vertrauen schenkte. Seiner Meinung nach konnte ein informeller Gedankenaustausch mit Eric kaum als inkorrektes Verhalten ausgelegt werden.

Er hatte die Lippen so fest zusammengekniffen, dass sie kaum noch als Strich auf seinem langen, von Sorgenfalten zerfurchten Gesicht zu erkennen waren. Dann blickte er auf seinen Organizer, um Erics Telefonnummer herauszusuchen, bevor er erneut den Hörer abnahm.

»Ich kann gar nicht glauben, dass ich so gedankenlos war, so *dumm* ... Drei Sonntage nacheinander hat er damit verbracht, einen Zwinger für meine Hunde zu bauen, und ich habe ihm nur das Leben zur Hölle gemacht...«

Als ihn Julias Worte aus dem Schlaf weckten, bewegte sich Gordian und öffnete dann die Augen. Gemeinsam mit Ashley saß seine Tochter am Fußende des Krankenbetts, um nicht an die Schläuche und Monitore zu stoßen, an die Gordian angeschlossen war.

Schwach hob er einen Arm, um die lose sitzende Sauer-

stoffmaske über sein Kinn zu ziehen. Als die Frauen bemerkten, dass er aufgewacht war, wandten sie sich ihm zu und sprangen dann auf. »Ist alles vergessen, gebt mir lieber ein Glas Wasser«, brachte er mühsam hervor. Das Innere seines Mundes fühlte sich trocken und belegt an.

Sofort stand Julia neben ihm, dahinter ihre Mutter. »Ich weiß nicht, ob du die Maske abnehmen solltest, Dad ...«

Er bewegte seine Hand. »Mit dem Atmen gibt's im Moment keine Probleme«, krächzte er. »Ich bin nur durstig.«

Ashley hob bereits den Wasserkrug von dem fahrbaren Servierwagen, schenkte einen Papierbecher halb voll und reichte ihn an Julia weiter. Dann drückte sie auf den Knopf, um den oberen Teil des Betts anzuheben.

Während Ashley die Kissen richtete, griff Gordian nach dem Becher, aber seine Tochter schüttelte den Kopf.

»Lass mich den Becher halten«, sagte sie. »Trink langsam. Nur kleine Schlucke, okay?«

Gordian nickte, benetzte seine Lippen und ließ dann das Wasser über seine klebrige, belegte Zunge sickern. Dann schluckte er. Die kühle Flüssigkeit tat seiner heißen, wunden Kehle unglaublich gut. »Ich dachte, ihr wolltet einen Happen essen gehen«, sagte Gordian.

»Haben wir getan«, antwortete Ashley, die näher trat und seine Wange berührte. »Als wir wieder hier waren, warst du eingeschlafen.«

Er blickte sie an. »Wie lange habe ich denn geschlafen?«

»Eine Weile ... Ich bin nicht ganz sicher ...«

Gordian drehte sich um und blickte auf die Uhr auf seinem Nachttisch. Es war fast zwei Uhr mittags. Er war überzeugt, nur für eine Viertelstunde, höchstens für zwanzig Minuten eingenickt zu sein, nicht für ein paar Stunden.

Erneut blickte er seine Frau an, die >ihr Gesicht aufgesetzt< hatte, wie sie sich auszudrücken pflegte - Make-up. Nicht, dass sie es benötigte. Nach so vielen Jahren sah sie immer noch wie auf jenen Fotos aus, die kurz nach ihrer Hochzeit aufgenommen worden waren. Aber er sah die dunklen Ringe unter ihren Augen und kleine Fältchen in den Augenwinkeln, die vorher nicht da gewesen waren.



»Hast du Lust auf ein kleines Mittagessen?«, fragte sie, während sie auf den Servierwagen zeigte. »Die Krankenschwester hat etwas zu essen hier gelassen, ein Puten-Sandwich und Wackelpudding ...«

Gordian schüttelte den Kopf. »Später«, antwortete er. »Meine Beine sind kalt. Ist die Klimaanlage zu weit aufgedreht?«

Ashley warf Julia einen kurzen Blick zu. *Wohl nicht*, dachte er.

»Ich werde im Schwesternzimmer nach einer zusätzlichen Decke fragen«, sagte Ashley.

»Ich werde schon nicht abhauen.«

Sie lächelte schwach und ging hinaus.

Nachdem Gordian noch etwas Wasser getrunken und Julia gedankt hatte, ließ er seinen Kopf wieder auf die Kissen sinken. Die Jalousien waren zwar zugezogen, aber das Tageslicht, das durch die Lamellen sickerte, erschien ihm zu grell. Eine Sekunde lang schloss er die Augen.

Als er sie wieder öffnete, betrachtete Julia ihn.

»Du bist nicht in die Arbeit gegangen?«, fragte er.

»Also wirklich!«

»Du hast den Job noch nicht lange, und es würde mir ganz und gar nicht gefallen, wenn du Ärger kriegst.«

Vorsichtig setzte sie sich auf den Rand des Betts. »Schon in Ordnung. Ich habe die alte Mein-Vater-liegt-im-Krankenhaus-Masche benutzt.«

»Eine gute Masche. Dann wollen wir das auch voll ausnutzen.«

Sie betrachtete ihn angespannt, ergriff dann seine Hand.

»Hast du von Dr. Lieberman was Neues gehört?«, fragte er.

»Seit heute Morgen nicht mehr. Er wollte deine Unterlagen studieren und dann herkommen, wurde aber wegen eines Notfalls weggerufen.«

Gordian nickte. Er spürte die Schwellungen unter seinen Kiefern, und das Gefühl erinnerte ihn daran, wie er als Kind Mumps gehabt hatte.

»Dad ...«

Als er seine Tochter anblickte, sah er, dass ihre Augen plötzlich feucht geworden waren.

»Honey? Ist irgendwas?«

Sie schüttelte den Kopf, aber das Kopfschütteln galt einem unausgesprochenen Gedanken, nicht seiner Frage.

»Was du mich sagen gehört hast, als du aufgewacht bist... Es tut mir Leid, wie ich dich behandelt und wie ich mich verhalten habe, als du vorgestern bei mir warst.« Sie drückte seine Hand fester, wischte sich mit der anderen eine Träne ab. »Seit der Scheidung war ich so mit mir selbst beschäftigt... Mein Gott, Daddy ... Ich weiß nicht, warum ich meine Probleme an dir auslasse ...«

»Vielleicht, weil wir vom selben Schlag sind.«

»Wir sind gut darin, mit unseren Gefühle nicht umgehen zu können.« Jetzt drückte Julia seine Hand noch fester, und ihre Augen glänzten. »Es ist, als würde ich meine Gefühle für mich behalten, bis ich ganz davon erfüllt bin.«

»Ich weiß.«

»Als würden sie alle zusammenhängen, und ich habe keine Ahnung, wie ich damit umgehen soll, und versuche, sie *noch weiter* nach innen zu drängen. Ich versuche, mich selbst davon zu überzeugen, dass sie schon verschwinden werden. Und dann wird der Druck nur noch schlimmer ...«

»Ich weiß.« Gordian lächelte seine Tochter an. »Das macht es nicht gerade einfach für die Menschen, die wir lieben. Frag deine Mutter.«

Einen Augenblick schwiegen beide, während sie sich weiter bei den Händen hielten.

»Du wirst schon eine Lösung finden«, sagte er schließlich. Seine Kehle brannte. Die zeitweilige Erleichterung, die ihm das Wasser verschafft hatte, war längst wieder verschwunden. »So was braucht Zeit. Du hast schwierige Veränderungen durchgemacht...«

Ein sanftes Klopfen an der offenen Tür unterbrach ihn.

Sie wandten sich beide Dr. Lieberman zu, der vor der Türschwelle stand.

»Julia, Gord.« Das Gesicht des Arztes wirkte mitgenommen. »Hoffentlich entschuldigen Sie meine Verspätung, es war einer dieser Tage ...«

»Erzählen Sie, Elliott«, sagte Gordian mühsam.

Als Lieberman eintrat, schweifte sein Blick schnell durch den Raum. »Ich hatte gehofft, dass Ashley ...

»Steht direkt hinter Ihnen.«

Der Arzt blickte über die Schulter und sah sie mit einer gefalteten Decke über dem Arm im Flur stehen. Um ihr Platz zu machen, trat er zur Seite. »Gut«, sagte er dann. »Ich bin froh, Sie alle drei anzutreffen.«

Sie blickten ihn an, und allen schoss gleichzeitig der Gedanke durch den Kopf, dass weder Liebermans Tonfall noch sein Gesichtsausdruck besonders glücklich wirkten, von seinen etwas gestelzten Worten ganz zu schweigen.

Nachdem der Arzt die Tür geschlossen hatte, schwieg er - sehr lange, wie es Gordian schien.

»Wir müssen über das reden, was ich herausgefunden habe«, sagte er dann. »Und zwar sehr ernsthaft.«

»Also, hier sind meine spärlichen Informationen«, begann Megan. »Seit heute Morgen hat sich der Zustand unseres Chefs nicht gebessert, und die Untersuchungen haben nicht gezeigt, was nicht mit ihm stimmt. Sein Arzt, ich glaube, er heißt Lieberman, hat einen Epidemologen im Gesundheitsministerium in Sacramento angerufen.«

Sie blickte Pete Nimec und Vincent Scull an, die mit ihr in Nimec' Büro im Hauptquartier von UpLink International saßen. Ihr Treffen war hastig einberufen worden, nur einige Minuten, nachdem Ashley Gordian aus dem Krankenhaus angerufen hatte, um Megan auf dem Laufenden zu halten.

Nimec sah sie mit einem festen Blick an. »Das war's?«

Sie nickte.

»Das macht doch keinen Sinn«, bemerkte Scull. »Wenn der Fall plötzlich ans Gesundheitsministerium weitergereicht wird, heißt das entweder, dass es eine Menge solcher Fälle gibt, oder aber, dass der Verdacht besteht, dass

Gord eine ansteckende Krankheit hat und das öffentliche Wohl bedroht ist.«

Megan schüttelte den Kopf. »Das habe ich auch angenommen. Aber Ashley meint, dass es sich nur um eine inoffizielle Kontaktaufnahme gehandelt hat. Lieberman hat einen Freund im Gesundheitsministerium, und der wird sich erkundigen.«

Eine Zeit lang schwiegen alle.

»Was zum Teufel sollen wir tun?«, fragte Nimec. »Erzählen Sie mir jetzt nicht, dass wir abwarten und beten sollen, dass alles bestens läuft.«

Megan blickte ihn ernst an. »Manchmal kann man nicht anders«, erwiderte sie.

Nimec stieß dem Atem aus. »Verdammt, *gottverdammter* Mist.«

Wieder herrschte Schweigen im Raum.

Scull runzelte die Stirn und strich mit seiner Hand immer wieder über seine Glatze. Dann blickte er Megan an. »Vielleicht sollten wir die Sache selbst untersuchen.«

»Was denn?«

»Dasselbe tun wie die Typen in den weißen Kitteln«, antwortete Scull. »Man sieht jede Menge Punkte und sucht die Verbindungslinie. Eigentlich ist das nichts anderes als das, was in meinem Job zu den üblichen Prozeduren gehört.«

»Ich kann nicht ganz folgen.«

Erneut kratzte sich Scull am Kopf. »Okay. Also, ich bin in einem fremden Land und erstelle aus der Sicht des Unternehmens eine Risikoanalyse. Zuerst tue ich so, als würde ich vom Mars kommen - ich verwerfe alle Vorstellungen und sauge alles auf wie ein Schwamm. Bis jetzt klar?«

Megan nickte.

»Wenn ich dann lange genug in dem Land bin und ein Gefühl dafür entwickelt habe, was dort läuft, erkenne ich ein potenzielles Problem. Politischer Natur, wirtschaftlicher Art oder auch soziale Instabilität, die für unser Unternehmen bedrohlich werden kann. Dann analysiere ich den Grund oder die Gründe, führe sie auf ihre Ursprünge zu-

rück. Das kann kompliziert sein. Es gibt immer verborgene Aspekte und geheime Pläne, aber ich konzentriere mich auf das Sichtbare und verfolge alle Spuren. Meistens führen sie zu anderen, die nicht so offensichtlich sind. Dann verfolge ich die weiter. Wenn ich dann innerhalb des vorgegebenen Zeitrahmens alles irgend Mögliche in Erfahrung gebracht habe, spinne ich die Fäden weiter, um ein regionales Profil und einen Plan für ein Szenario zu entwickeln. Anschließend formuliere ich meine Empfehlungen, wie unsere Investitionsstrategie aussehen sollte.«

»Okay, immer noch alles klar«, sagte Megan. »Und jetzt helfen Sie bitte meinem chronisch fantasielosen Geist mit dem Rest auf die Sprünge.«

Einen Augenblick lang dachte Scull nach. »Nehmen wir mal an, Sie wären auf medizinischem Gebiet eine Art Detektiv«, sagte er. »Es gibt da eine Krankheit, die Sie nicht identifizieren können, und Sie wollen *deren Ursprünge* herausfinden, so wie ich es mit irgendeiner radikalen Bewegung in irgendeinem obskuren Land mache. Also untersuchen Sie zuerst, wie sich die Person, die Sie behandeln, die Krankheit zugezogen hat. Wo hat sich der Patient zuletzt aufgehalten? Zu wem hatte er Kontakt? Vielleicht fällt ihnen ein anderer Fall auf, der mit Ihrem in Verbindung gebracht werden kann. Dann können Sie mit ziemlicher Sicherheit vermuten, dass die Krankheit ansteckend ist. Mit dem nächsten Schritt versuchen Sie herauszufinden, wie sich die Krankheit verbreitet. Etwa, ob sie von Nagetieren auf Menschen überspringt. Oder von Nagetieren auf Insekten und dann auf Menschen, wie bei der Beulenpest. Oder ob sie direkt von Mensch zu Mensch übertragen wird. Die Hauptsache ist Folgendes: Wenn Sie die Information erst einmal haben, sind Sie auf dem besten Weg, den Krankheitserreger zu finden. Und dann können Sie vielleicht damit fertigwerden. Sie begreifen, *wie* das Problem angegangen werden muss.« Er blickte erst Megan, dann Pete an. »Sehen Sie worauf ich hinaus will?«

Die beiden nickten, Megan mit gerunzelter Stirn.

Erneut herrschte nachdenkliches Schweigen.

»Und wo beginnen wir?«, fragte Nimec nach einer Weile.

Scull drehte sich in seinem Stuhl zur Seite und schlug mit der Faust an die Wand. »Genau hier, Pete. Im Hauptquartier von UpLink International. Wo zum Teufel sollen wir sonst anfangen, wenn nicht im zweiten Zuhause unseres Chefs?«

Palardy träumte, er läge im Krankenhaus. Zumindest glaubte er, dass es ein Traum war. Manchmal war es schwierig, das Wirkliche und das Unwirkliche auseinander zu halten. Wie an dem Tag, als er mit der Spritze in Gordians Büro gewesen war. Auch das war ihm damals wie ein Traum erschienen. Er erinnerte sich daran, wie er im Raum zu schweben geglaubt hatte, nachdem er durch die Tür getreten war, wie unreal ihm alles erschienen war. Einerseits war er es selbst gewesen, andererseits hatte er gleichzeitig praktisch neben sich gestanden. Und auch jetzt hatte er wieder dasselbe Gefühl. Vielleicht spielte sich alles nur in seinem Kopf ab. Nicht nur die üblen Dinge, die ihn kürzlich heimgesucht hatten, und das, was er getan hatte, sondern alles, was seit Brasilien passiert war. Das Glücksspiel, der Verkauf der Pläne, um seine Schulden zu bezahlen, seine Frau, die ihn verlassen hatte ... Dann die Rückkehr in die Vereinigten Staaten, wieder Glücksspiel, erneut Ärger mit Kredithaien, erneut Betrügereien, die man von ihm verlangt und die er ausgeführt hatte. Alles war nur ein Traum, jede einzelne Minute. Jede Stunde, jeder Tag, jede Woche, jeder Monat, bis zu dem Zeitpunkt, als er krank geworden war. Aber glücklicherweise, glücklicherweise war das Leben ...

... das Leben.

Das Leben. Oder irgendetwas in der Art.

In dem Traum, den er mit Unterbrechungen in der letzten Nacht immer wieder geträumt hatte, in dieser jüngsten Ausformung seines Traums vom Leben oder des Lebens eines Traums lag er in sauberen Laken in einem Krankenhausbett und fühlte sich sehr viel besser. Das Fieber war

verschwunden, und seine Drüsen waren auch nicht mehr zur Größe von Golfbällen angeschwollen. Es lag hinter ihm, das mühsame Atmen, der Husten und das Blut, das er beim Husten gespuckt, das seinen Schleim rot gefärbt hatte, das Waschbecken, als er seinen Auswurf hineingespuckt hatte, die verschmutzte Toilette ...

Es war vorbei, alles vorbei. Der Schmerz und die Schluckbeschwerden. Die Ärzte hatten ihn behandelt, und die Krankenschwestern waren zärtlich und aufmerksam. Ihm ging es gut, er war auf dem Weg der Besserung. Aber wann immer er die Augen öffnete, fand er sich in seiner Wohnung wieder, allein in seinem Bett liegend, ganz allein, vor Schmerzen in den nassen, stinkenden Laken zusammengekrümmt. Das Kopfkissen war von dem blutigen Auswurf aus seinem Mund und seiner Nase befleckt.

Dann zwang sich Palardy in jene Traumwelt zurück, in der er sich behaglich fühlte, in diese Welt, wo die Ärzte erfahren und die Schwestern zuvorkommend waren, in diese Sphäre, wo es ihm besser, ach so viel besser ging, in diesem warmen, sauberen Bett. Dann beunruhigten ihn einzig die Gedanken an die Flaschenpost mit dem Rätsel, die er an sich - und doch nicht an sich - gesandt hatte, damit man später herausfinden würde, was passiert war, falls ihm etwas Schlimmes zustieß.

Die Botschaft, die Rache, das harte >Leckt mich am Arsch<, mit dem er es denen zeigen würde, die ihn betrogen hatten - das konnte ihn wieder einholen und sich zu einer Katastrophe entwickeln, wenn sich herausstellte, dass alles in Ordnung war und es ihm wirklich besser ging. Wenn man es herausfand, bevor er aus den Krankenhaus entlassen wurde.

Dieser Gedanke drohte ihn aus seinem Traum zurückzubringen in das einsame, reale Apartment, in dem er zusammengekrümmt lag und womöglich starb. Der Zeitpunkt hätte nicht unpassender sein können. In seinem Traum sorgte man für ihn, er wurde gesund, gerade wollte sich eine Krankenschwester um ihn kümmern, die leise das Zimmer betreten hatte und an sein Bett gekommen

war ... Obwohl er ihr Gesicht nicht sehen konnte, war sich Palardy sicher, dass sie wunderschön war, so wie seine Frau während der Flitterwochen, als sie ihr erstes Kind gezeugt hatten, so wunderschön wie seine Frau, und er wollte sie nicht verlassen, wollte einfach nicht...

Verwirrt öffnete Palardy die Augen. Jetzt schien er sich wieder in seiner Wohnung zu befinden, in seinem feuchten und zerwühlten Bett. Manchmal fiel es einem schwer, sich über das Aufwachen zu freuen. Die Jalousien waren zugezogen, damit sich nicht das Sonnenlicht in seine Augen bohrte. Aus dem gleichen Grund, diesem furchtbaren Augenschmerz, war auch das Licht ausgeschaltet. In dem Raum war es so düster, dass er sich nicht sicher war, aber er glaubte, sich in seiner Wohnung zu befinden. Obwohl er jetzt wach war, hatte er immer noch das Gefühl, dass jemand bei ihm war, neben seinem Bett...

Er blinzelte schnell. Wenn das hier seine eigene Wohnung und der Traum vorbei war, durfte sich hier niemand außer ihm aufhalten.

Wer konnte ...?

Plötzlich wurde Palardy von Angst gepackt. Er stützte sich mühsam auf die Ellbogen und blickte von links nach rechts.

Anfangs glaubte er, dass der Mann zu seiner Linken entstellt, dass sein Gesicht zerschlagen und plattgedrückt war. Dann glaubte er wieder, dass sein Blick wegen des Schlags noch verschwommen war, und blinzelte erneut.

Und dann begriff er, dass der Mann eine Maske trug.

Eine Strumpfmaske.

Während seine Angst schlagartig wuchs, nahm Palardy das bisschen Kraft zusammen, das ihm noch geblieben war, und stemmte sich etwas weiter hoch.

Aber eine schwarz behandschuhte Hand stieß ihn auf die Matratze zurück.

Die Hand packte ihn.

Hart presste sie sich gegen seine Rippen.

Er konnte sich nicht rühren.

Als Palardy zu sprechen versuchte, drang nur ein Stöh-



nen durch seine zusammengepressten, bläulich verfärbten Lippen. Dann versuchte er es erneut, während der Mann mit seiner freien Hand in eine Tasche an seinem Gürtel griff und etwas herauszog, das ihn schließlich die Sprache wieder finden ließ ...

»Wer ist da?«, stieß er mühsam hervor. »Warum ...?« Palardy sollte sterben, ohne dass seine erste Frage beantwortet wurde.

Doch die Antwort auf die zweite Frage kannte er bereits.

17.

*Verschiedene Schauplätze*  
*15. November 2001*

REUTERSONLINE MELDET:

**Unternehmenssprecherin erklärt, Roger Gordian  
habe keinen Schlaganfall erlitten**

Web-Veröffentlichung 1:14 Uhr Pacific Standard Time (21:14 Uhr Greenwich Mean Time) SAN JOSÉ - Heute Nachmittag wurden von einer Unternehmenssprecherin von UpLink International Berichte dementiert, nach denen Roger Gordian, Chief Executive Officer des Konzerns, am letzten Sonntag mit einem schweren Schlaganfall ins Krankenhaus eingeliefert wurde. »Es hat jede Menge unzutreffende Spekulationen gegeben, die ich entkräften möchte. Mr. Gordian wird gegenwärtig gründlich untersucht, nachdem er am Sonntag, als er im Garten eines Familienmitglieds arbeitete, von Schwindelanfällen geplagt wurde und sich körperlich unwohl fühlte«, erklärte die langjährige UpLink-Führungskraft Megan Breen gegenüber Reuters. Sie las ein vorformuliertes

Statement ab. »Er ist ein sehr aktiver Mann und könnte sich eventuell überanstrengt haben, aber ich kann Ihnen versichern, dass die Ärzte keinen Schlaganfall vermuten.«

Miss Breen machte keine genauen Angaben über Gordians Gesundheitszustand und schwieg sich auch über seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort aus. Allerdings fügte sie hinzu, dass er bei vollem Bewusstsein sei und seinem Wunsch Ausdruck verliehen habe, die Arbeit möglichst schnell wieder aufzunehmen.

Erste Gerüchte, nach denen es dem Milliardär, der sein Geld in der Verteidigungsindustrie und der Kommunikationstechnologie verdient hat, gesundheitlich nicht gut gehe, waren aufgetaucht, als gestern Informationen durchsickerten, nach denen er unerwartet mehrere Treffen mit hohen Senatsmitgliedern und führenden Unternehmern abgesagt hatte ...

Nachdem er am Telefon Liebermans Zusammenfassung über Roger Gordians Gesundheitszustand und die Ergebnisse der Laboruntersuchungen gehört hatte, war Eric Oh, Liebermans Kollege vom Gesundheitsministerium, besorgt genug, um darum zu bitten, ihm die Krankenakte sofort nach der Beendigung des Telefonats durchzufaxen.

Oh wartete vor dem Faxgerät und zog jede Seite einzeln heraus. Schon die erste schnelle Lektüre veranlasste ihn zu einem unverzüglichen Rückruf.

Seine Eindrücke entsprachen den Liebermans, und auch sein Magen sandte heftige Signale aus. Er bedrängte Lieberman, eine neue Blutprobe zur Untersuchung an das renommierte Virologie-Laboratorium der Stanford Medical School im nahe gelegenen Palo Alto zu schicken. Außerdem empfahl er, dass Lieberman die üblichen Richtlinien für eine potenzielle Bedrohung durch Biogefährdung befolgen und eine zweite, diesmal tiefgefrorene Blutprobe an die Centers for Disease Control in Atlanta senden solle.

»Zusätzlich sähe ich es gerne, wenn Sie ein weiteres Röhrchen mit Blutserum an das Forschungsinstitut in Berkeley schicken würden«, sagte er. »Mit den Wissenschaftlern dort habe ich ziemlich häufig Kontakt, und wir arbeiten gut zusammen.«

»Dann muss ich die Sache offiziell bekannt machen, die Chefärzte der verschiedenen Abteilungen informieren und ihre Genehmigung einholen«, bemerkte Lieberman.

»Glauben Sie, dass Sie sie heute Nachmittag zusammen-trommeln können?«

»Ich werde mein Bestes versuchen.«

»Noch etwas, bevor ich es vergesse - Gordians Röntgenbilder. In den Berichten steht, dass Sie ihn alle zwölf Stunden geröntgt haben. Kann ich sie sehen, von den ersten bis zu den letzten Aufnahmen? Morgen früh schicke ich sie sofort zurück.«

»Kein Problem.«

»Großartig. Dann kann ich mir wahrscheinlich ein besseres Bild von der Entwicklung machen«, sagte Oh. »Innerhalb einer Stunde ist das Material in Stanford. Ich werde hinfahren, die Röntgenbilder persönlich in Empfang nehmen und mich an die Arbeit machen.«

»Hatten Sie nicht erwähnt, dass sie heute Abend mit Cindy essen gehen wollten?«

»Seit dem Ende unserer Flitterwochen ist sie daran gewöhnt, dass ich mit meinen Proben vor dem Elektronenmikroskop hängen bleibe.«

Am späten Nachmittag trat Pete Nimec aus dem Lift und sah, dass Gordians Sekretärin auf die Bürotür ihres Chefs starrte.

»Wie schaffen Sie's, Norma?«, fragte er.

»So gut ich kann, Pete. Hat Mrs. Gordian wieder mit Ihnen telefoniert?«

Er schüttelte den Kopf. »Wir rechnen damit, wenn die Epidemologen vom Gesundheitsministerium sich die Sache angesehen haben.«

Norma schwieg. »Ich möchte nicht daran denken müs-

sen, dass er nicht da drin ist«, sagte sie schließlich. Mit einem freudlosen Blick zeigte sie auf Gordians Büro. »Aber irgendwie kann ich an nichts anderes denken.«

Nimec blickte sie an. »Ich weiß.«

»Nichts scheint in Ordnung zu sein«, fuhr Norma fort. »Es ist so seltsam. Er ist einer von den Menschen, bei denen ich es als selbstverständlich angesehen habe, dass sie immer bei uns sein werden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er ernsthaft krank ist. Er ist um so vieles *größer* als die meisten anderen ...« Einen Augenblick lang schwieg sie. »Tut mir Leid, dass alles macht natürlich keinen Sinn.«

Er streckte seine Hand aus und berührte ihre Schulter. »Vielleicht nicht. Aber Sie sind nicht allein. Alle, die sich um ihn sorgen, empfinden ein bisschen ähnlich.«

Sie legte ihre Hand auf seine und ließ sie dort einen Moment lang verweilen. »Danke.«

Nimec nickte schweigend.

»Es ist unglaublich, wie viel Arbeit Mr. Gordian bewältigen kann«, sagte Norma dann. »Ich habe die letzten beiden Nachmittage damit verbracht, seine Termine abzusagen. Das Mittagessen mit den Senatoren Richard und Bruford vom Armed Services Committee, die Treffen mit den Vorstandsmitgliedern, das Gespräch mit einem Repräsentanten der Silicon Valley Business Alliance, und ich weiß nicht, wie viele Termine noch.«

»Gab's viele Fragen seitens der Presse, nachdem diese Geschichte mit dem Schlaganfall publiziert worden war?«

»Reichlich«, antwortete Norma. »Ich habe mich wortwörtlich an Megans offizielle Erklärung gehalten. Schwindel, vielleicht Überarbeitung, ärztliche Routineuntersuchungen.«

»Das sollte für eine Weile reichen«, sagte Nimec.

»Hoffentlich wird es keine Gründe geben, darüber hinauszugehen.«

»Hoffentlich.« Nimec schwieg einen Moment. »Wo wir gerade über Gords Terminplan reden, Norma. Sie müssen mir einen Gefallen tun. Vince Scull hatte einige Ideen, die

für die Ärzte wichtig sein könnten. Könnten sie eine Liste mit den Namen der Menschen aufstellen, mit denen er sich in den letzten zwei, drei Wochen nachweislich getroffen hat? Persönlich getroffen, meine ich natürlich.«

Sie blickte ihn an. »Ja. Ich gebe alle Verabredungen in einen elektronischen Terminplaner ein. Wenn ich morgens den Computer einschalte, erscheint automatisch der Terminkalender auf dem Monitor. Dann gebe ich ein, ob ein Termin eingehalten, verpasst oder verlegt wird. Gelegentlich lässt Mr. Gordian mich vorab eine Liste von Gesprächsthemen eintippen. Oder seine handschriftlich formulierten Eindrücke, wie ein Treffen verlaufen ist.«

»Um Gordians private Notizen werde ich nicht bitten. Mir geht's nur um die Namen der Leute, mit denen er sich getroffen hat. Außerdem interessiert mich der Name ihrer Arbeitgeber. Vielleicht wäre noch wichtig, wo das Treffen stattgefunden hat. Können Sie das sofort erledigen?«

»Ich tue alles, was irgendwie hilfreich sein könnte, Pete, sofort oder später. Zögern Sie nicht, mich nach allen Informationen zu fragen, die Sie benötigen.« Der Gedanke, dass sie sich nützlich machen konnte, hatte Norma neues Leben eingehaucht. »Hätten Sie lieber einen Ausdruck oder eine CD-ROM?«

»Von beidem ein Exemplar.«

»Kriegen sie.« Norma legte sofort eine beschreibbare CD-ROM in ihr Laufwerk und begann zu tippen.

»Es tut mir Leid, sehr sogar, aber mit dieser Information kann ich Ihnen nicht behilflich sein«, sagte Carl VanDerwerf, der hinter seinem Schreibtisch saß. Er war UpLinks Managing Director für alles, was mit dem Personal des Unternehmens zusammenhing.

»Und ich sage Ihnen, dass ich diese Informationen haben muss«, erwiderte Rollie Thibodeau, der VanDerwerf gegenüber saß.

Die beiden Männer starrten sich an - ganz offensichtlich steckten sie in einer Sackgasse.

»Wir müssen die Privatsphäre unserer Mitarbeiter

schützen«, beharrte VanDerwerf. »Außerdem gibt es staatliche und bundesstaatliche Gesetze. Vielleicht haben Sie keine Ahnung von den Strafen, mit denen wir rechnen müssen. Durchaus möglich, das jemand klagen wird, weil Sie in seiner Akte nach vertraulichen Details gesucht haben ...«

Thibodeau hob eine Hand, um ihn zu unterbrechen. »Mir geht's nicht darum, wie alt diese Leute sind, welche berufliche Erfahrung sie haben oder ob sie in ihrer Freizeit dem Stabhochsprung frönen oder auf Stelzen herumlaufen. Es ist mir auch schnuppe, ob jemand Kleptomane, Nymphomanin, Single, verheiratet oder Bigamist ist. Oder ob er eine Tante Emma in der Klapsmühle hat. Nennen Sie mir einfach die Namen der in diesem Gebäude beschäftigten Mitarbeiter, die in den letzten zwei Wochen krank waren, außerdem die Abteilungen, in denen sie tätig sind. Das muss doch in Ihren Unterlagen stehen.«

VanDerwerf seufzte genervt. »Natürlich, schon wegen der Lohnabrechnung und den Versicherungen. Aber wenn Sie mir gestattet hätten, den Satz zu beenden, den ich eben begonnen habe, wüssten sie mittlerweile, dass das Gesetz verlangt, dass detaillierte medizinische Daten vertraulich behandelt werden.«

»Von *detaillierten* medizinischen Daten ist ja nicht die Rede«, entgegnete Thibodeau. »Was riskieren Sie denn schon? Lassen Sie mich einfach wissen, wer sich in letzter Zeit krankgemeldet hat. Ob der Mitarbeiter dafür Gründe angegeben hat oder nicht, ist seine Sache.«

VanDerwerf seufzte erneut. »So wie Sie für die Sicherheitsoperationen unseres Unternehmens zuständig sind, muss ich alles überwachen, was mit dem Personal zusammenhängt, und zwar von den obersten Führungskräften bis hin zum Angestellten der Postabteilung. Meine Entscheidungen müssen UpLinks unternehmensinternen Richtlinien und Verhaltensweisen und den Regierungsvorschriften entsprechen.« Er schürzte die Lippen und strich mit einem Finger über seinen ordentlich gestutzten, grau melierten Schnurrbart. »Ich streite ja gar nicht ab, das

manchmal unvorhergesehene Situationen eintreten, die besondere Entscheidungen erfordern. Wenn Sie mir also bitte die Gründe Ihrer Bitte erklären würden und weiterhin in Betracht ziehen, dass ich wissen muss, ob Ihr Anliegen etwas mit den Gerüchten über Roger Gordians Gesundheitszustand zu tun hat... Ich bin sicher, dass wir unsere Differenzen auf verantwortliche Weise und mit gesundem Menschenverstand beilegen können.«

Thibodeau blickte finster drein. »Wollen Sie damit etwa sagen, dass es nicht in Ordnung ist, wenn ich einen Typ direkt frage, ob er letzte Woche erkältet war oder sich einen Knöchel verstaucht hat, dass aber alles in Butter ist, wenn Sie mit Hilfe eines Dritten ihre Nase in die persönlichen Angelegenheiten unseres Chefs stecken?«

»Das ist eine unzulässige Vereinfachung und beleidigend. Zu meinen Aufgaben gehört auch die Aufsicht über UpLinks Kosten für die Gesundheitsfürsorge, und unsere diesbezügliche Unternehmenspolitik schließt auch Mr. Gordian ein. Weil über den Grund seiner Abwesenheit nur geschwiegen wird, bin ich in einer schwierigen Position. Deshalb schlage ich vor, dass wir unser Gespräch abbrechen ...«

»Jetzt reicht's mir, Sie aufgeblasener kleiner Idiot.« Thibodeau stand auf und beugte sich über den Schreibtisch. »Wenn wir schon von Beleidigungen reden - wie würden Sie es nennen, wenn Sie meine Zeit vergeuden und angeblich um die Rechte unserer Mitarbeiter besorgt sind, wo es Ihnen doch nur darum geht, Unsinn zu faseln ...«

»Das war nicht meine Absicht...«

»*Jetzt hören Sie mal gut zu!*«, brüllte Thibodeau, während er mit einem Finger auf ihn zeigte. »Wenn Sie nicht fix mit den Informationen rüberkommen, werden Sie bald wissen, wie sich eine Wanze fühlt, wenn sie von einem Stiefelabsatz zermalmt wird.«

VanDerwerf blinzelte und strich sich dann hektisch über den Schnurrbart. Seine Stirn und Wangen waren gerötet. Dann seufzte er ein drittes Mal, und diesmal war es ein sehr in die Länge gezogenes Seufzen. »Okay.« Er kapi-

tulierte, ziemlich aus der Fassung gebracht. »Mein Team wird sich heute damit beschäftigen. Morgen früh lasse ich die Namensliste in Ihr Büro bringen.«

Thibodeau schüttelte den Kopf und nahm wieder Platz. »Am besten erledigt *Ihr* Büro das, und zwar in einer Viertelstunde.« Er blickte auf seine Armbanduhr. »In der Zwischenzeit mache ich es mir hier bequem und warte.«

Eric Oh hielt sein Versprechen und fand sich gerade rechtzeitig im Stanford-Labor ein, um die Röntgenbilder und Proben in Empfang zu nehmen, die Lieberman geschickt hatte.

Beides wurde kurz nach fünf Uhr von einem Kurier gebracht. Das Serum war getrennt verpackt, in Übereinstimmung mit den international gültigen Richtlinien für den Transport von Körperflüssigkeiten, Gewebe, Kulturen und anderen Substanzen, die ätiologisch relevante Wirkstoffe enthalten konnten - lebende Mikroben-Organismen, die bei Menschen potenziell Infektionskrankheiten auslösen konnten.

In den Vorschriften wurden sie allgemein als >Gefährliche Güter< bezeichnet.

Der Verschluss war mit wasserdichtem Klebeband umwickelt, und die beschriftete Ampulle befand sich in einem röhrenförmigen Plastikbehälter, der mit so viel Watte umhüllt war, dass jeder Tropfen Blutserum aufgesaugt werden würde, falls das Gefäß zufällig undicht sein oder zerbrechen sollte. Der zweite Behälter war verschlossen, mit wasserdichter Folie umwickelt, mit dem Namen, der Adresse und der Telefonnummer des Absenders im San José Mercy Hospital beschriftet und befand sich in einer weiteren Verpackung für den Versand. Neben einem Duplikat des Aufklebers mit dem Absender und der Telefonnummer war dieser dritte Behälter auch mit dem üblichen Schild für biomedizinisch-ätiologische Materialien versehen, der vom Gesundheitsministerium vorgeschrieben war. Außerdem waren das grellrote, an ein dreiblättriges Kleeblatt erinnernde Symbol für Biogefährdung und die



Telefonnummer der Centers for Disease Control aufgedruckt, die benachrichtigt werden mussten, falls die Sendung beschädigt werden sollte.

Die gleichen Prozeduren waren auch beim Transport der Probe nach Berkeley beachtet worden. Bei der Luftpostlieferung nach Atlanta waren noch die schwarzweißen Aufkleber hinzugekommen, die die Internationale Verkehrsvereinigung verlangte, wenn Behälter mit tiefgefrorenen, infektiösen Substanzen befördert wurden.

Bevor Eric Schutzkleidung anzog und das Päckchen in den Biosafety-Raum des Virologie-Labors brachte, in dem er die nächsten ein oder zwei Stunden zu verbringen gedachte, teilte er Lieberman telefonisch mit, dass ihn die Lieferung sicher erreicht hatte. Dann ging er in ein nahes Fastfood-Restaurant, wo er zwei Cheeseburger bestellte und sie mit viel Ketchup hinunterschlang. Dabei versuchte er sich vorzustellen, dass das Ketchup die Tomatensauce wäre, auf die er sich bei dem ursprünglich geplanten Abendessen so gefreut hatte.

Natürlich wusste er, dass das Selbstbetrug war. Es bestand nicht die geringste Chance, dass die Cheeseburger ihn für die unerfüllte Sehnsucht nach Tintenfischen entschädigen konnten.

Angesichts seiner Vermutungen über Gordians Fall musste er damit rechnen, das Labor für lange Stunden nicht mehr verlassen zu können.

»Nach dem, was ich hier sehe, haben sich in den letzten drei Wochen vierunddreißig in diesem Gebäude tätige Mitarbeiter krankgemeldet«, sagte Thibodeau.

»Und sieben, nein, acht Leute sind im Moment nicht hier«, fügte Megan hinzu.

»Keiner von ihnen seit mehr als drei Tagen«, ergänzte Ricci.

»Die restlichen Mitarbeiter haben im Durchschnitt zwei Tage gefehlt«, sagte Nimec. »Mir fällt hier ein gewisser Michael Ireland auf, der fünf Tage lang ...«

»Mike hat sich beim Bergsteigen ein Bein gebrochen«,

unterbrach ihn Megan. »Mit ihm und seiner Verlobten bin ich befreundet.«

»Streichen Sie den Namen von Ihren Listen«, sagte Scull, der es mit seiner Kopie der Unterlagen sofort so machte.

Es war Viertel vor sieben Uhr abends, und die offizielle Arbeitszeit war längst zu Ende. Einmal mehr war Nimec' Büro zur Strategiezentrale des engsten Kreises der Sword-Führungskräfte geworden, abgesehen von Vince Scull, der offiziell kein Mitglied der Sicherheitsabteilung des Unternehmens war. Sie hatten an alle möglichen Stellen Stühle gezogen und brüteten über Fotokopien der Computerausdrucke, die Nimec und Thibodeau besorgt hatten. Während sie alles genau überprüften, hofften sie, eine Spur zu finden, die sie vielleicht zu dem Menschen führen konnte, der Roger Gordian infiziert hatte.

»Glaubt irgendjemand, dass es Sinn macht, mit den Leuten auf Rolli's Liste zu reden, die krankgefeiert, aber die Arbeit bereits wieder aufgenommen haben?«, fragte Nimec.

»Meiner Ansicht nach ist das nicht der Mühe wert, vielleicht mit einer Ausnahme«, antwortete Ricci. »Dieser Virus hat den Boss total erledigt, wie ein Knock-out. Jemand, der nach ein paar Tagen wieder auf den Beinen ist, ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die Person, die ihn angesteckt hat.«

»Das setzt voraus, dass es jeden auf die gleiche Weise trifft, und das ist eine verwegene Annahme«, sagte Scull. »Bestimmte Menschen können über natürliche Widerstandskräfte verfügen und sich nur eine harmlose Infektion zuziehen. Oder sogar völlig resistent sein. Oder sie können einen dieser so genannten asymptomatischen Wirtskörper haben, der den Virus trotzdem weiter verbreitet. Unser Übermittler des Krankheitserregers könnte selbst nicht betroffen sein, aber einen Bekannten oder Verwandten haben, der tödlich erkrankt ist...«

»Schon klar«, unterbrach Nimec. »Aber meiner Ansicht nach sollten wir zunächst dicht am Ball bleiben, damit wir uns nicht verirren.«

Thibodeau nickte. »Wenn uns der direkte Weg zu keiner Spur führt, werden wir die Zielgruppe erweitern.«

Megan blickte Ricci an. »Sie erwähnten eine Ausnahme ...«

»Ja, ein gewisser James Meisten. Nur sein Name steht auf beiden Listen.« Er blickte auf die vor ihm ausgebreiteten Ausdrucke. »Gestern war er noch krank, heute ist er wieder hier. Außerdem hat er am letzten Freitag den Boss getroffen.«

»Ich kenne ihn ein bisschen«, sagte Megan. »Er war auf der Marketing- und Promotionkonferenz, wo es um die elektronischen Info-Kioske ging.«

»Dann sollen wir ihn also anrufen, obwohl er heute wieder hier war?«

»Meiner Meinung nach kann das nicht schaden.« Megan runzelte die Stirn. »So eine Masse von Kandidaten haben wir nun auch wieder nicht, oder? Und wenn ich bedenke, was Vince gesagt hat... Es wird dann alles so verwirrend. Ich kann mir so viele Möglichkeiten einer Infektion vorstellen. Selbst wenn wir davon ausgehen, dass der Überträger der Krankheit ein Mensch und nicht etwa ein Insekt oder ein Käfer war, muss es sich nicht um eine Person handeln, die einen Termin mit Roger hatte. Es könnte sich um jemanden handeln, der im Flur oder im Aufzug mit ihm geplaudert hat, oder um einen Mitarbeiter, in dessen Büro er spontan den Kopf hineingesteckt hat. Oder um jemanden, der ihm während einer dreißig Sekunden langen Vorstellung die Hand geschüttelt hat. Und damit sind wir noch nicht einmal bei den Leuten aus seinem Terminkalender angelangt, die *nicht* für unser Unternehmen arbeiten - Geschäftsleute, Politiker oder Bekannte, von denen wir nicht die geringste Ahnung haben. Er hat Freunde, Familie ...«

Megan beendete den Satz nicht.

»Ich dachte, dass wir zuerst die nahe liegenden Spuren verfolgen wollten«, sagte Ricci. »Wir haben diesen Meisten, und das ist besser als nichts. Und was die nicht geplanten Begegnungen unsres Chefs betrifft, sollten wir auf

Thibodeaus Liste blicken und die Mitarbeiter heraussuchen, die wahrscheinlich ohne Verabredung im Verlauf eines normalen Arbeitstages seinen Weg gekreuzt haben. Vielleicht hilft uns das weiter.«

»Alles bereits erledigt«, verkündete Nimec. »Da kommt nur Donald Palardy in Frage.«

»Palardy ist der Boss von einem unserer Security-Teams«, erklärte Thibodeau, »und ungefähr zur gleichen Zeit wie ich aus Brasilien zurückgekehrt.«

Nimec nickte. »Am Montag hat er sich krankgemeldet.«

Ricci blickte ihn an.

»Einen Tag nach Gordians Zusammenbruch.«

»Genau. Und er steht immer noch auf der Liste der Erkrankten.«

Eine Zeit lang schwiegen alle.

»Ich sehe nicht, warum wir da zu viel hineininterpretieren sollten«, sagte Scull. »Die Sicherheitsüberprüfungen finden doch früh morgens statt, stimmt's? Bevor die meisten von uns mit der Arbeit beginnen. Es besteht keinerlei Grund zu der Annahme, dass Gordian sich jemals mit ihm im selben Raum aufgehalten hat.«

»Das Gegenteil ist genauso gut vorstellbar«, wandte Ricci ein.

»Ich weiß mit Sicherheit, dass Palardy im Büro des Chefs war«, sagte Thibodeau. »In diesem Gebäude gibt's vier Security-Teams, und alle sind für bestimmte Bereiche des Gebäudes eingeteilt. Die Büroräume der obersten Führungskräfte gehören zu Palardys Bereich.«

Ricci tauschte einen Blick mit ihm. »Im Ernst?«

»Allerdings.«

Erneut herrschte Schweigen.

»Ich glaube, wir sollten ihn mal anrufen«, sagte Ricci schließlich.

Lathrop verließ die CNN-Website, nachdem er keine aktualisierten Nachrichten über Roger Gordians Gesundheitszustand gefunden hatte. Dann kehrte er zu seinem Profiler-Computerprogramm zurück.

Auf dem Monitor vor ihm erschien wieder das Bild der knackigen Blondine, eine Vergrößerung des digitalen Videos, das er im Baiboa-Park in der Nähe des Karussells aufgenommen hatte. Er war nicht weiter überrascht, dass das Programm ihre Identität noch nicht herausgefunden hatte. Der einzige Grund dafür, dass er ihr Bild erneut hatte überprüfen lassen, bestand darin, dass ihm einer seiner Informanten eine Hand voll neuer Ermittlungsdateien zugespielt hatte, wenngleich dieser spezielle Informant in jüngster Zeit nicht gerade tief schürfende Erkenntnisse geliefert hatte und bald wertlos sein würde. Das liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge, dachte Lathrop. Wie Ebbe und Flut. Sie stiegen auf, gingen wieder unter. Irgendwo fanden sie Zugang, dann verloren sie ihn wieder. Aber er hatte an jeder Menge verschiedener Orte andere Quellen zur Verfügung. Und es gab immer Zukunftsaussichten, mit denen man die Gierigen und die Desillusionierten ködern konnte.

Lathrop ließ seinen PC eingeschaltet, drehte sich in seinem bequemen Lederschreibtischstuhl herum, lehnte sich zurück und sah einer seiner schlaun Katzen zu, die mit ihrem Lieblings-Garnknäuel spielte. Sie trieb das Knäuel mit ihren Vordertatzen vor sich her, um es ins Rollen zu bringen, und kauerte dann mit hin- und herschlagendem Schwanz da, um darüber herzufallen.

»Okay, Missus Frakes«, sagte er zärtlich. »Dann wollen wir mal sehen, wie du dich darüber hermachst.«

Als die Katze seine Stimme hörte, schnurrte sie. Dann sprang sie auf das aufgewickelte Garnknäuel und wälzte sich auf den Rücken, während sie das Knäuel mit ihren Vorderbeinen gegen die Brust drückte und zugleich mit ihren scharfen hinteren Klauen danach trat und daran zerrte.

Lathrop lächelte schwach. Die Katze würde das Knäuel bearbeiten, bis es abgewickelt war und lose auf dem Teppich lag.

Auch er hatte ein Knäuel zu entwirren. Das größte, auf das er je gestoßen war.

Er saß da und dachte darüber nach, was er tatsächlich wusste, welche Vermutungen er daraus ableiten konnte und was für Alternativen und Gelegenheiten sich ihm insgesamt boten.

Seine Beobachtungen im Baiboa-Park und auf dem Parkplatz am Hafen fügten sich zu einer ziemlich erstaunlichen Geschichte. Wer immer sie auch sein mochte, es war sicher, dass die Blondine ein Kurier El Tios war, und sie hatte sich mit Enrique Quiros getroffen, um dem obskuren Drogenhändler das Schmuckkästchen zu geben und ihn zu instruieren, es an den Typ weiterzureichen, mit dem er sich am Hafen getroffen hatte. Dieser Mann hieß Palardy und gehörte zu UpLinks Security-Team, womöglich direkt zu den Wanzenschnüfflern. Wegen seiner Spielschulden, die ihm über den Kopf gewachsen waren, hatte er sich mit Leuten eingelassen, die einen Teil seiner Schulden übernommen und dafür Palardys geheime Informationen über UpLinks Verteidigungssysteme weitergegeben hatten, die in einer Fabrik in Brasilien produziert wurden. Über El Tios Verwicklung in den terroristischen Anschlag auf diese Produktionsstätte war Lathrop sich nicht im Klaren, aber wahrscheinlich spielte das in diesem Stadium der Angelegenheit keine besonders große Rolle, und Lathrop hatte sich dadurch nicht beunruhigen lassen.

Die Hauptsache war, jetzt auf dem Laufenden zu bleiben, weil sich alles schnell entwickelte, und er hatte das Gefühl, dass bald ein atemberaubendes Tempo entstehen würde.

Es war interessant, dass leichtgläubige Trottel wie Palardy, die völlig am Ende waren, so absolut blind gegenüber den Fallen waren, die man ihnen stellte. Nie begriffen sie, dass die Männer, die sie ausnutzten, nicht locker lassen würden, bis sich ihr Nutzen erschöpft hatte. Am Hafen hatten Palardy und der Mann, der ihn im Augenblick ausnutzte, über genetische Fingerabdrücke und Krankheitsauslöser gesprochen, Themen, zu denen sich Lathrop hinterher hatte kundig machen müssen. Er hatte noch längst nicht alles herausgefunden. Aber wenn auch

noch ein oder zwei Fragezeichen blieben, hatte er doch grundsätzlich begriffen, worum es bei dem Treffen gegangen war. Wenn man seine Erkenntnisse auf das Wichtigste reduzierte, lief es auf Erpressung und Mord hinaus. Quiros hatte Palardy einen biologischen Wirkstoff gegeben, irgendetwas Neues unter der Sonne, und dann hatte er den Befehl erhalten, Roger Gordian damit aus dem Verkehr zu ziehen.

Lathrop lehnte sich weiter in seinem Stuhl zurück und beobachtete noch etwas länger, wie Missus Frakes erbarmslos mit ihren Zähnen und Klauen das Knäuel auflöste.

*Das ist die richtige Methode, dachte er. Bearbeite den Bastard.*

In dem so genannten >Sicherheitswagen< - was für ein Witz - hatte Palardy verständlicherweise Widerstand geleistet. Durch Quiros' Auftrag würde er vom Informanten zum Mörder werden, und er hatte nie so weit gehen wollen. Aber Quiros hatte ihn unter Druck gesetzt, ihm alle dreckigen Geschichten vorgesetzt, über die er Bescheid wusste, und schließlich hatte Palardy den Mund gehalten und sich zur Zusammenarbeit bereit erklärt. Es war die Variation eines Themas, das Lathrop aus seinem Metier zur Genüge kannte. Ein bemerkenswerter Unterschied zu diesem Stück mit den Darstellern Quiros und Palardy bestand allerdings darin, dass keiner der beiden eine Neigung gezeigt hatte, in den Mordanschlag auf Roger Gordian hineingezogen zu werden. Quiros war selbst in die Geschichte hineingestoßen worden. Das war durch seinen Protest gegenüber der Blondine offensichtlich geworden, aber auch durch ein paar verklausulierte Bemerkungen, die er Palardy gegenüber fallen gelassen hatte. Aber diese Bekundungen des Mitleids und der Anteilnahme hatten Lathrop nicht gerade das Wasser in die Augen treten lassen. Er hielt sich jedoch für einen zynischen Beobachter, weil er vielleicht einmal zu oft mit angesehen hatte, wie sich der Plot solcher Geschichten entfaltete.

Nach dieser Nacht am Hafen hatte sich Lathrop auf das

Filmscript konzentriert, das er ohne deren Wissen für Quiros und Lucio Salazar entworfen hatte. Das Duell - der Höhepunkt des Films - versprach, ein erfrischendes Vergnügen zu werden. Aber in vierundzwanzig Stunden musste er um eine Kurve biegen, sich auf unbekanntes Terrain begeben.

Wenn es irgendeines Anreizes bedurft hätte, ihn auf seinem Weg voranzutreiben, hätte gar nichts besser geeignet sein können als die Meldungen über Gordians Einlieferung ins Krankenhaus.

Lathrop blickte auf die hübsche Frau auf seinem Computermonitor und erinnerte sich an jenen Nachmittag, als er Enrique Quiros zu seinem Rendezvous mit ihr gefolgt war, an das sich langsam drehende Karussell, an die Hintergrundmusik - »An der schönen blauen Donau« - und an die rüpelhaften, bekifften Teenager, die sich aus dem Sattel erhoben und nach den Silber- und Messingringen über ihnen gegriffen hatten, wobei es nur für Letztere einen Preis gab.

Erneut umspielte Lathrops Mundwinkel ein Lächeln.

Der Messingring.

Er hatte ihn in der Hand, ohne je das Karussell bestiegen zu haben. Wenngleich er bei seiner unablässigen, einsamen Suche nur an der Peripherie - sozusagen um das Karussell - herumgeschlichen war, hatte er den Ring gepackt. Und deshalb musste er jetzt zwei wichtige Entscheidungen treffen.

Zu entscheiden war, wann er den Preis einfordern und wie er am besten mit dessen unbeschreiblichem Wert spekulieren sollte.

»Jetzt habe ich schon dreimal bei ihm angerufen, aber es meldet sich immer nur der Anrufbeantworter«, sagte Ricci in Nimec' Büro. »Wo zum Teufel steckt dieser Palardy?«

»Wer weiß? Vielleicht ist er einkaufen gegangen.«

»Angeblich ist er doch krank.«

»Das muss ja nicht unbedingt heißen, dass er bettlägerig ist. Jeder muss essen, wie lausig es ihm auch gehen



mag. Wenn man keine Lebensmittel im Haus hat und allein lebt, muss man wohl oder übel einkaufen gehen.«

»Zum dritten Mal in einer *Stunde*, Pete. Wenn ich nicht in Form bin und Orangensaft oder sonst irgendetwas brauche, gehe ich rasch zum Laden an der Ecke, aber ich mache keine ausgedehnte Einkaufstour ...«

Megan hob eine Hand. »Meiner Ansicht nach seid ihr etwas voreilig.«

Sie blickten Megan an.

»Und warum?«, fragte Nimec.

»Es wäre doch möglich, dass er die Klingel seines Telefons abgestellt hat, um etwas Schlaf zu finden. Vielleicht hört er sie auch nicht, oder er hat keine Lust zu antworten.«

»Vielleicht geht's ihm auch ein bisschen besser, und er ist frische Luft schnappen gegangen«, bemerkte Scull. »Nach allem, was wir wissen, hatte der Mann eine Mageninfektion. Vielleicht ist er wieder gesund.«

»Wenn das so ist - warum ist er dann heute nicht zur Arbeit erschienen?«

Scull zuckte die Achseln. »Vielleicht hat er sich bis heute noch nicht wieder gesund gefühlt. Ich stimme Megan in dem Punkt zu, dass ...«

»Haben Sie nicht mitgekriegt, dass ich vor zehn Minuten diesen Abteilungsleiter angerufen habe? Erinnern Sie sich an unser Gespräch?«

»Natürlich ...«

»Er hat behauptet, dass seit seinem gestrigen Anruf niemand mehr etwas von Palardy gehört und dass seine Stimme geklungen hat, als ginge es ihm hundsmiserabel. Heute sollte er wieder anrufen, um über seinen Gesundheitszustand Bericht zu erstatten. Hat er aber nicht getan.«

»Ich habe doch gesagt, dass ich mich an das Telefonat erinnere ...«

»Der Abteilungsleiter - er heißt Hernandez - hat außerdem gesagt, dass er es merkwürdig fand, dass Palardy nicht angerufen hat. Tatsächlich bin ich mir sogar ziemlich sicher, dass er das Wort >unverantwortlich< aussprechen wollte, sich dann aber eines Besseren besonnen hat.«

»Wahrscheinlich will er nicht, dass Palardy es mit uns zu tun kriegt«, sagte Thibodeau.

»Ganz meine Meinung«, sagte Nimec. »Aber das ändert nichts. Die Sicherheitsüberprüfungen sind keine willkürlichen Maßnahmen. Wenn dort Desorganisation herrscht, werden wir mit einer Gegenüberwachung beginnen müssen.«

»Genau«, sagte Ricci. »Die Typen aus diesen Teams kommen zwischen halb sechs und sechs Uhr morgens zum Dienst. Und solange sich nicht einer von ihnen nach dem Aufwachen so krank fühlt, dass er nicht kommen kann, so wie es bei Palardy am Montag der Fall war ...«

»... oder es nicht in letzter Minute einen Zwischenfall gibt, etwa eine Panne auf der Autobahn oder eine Fiebererkrankung des Kindes ...«

»... was hier nicht der Fall war ...«

»... dann *müssen* Hernandez' Leute ihm am Tag davor Bescheid geben«, beendete Thibodeau Riccis Satz. »Er muss einen Ersatzmann aus einem anderen Team organisieren und dafür sorgen, dass alle Bereiche des Gebäudes von der Security überprüft werden.«

Ricci nickte. »Und zwar gerade dann, wenn der Chef eines Teams fehlt«, sagte er. »Solange er nicht alles weiß, steht Hernandez zu seinem Mann, und ich würde es an seiner Stelle nicht anders machen. Aber wenn Palardy im Dienst fehlt, ist das keine Kleinigkeit, und er will das uns gegenüber nicht an die große Glocke hängen.«

Megan schüttelte den Kopf. »Ich bin mir immer noch nicht sicher, ob ich euch verstanden habe.«

»*Ich* sage, dass Palardy vielleicht zu krank ist, um anrufen zu können. Vielleicht ist er genauso kollabiert wie der Boss.« Ricci schnippte mit den Fingern. »Genau - das wird's sein.«

»Ein ziemlich gewagter Gedanke«, sagte Megan. »Möglich, dass wir hier eher auf ein Problem mit der betriebsinternen Disziplin als auf eine Verbindung zu Gordian gestoßen sind.«

»Megan hat Recht«, stimmte Scull zu. »Morgen früh er-

scheint Don Palardy wieder topfit an seinem Arbeitsplatz, und die ganze Diskussion war überflüssig. Wie bereits gesagt, ich sehe nicht ein, warum man - zumindest zu diesem Zeitpunkt - so viel in seine Abwesenheit hineininterpretieren sollte.«

Ricci blickte ihn an. »Vielleicht haben Sie Recht«, sagt er dann. »Aber eines sage ich Ihnen, Scull. Wenn er morgen nicht rechtzeitig und munter wieder auftaucht, will ich seine Adresse haben. Wo immer er auch wohnen mag, ich werde hinfahren, um zu sehen, was los ist.«

Was er unter dem Elektronenmikroskop sah, erinnerte Dr. Eric Oh an Wasserlilien.

An Gruppen wunderschöner, vollkommen geformter Wasserlilien, die über die Oberfläche eines stillen Teichs trieben.

Diese simple, perfekte Struktur war das wesentliche Merkmal eines Virus, der als lebende Form erfolgreich überdauerte. Das war auch der Grund, warum sich solche Viren ideal für vergleichende Studien unter dem Elektronenmikroskop eigneten. Jedes Virion eines Typus war identisch. Ein Virus in einer perfekt erhaltenen Blutprobe eines Patienten aus Mosambik würde das identische Spiegelbild eines Virus derselben Familie, derselben Gattung und desselben Strangs repräsentieren, der in einer Kultur in einem kalifornischen Forschungslabor gezüchtet worden war. Natürlich durfte auch dieser nicht beschädigt sein. Für einen erfahrenen Forscher sah es dann so aus, als wären beide Viren in einer Fabrik produziert worden, und zwar am selben Fließband. Hatte man einen in Augenschein genommen, hatte man alle gesehen.

Um drei Uhr morgens hielt sich Eric noch immer in dem Stanford-Labor auf und studierte die Fotos, die er mit einer ultramodernen Hitachi-Kamera gemacht hatte. Er verglich sie mit den Aufnahmen aus der riesigen Datenbank mit Elektronenmikroskop-Bildern, die von medizinischen und biologischen Forschungsinstituten auf der ganzen Welt gemeinsam zusammengestellt und genutzt wurde.

Wie bei jeder Art von Fotografie war auch hier vor dem Druck auf den Auslöser die Vorbereitung die schwierigste Phase. Dann war das Schlimmste überstanden. Nach der Lektüre von Gordians Krankenakte hatte Eric in Gedanken sofort das Wort *Virus* vor sich hingeflüstert, und nachdem er die zeitlich ersten der von Lieberman geschickten Röntgenaufnahmen studiert hatte, hatte sich dieses Flüstern zu einem eindringlichen Schrei gesteigert. Aber das Problem bei der fotografischen Aufnahme von Viren bestand darin, dass sie gleichsam kamerascheu waren. Die kleinsten Viren wurden selbst durch die gewöhnlichsten Bakterien verdeckt. Wissenschaftler berechneten ihre Größe in Nanometern, dem *Milliardstel* eines Meters. Und so wurde ein winziges Bluttröpfchen gleichsam zu einem riesigen, unbekannten Ozean mit Wellenkämmen und Wellentälern, wo sich die Viren unentdeckt verstecken konnten, wenn sie nicht in großen Mengen auftraten. Je größer ihre Anzahl war, desto schlimmer war die Infektion. Deshalb war es, wenn man gehäuft auftretende Pathogene suchte, bei diesen tödlichen Virenerkrankungen einfacher, bei einer Autopsie gewonnene Proben von bereits Verstorbenen oder von Patienten zu verwenden, die bereits das letzte Stadium der Krankheit durchlitten.

Aus diesem Grund hatte Eric von Anfang an gehofft, dass Roger Gordian es ihm nicht so leicht machen würde. Als er bei seiner Überprüfung eines normalen Tropfens des Blutserums nach etwa zwei Stunden noch keine Viren festgestellt hatte, hielt er das für einen Durchbruch. Auch wenn jetzt ein zusätzlicher Arbeitsschritt auf ihn wartete, war das immer noch besser, als wenn ihm sofort eine riesige Virenpopulation ins Auge gesprungen wäre. Nun musste er noch eine Probe in eine Zentrifuge füllen, um so viele Organismen wie möglich in einem Konzentrat zu versammeln. Viren waren schonungslos, gleichsam mechanisch vorgehende Parasiten, die bei ihrer Vermehrung die lebenden Zellen eines Wirtskörpers vernichteten. Angesichts von Erics Sorgen in Bezug auf das Wesen von Gör-

268

dians Infektion wäre eine von Viren wimmelnde Probe Anlass für eine trostlose Diagnose gewesen.

Nach dem Zentrifugieren hatte Eric mit Filterpapier das runde Gitter getrocknet, in dem sich seine konzentrierte Probe befand, und sie dann mit einer Lösung begossen, die zwei Prozent Phosphotungstate enthielt, ein für Elektronen leitfähiges Material. Ihm war klar, dass dieser Vorgang alle denkbaren Viren beschädigen und dass das durch die ionisierende Wirkung des Strahls des Elektronenmikroskops noch schlimmer werden würde. Zwar gab es Kryogenik-Verfahren, bei denen die Kältetechnik garantierte, dass der Verlust der strukturellen Unversehrtheit einer Probe weniger gravierend ausfiel, wenn nicht gar vermieden wurde. Aber diese Techniken waren kompliziert und zeitaufwendig, und Erics Ziel war es, Gordians Infektion zu diagnostizieren und eine Behandlung einzuleiten, nicht, ihn zu obduzieren. Also musste er praktisch denken. Nachdem er die beiden Möglichkeiten gegeneinander abgewogen hatte, war er zu dem Entschluss gelangt, bei dem konventionellen Verfahren mit dem Elektronenmikroskop zu bleiben. Es würde noch genügend Material von der Probe übrig bleiben, das die regulären Angestellten des Labors später für eine Kryogenik-Analyse nutzen konnten, wenn das nach seiner Untersuchung ratsam erschien.

Jetzt nahm Eric seine Brille ab und rieb sich die Augen, die nach viel zu vielen langen, schlaflosen Stunden vor dem Elektronenmikroskop schmerzten. Die einzige Erinnerung daran, dass sein Magen noch nicht völlig leer war, war ein gelegentliches Aufstoßen, ausgelöst von den Cheeseburgern mit zu viel Ketchup. Ihm war klar, dass er eigentlich nach Hause fahren, einige Antazida-Magen-tabletten nehmen und sich dann ins Bett legen sollte. Aber die Aufnahmen würden ihn nicht loslassen.

Nachdem er seine Brille wieder aufgesetzt hatte, blickte er auf seine Aufnahmen, dann auf die Bilder aus der Datenbank auf seinem Computermonitor. Sein Blick wanderte permanent hin und her.

Wasserlilien. Auf einem stillen Teich.

Mitte der Neunzigerjahre hatte Eric Oh als Epidemiologe für die Centers for Disease Control gearbeitet und war einer der ersten Forscher gewesen, die sich um die Identifizierung einer rätselhaften Krankheit bemüht hatten, die erst das Four-Corners-Reservat der Navajo-Indianer im Südwesten heimgesucht und sich dann nach und nach in östlicher Richtung weiterverbreitet hatte. Mehr als die Hälfte der Infizierten waren innerhalb der ersten Tage nach dem Auftreten der Symptome gestorben, unter ihnen viele junge, ansonsten gesunde Menschen. Am Beginn der Infektion standen leichte, an eine Grippe erinnernde respiratorische Probleme, die sich mit rapider Geschwindigkeit zu einem völligen körperlichen Zusammenbruch weiterentwickelten. Die Kapillargefäße in den Lungen waren mit winzigen Löchern übersät, durch die Blut drang, das das sie umgebende Gewebe überspülte, welches daraufhin manchmal auf die doppelte Größe anschwell. In vielen der Fälle mit tödlichem Ausgang war ein ähnlicher Zusammenbruch bei den Magenmembranen zu beobachten. Die äußerlich sichtbaren Anzeichen dafür, dass die Krankheit in ihr tödliches Stadium getreten war, waren besonders entsetzlich: Die Zersetzung der Blutgefäße in den Schleimhäuten und den subkutanen Geweben führte zu Petechien, kleinsten, punktförmigen Haut- oder Kapillarblutungen aus den Augen oder dem Mund. In der Frühzeit der Ausbreitung der Infektion hatten die Einwohner des Four-Corners-Reservats die Epidemie, wie Eric sich mit einem Frösteln erinnerte, einfach als *sin nombre* - Krankheit >ohne Namen< - bezeichnet. Dieser Name blieb auch dann, als intensive wissenschaftliche Detektivarbeit schließlich zu dem Ergebnis führte, dass es sich um eine neue Variante eines Hantavirus handelte, dem Auslöser eines tödlichen Hämorrhagischen Fiebers, das in Nordamerika zuvor noch nie aktenkundig geworden war.

Das mulmige Gefühl, das Eric bei der ersten intensiven Lektüre von Gordians Krankenakte empfunden hatte, war durch die Kombination von respiratorischen Problemen und ungewöhnlich hohen Lymphozytenwerten bei stän-

dig fallender Thrombozytenzahl ausgelöst worden. Diese so genannten Blutplättchen waren für die Blutgerinnung unverzichtbar: Die winzigen Thrombozyten schoben sich zusammen, um Blutungen zu stoppen und Verklumpungsfaktoren zu bilden. Bei einer normalen Thrombozytenzählung wurden durchschnittlich etwa hundertfünfzig- bis dreihundertfünfzigtausend Blutplättchen pro Mikroliter Blut festgestellt. Bei Gordian wurden hundertzwanzigtausend Thrombozyten pro Mikroliter registriert, nachdem er ins San José Mercy Hospital eingeliefert worden war. Schon das war ein bedenklich niedriger Grenzwert gewesen, aber bei der Thrombozytenzählung am Montagmorgen war er auf neunzigtausend gefallen, bei der letzten sogar auf fünfzigtausend pro Mikroliter Blut.

Fast dieselben Resultate hatte Eric zur Kenntnis nehmen müssen, als bei seinen *Sin-nombre*-Patienten die Krankheit bereits ein Stadium erreicht hatte, in dem sie an Lungenödem litten. Und die Veränderungen auf den Röntgenbildern von Gordians Lungen waren ihm auch auf eine unangenehme Weise vertraut erschienen. Die nur vage sichtbaren Schatten auf der Lunge, die auf den Röntgenbildern vom Sonntag zu sehen waren, hatten sich innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu undurchsichtigen Streifen entwickelt, die an kurzen weißen Strängen an ihrem Beginn zu erkennen waren. Am Dienstagnachmittag hatten sich bereits längere Streifen entwickelt, die vom Lungenhilus ausgingen, jener Eintrittsstelle der Hauptbronchien zu den Lungen, wo sich auch viele Blutgefäße und Nerven befanden.

*Sin nombre*, dachte er.

Krankheit ohne Namen.

Die von ihrer Form her an Wasserlilien erinnernden Viren, die Eric jetzt auf dem Computermonitor sah, waren Aufnahmen, die er mit seinen Kollegen von den Centers for Disease Control vor acht Jahren gemacht hatte ... Jene Bilder, die er heute Nacht aus dem Entwicklungsraum für Elektronenmikroskop-Aufnahmen erhalten hatte, waren von einer verblüffenden Ähnlichkeit.

Wie auf den alten Aufnahmen waren die Organismen auch hier kreisförmig, und ihre Umhüllung war mit schützenden Proteinen besetzt, durch die sie sich an die äußere Membrane einer Wirtszelle ankoppeln konnten. Aber die Struktur ihrer Nukleokapsiden - des Virenkerns innerhalb der Umhüllung, der den genetischen Code für die Virenvermehrung und ihren Eingang in die Wirtszelle enthielt - zeigte eine subtile Veränderung.

Aber als er die Aufnahmen studierte, die er aus Roger Gordians Blutprobe gewonnen hatte, sah er nicht jene gerundete Form, die für die Nukleokapside der *Sin-nombre*-Infizierten typisch war, desgleichen für die in der Alten Welt aufgetretenen Hantaviren, die er während seiner wissenschaftlichen Laufbahn kennen gelernt hatte. Stattdessen waren die Stränge hier lang und gerade, selbst in der vergrößerten Computerdarstellung fast fadenartig.

Ob diese Anomalie auf eine Unterschiedlichkeit in der genetischen Struktur bei den verschiedenen Proben hindeutete, darüber konnte Dr. Eric Oh so lange nur Vermutungen anstellen, bis er die Ergebnisse einer Polymerasen Kettenreaktion vor sich hatte, nach der die RNA-Sequenzen mit denen aller bekannten Hantaviren verglichen werden konnten. Aber mittels eines Immunfluoreszenz-Verfahrens, das in den späten Achtzigerjahren entwickelt worden war und innerhalb von drei oder vier Stunden Resultate hervorbrachte, hatte er schwache positive Anzeichen für verschiedene bekannte Stränge dieser Krankheiten identifizieren können. Das hellste Grün auf seinem Objektträger konnte auf *sin nombre* hindeuten. Zwar war auch dieses Grün noch relativ blass, aber zusammen mit den restlichen medizinischen Indizien machte die Sache Eric doch verdammt nervös.

Mit schmerzenden Augen und leerem Magen saß er noch immer angespannt am Computer, als vor den Fenstern bereits langsam der Morgen zu dämmern begann. Mit absoluter Gewissheit konnte er nur sagen, dass Roger Gordian ernsthafte gesundheitliche Probleme hatte. Aber selbst wenn er nicht an der *Sin-nombre*-Infektion litt, glaub-



te Dr. Eric Oh tief in seinem Inneren, dass er sich eine sehr ähnliche Krankheit zugezogen hatte.

Diese Virusinfektion war eng mit der >Krankheit ohne Namen< verwandt und bisher unbekannt.

Doch jetzt war sie ans Tageslicht gekommen.

Die Damhirschkuh schlich leise in die dichte Baumgruppe, und ihre Hufe hinterließen im Schnee Abdrücke, die an gebrochene Herzen erinnerten. Hier war genügend Fressen zu finden - an den niedrigen Kiefernzweigen hingen jede Menge Tannenzapfen, und die Nadeln der jungen Bäume waren noch saftig und begannen gerade erst, sich wegen des kalten Wetters bräunlich zu verfärben.

Als die Hirschkuh einen Augenblick lang nach Raubtieren Ausschau hielt, sah und hörte sie nichts Verdächtiges, nur das leise Flüstern des Winds. Dann senkte das Tier den Kopf, um mit seinen flachen, stumpfen Zähnen an den jungen Bäumen zu zerren, da es keine Schneidezähne hatte, um hineinbeißen zu können.

Hinter dem dunklen Schutz eines Asts schoss ein Messer hervor, das sich bis zum Heft in die weiche Kehle der Hirschkuh bohrte und dann immer wieder brutal hin- und herbewegt wurde. Aus den Arterien und Venen spritzte Blut, das den Schnee um die Vorderhufe des Tiers in verschiedenen Rottönen färbte. Dann brach die Hirschkuh mit einem bereits starren, erloschenen Blick zusammen.

Kuhl kniete nieder, um das Messer aus der Wunde zu ziehen. Von der nassen Klinge stieg etwas Dampf auf.

Zum ersten Mal seit Wochen fühlte er sich befreit.

Als Gordian aufwachte, schnappte er keuchend nach Luft. Fiebernd und ohne jedes Orientierungsgefühl konnte er sich zuerst nicht daran erinnern, wo er war. Er war sicher, dass ihm jemand eine Hand auf Nase und Mund presste. Dann begann er sich wieder zurechtzufinden. Er lag in einem Krankenzimmer, die trübe Morgendämmerung zog herauf, und die Nachttischlampe war ausgeschaltet.

Durch die Ritze unter der Tür sickerte ein schwacher Lichtstreifen aus dem Korridor ins Zimmer.

Luft.

Er brauchte Sauerstoff.

Als er mühsam einzuatmen versuchte, bäumte sich von der Anstrengung sein ganzer Oberkörper auf. Aber seine Lungen reagierten nicht. Sie fühlten sich geschwollen und verklebt an. Er stieß ein gedämpftes Gurgeln hervor. Luft. Unter seinem Kinn suchte er nach der Sauerstoffmaske, fand sie aber nicht. Dann tastete er nach seiner Brust, aber auch da war sie nicht, ebenfalls nicht vor dem Sicherheitsgitter, gegen das sie manchmal fiel.

Die Sauerstoffmaske ... Er brauchte sie ... Wo war sie?

Mit weit aufgerissenem Mund griff er nach dem Luftschlauch, der über seinem Kopf aus der Wand kam, und tastete erleichtert nach der Maske an seinem Ende ...

Aber die Erleichterung verwandelte sich schnell in Verwirrung.

Die Sauerstoffmaske ...

Er hatte sie bereits aufgesetzt.

Gordian legte seine Hand über die gewölbte Plastikoberfläche, drückte die Maske gegen sein Gesicht, versuchte angestrengt zu atmen. Luft zischte durch den Schlauch. Er hörte sie, trotz der würgenden Geräusche, die er von sich gab. Er hörte die Luft in die Maske fließen, aber dann schien nichts mehr zu funktionieren. Seine Kehle und seine Lungen waren verstopft.

Verzweifelt würgend glaubte Gordian, dass sein Brustkorb explodieren würde, und tastete nach dem Klingelknopf, um die Krankenschwester zu rufen. Er hoffte inständig, dass eine in der Nähe war ...

*Kalifornien*  
*16. November 2001*

Die Wohnung, in der Donald Palardy zur Untermiete wohnte, gehörte zu einem Gebäudekomplex, von dem UpLink International einen großen Teil erworben hatte, um seine mittleren Angestellten in einem der Neubaugebiete von Sunnydale unterzubringen, einer Vorstadt, die sich in ihrem Dünkel für eine Großstadt hielt und ungefähr fünfzehn Meilen südlich von San José lag.

Als Ricci am Mittwochmorgen in seinen Wagen gestiegen war, um nach Sunnydale zu fahren, hatte er sich gefragt, ob Megan und Scull nicht vielleicht Recht gehabt hatten mit ihrer Vermutung, dass er Palardys Abwesenheit überbewertete. Vielleicht hatte Palardy am Montag in seinem Telefonat mit Hernandez nur so getan, als wäre er krank. Gut möglich, dass er in einer Bar eine heiße Braut getroffen und beschlossen hatte, mit ihr eine Fahrt ins Blaue zu machen. Vielleicht hatte er den Stecker aus der Telefonbuchse gezogen, und jetzt lag er mit einer Tüte Kartoffelchips im Bett und glotzte Gameshows oder Sitcoms aus den Sechzigerjahren, die im Kabelfernsehen wiederholt wurden. Im Rückblick erschien selbst ihm seine These, dass Gordian und Palardy dasselbe Schicksal erlitten haben könnten, etwas lächerlich. Trotzdem waren alle der Ansicht, dass mit Palardy etwas nicht stimmte, weil er drei Tage ohne Benachrichtigung der Arbeit ferngeblieben war, und dass es zumindest einen Versuch wert wäre, die Sache zu überprüfen.

Diese Gedanken beschäftigten ihn, bis er Palardys Wohnung fand. Zuvor hatte er sich mehrfach verfahren und war an immer gleichen, stuckverzierten Zweifamilienhäusern vorbeigefahren. Die Straßen hießen nach einheimischen Blumen, deren Namen für ihn alle ähnlich klangen.

Jetzt hörte Ricci auf, sich weiter mit seinen Selbstzweifeln zu beschäftigen, und nahm die Dinge um sich herum

wieder wahr. Er sah die Realität mit extremer Objektivität, durch die jeder gute Bulle sofort wieder mit beiden Beinen fest auf der Erde stand, wenn er erst einmal den Ort erreicht hatte, wo er mit der Untersuchung beginnen konnte. Und Ricci bezweifelte, dass selbst die hohen Tiere vom Boston Police Department, die ihn einst aus politischen Gründen geopfert hatten, je in Frage gestellt hätten, dass er einer der besten ihrer Männer gewesen war.

Als er seinen Jetta auf die Auffahrt steuerte, fiel ihm auf, dass Palardys Wagen auf seinem Parkplatz stand. Dann bemerkte er, dass Palardy seit ein paar Tagen seine Zeitung nicht hereingeholt hatte - drei in Plastikfolie eingeschweißte Exemplare lagen auf dem Weg. Das konnte bedeuten, dass er zwar zu Hause, aber zu krank war, um sich um die Zeitungen zu scheren. Es konnte aber auch heißen, dass er ohne sein Auto verschwunden war. Vielleicht besaß er ja einen Zweitwagen.

Ricci ging zur Tür, klingelte und wartete. Dann drückte er etwas länger auf die Klingel. Immer noch keine Reaktion. Schließlich klopfte er, wieder ohne Erfolg. Nach ein paar Sekunden spähte er durch die Glasscheiben zu beiden Seiten der Tür, aber die Jalousien waren vollständig herabgelassen, genau wie am Vorderfenster.

Nachdem er erneut geklingelt hatte, ließ Ricci eine weitere Minute verstreichen. Er hörte etwas aus dem Inneren der Wohnung, lauschte und begriff, dass es das Läuten einer Kuckucksuhr gewesen war. Palardy tauchte nicht an der Tür auf.

Ricci versuchte es mit dem Türknapf. Abgeschlossen. Aus alter Gewohnheit bückte er sich, um das Schloss in Augenschein zu nehmen. Es war ein typisches Zylinderschloss. Mit einer Kreditkarte konnte er den Bolzen in zehn Sekunden zurückschieben. Tatsächlich war die Tür bereits auf diese Art geöffnet worden, was man an den Kratzspuren am Rand und am Türrahmen sah. Sie schienen jüngeren Datums zu sein.

Einen Augenblick lang dachte er nach. Vielleicht hatten die Kratzer nicht die geringste Bedeutung. Ricci hätte an-

gestrengt nachdenken müssen, um sich daran zu erinnern, wie häufig er sich selbst schon versehentlich ausgesperrt und dann die Tür mit einer Kreditkarte geöffnet hatte. Wenn man den Dreh erst mal raus hatte, war das ein Kinderspiel. Jeder konnte das, zumindest jeder Bulle, den er gekannt hatte. Und da Palardy ein Mann von der Security war, musste man wohl davon ausgehen, dass er keinen Schlüsseldienst bestellen würde, wenn er seinen Schlüssel vergessen hatte. Nicht für ein lächerliches Problem wie dieses. Andererseits war er auf unerklärliche Weise von der Bildfläche verschwunden, und Ricci konnte nicht ausschließen, dass sich jemand anderes Zugang zu der Wohnung verschafft hatte.

Er dachte daran, mit der Kreditkarte die Tür zu knacken, ließ den Gedanken aber wieder fallen. Genau diese Taktik hatte es seinen Kritikern einst erleichtert, ihm das Etikett des draufgängerischen Bullen anzuheften. Und bei UpLink begann er sich gerade wohl zu fühlen.

Während er vor der Tür stand, versuchte er sich an die Straße zu erinnern, wo sich die Wohnungsverwaltung befunden hatte. In der Fuchsien- oder in der Manzanitastraße? Weil er sich nicht sicher war, kehrte er zu seinem Auto zurück und suchte eine Weile.

Eine Viertelstunde später, nachdem er sich erneut mehrfach verfahren hatte, fand Ricci die Wohnungsverwaltung in der Lupinenstraße. Der Hausmeister war ein Mann namens Perez, dessen Vorbehalte, einen Fremden in Palardys Wohnung zu lassen, erst in dem Moment schwanden, als Ricci seinen Ausweis von der UpLink-Security zeigte. Kein Wunder, schließlich gehörte dem Unternehmen die Hälfte des Gebäudekomplexes.

»Wir machen uns ziemliche Sorgen«, sagte Ricci, den Ausweis in der Hand. »Seit Tagen hat niemand mehr etwas von ihm gehört.«

Das Sword-Emblem schien Perez zu faszinieren. »In Ordnung, aber ich muss dabei sein, wenn Sie in der Wohnung sind«, sagte er mit schwerem mexikanischem Akzent.

»Wie Sie wollen.«

Perez nickte. »Lassen Sie mich eben meinen Schlüsselbund holen. Wir treffen uns drüben.«

Aber Ricci bot ihm an, ihn in seinem Wagen mitzunehmen, weil er sich erneut zu verfahren fürchtete. Wenn Perez auf dem Beifahrersitz saß und ihm den Weg zeigte, würden sie in weniger als fünf Minuten vor Palardys Wohnung stehen.

Als sie angekommen waren, fummelte Perez kurz an seinem Schlüsselbund herum, fand den richtigen und schloss auf.

Das Wohnzimmer war verwaist. Außer dem Ticken der Kuckucksuhr war absolut nichts zu hören.

»Mr. Palardy?«, fragte Ricci von der Tür her. »Sind Sie zu Hause?«

Schweigen. Stille.

Ricci ging an dem Hausmeister vorbei auf eine angelehnte Tür zu. Er blickte über die Schulter. »Ist das sein Schlafzimmer?«

Perez nickte.

Ricci klopfte. Erneut keine Antwort. Dann griff er nach dem Türknohpf und trat ein.

Hinter ihm sog Perez mit einem scharfen Geräusch die Luft ein, als er die Leiche sah.

Riccis Erinnerung an das Foto aus der Security-Personalakte bestätigte, dass der Tote Palardy war. Er lag mit weit aufgerissenen Augen auf dem Rücken in seinem Bett, bis zur Brust in eine Decke gehüllt. Seine Gesichtshaut war grau, und er hatte dunkle, purpurfarbene Wunden auf Wangen und Stirn. Sein Mund ließ das Gesicht wie eine schmerzverzerrte Grimasse wirken, die Hand, die unter der Decke hervorlugte, war zusammengeballt, und der sichtbare Teil seines nackten Arms wies gleichfalls Verletzungen auf.

»Bleiben Sie besser, wo Sie sind«, sagte Ricci zum Hausmeister.

Der musste nicht eigens dazu ermuntert werden. »Si«, sagte er mit zitternder Stimme. »Ich sollte die Polizei anrufen ...«

»Haben Sie ein Handy dabei?«

Perez nickte.

»Gut.« Ricci beugte sich über das Telefon auf dem Nachttisch. »Ich glaube nicht, dass Sie diesen Hörer hier vor Ihren Mund halten wollen.«

Nachdem Perez erneut genickt hatte, bekreuzigte er sich, während er weiter in den Raum starrte.

Nachdem Ricci eine Visitenkarte und einen Stift aus der Innentasche seines Sportsakkos gezogen hatte, kritzelte er hastig eine Telefonnummer auf die Karte und reichte sie dem Hausmeister. »Tun Sie mir einen Gefallen. Rufen Sie den Mann an, dessen Namen und Telefonnummer ich aufgeschrieben habe. Pete Nimec von UpLink. Erzählen Sie ihm, wen wir hier gefunden haben. Wenn's Ihnen nichts ausmacht, wäre es meiner Meinung nach besser, wenn er der Polizei Bescheid sagt.«

Perez nickte ein drittes Mal und zog dann sein Handy aus der Tasche.

Ricci wandte sich um, zog eine Gesichtsmaske über und Gummihandschuhe an. Dann ging er zu dem Toten, um ihn sich genauer anzusehen.

Hinten an seinem Hals war die Haut aufgeraut.

Was immer sich auch in seinem Magen befinden mochte, sein Bauch war aufgequollen. Die weit geöffneten, bläulich verfärbten Lippen und das Gesicht waren mit Erbrochenem verkrustet, das auch das Kopfkissen, die Laken und die Decke mit gelblichen Flecken verunreinigt hatte.

Ricci untersuchte den Nachttisch. Neben dem Telefon standen eine kleine Leselampe und ein halb volles Glas, in dem sich Apfelsaft oder ein anderes alkoholfreies Getränk befinden mochte. Das Glas stand zwischen Bett und Telefon auf einer Untertasse. Ricci runzelte nachdenklich die Stirn. Jetzt beschäftigte er sich mit einem Gedanken, der tief in seinem Unterbewusstsein heranzureifen begonnen hatte. Wenn Palardy Angst gehabt hatte, von einer Herzattacke oder einem Anfall heimgesucht zu werden, hätte er mit Sicherheit versucht, Hilfe zu rufen, und mit hoher Wahrscheinlichkeit beim Griff nach dem Telefonhörer das

Glas umgeworfen. Wenn er es überhaupt geschafft hätte, den Hörer in die Hand zu bekommen, hätte er ihn wohl fallen gelassen. Aber alles befand sich an Ort und Stelle. Außerdem war er so ordentlich in seine Decke gehüllt, als wäre er, ohne sich zu bewegen, im Schlaf gestorben.

Aber die verzerrten Gesichtszüge und die Hand wiesen darauf hin, dass Palardys Tod weder friedlich noch schmerzlos gewesen war.

Riccis Stirnrunzeln wurde stärker. Bis jetzt fügte sich das alles für ihn noch nicht zu einem zusammenhängenden Bild.

Er blickte sich in dem Zimmer um. Die beiden Fenster zur Linken des Betts waren geschlossen. An der rechten Wand hing eine altmodische, mit dem Vereinsabzeichen der Brooklyn Dodgers versehene Uhr, wie man sie früher in den Unterständen für Trainer und Ersatzspieler beim Baseball benutzt hatte - ein ziemlich rares Sammlerstück. Ansonsten war die spärliche Einrichtung im Gegensatz dazu unspektakulär. Auf einer kleinen Frisierkommode gegenüber dem Fußende des Betts stand ein Fernseher. Ein Schreibtisch, davor einer dieser billigen Bürostühle. Neben dem Schreibtisch, auf einem Wagen mit Rollen, ein Computerdrucker. Auf dem Schreibtisch sah Ricci nur einen kleinen Stapel Rechnungen, an die mit Büroklammern Zahlungsbelege geheftet waren, ein paar Kugelschreiber und Bleistifte in einem Souvenir-Kaffeebecher und eine Schachtel mit Papiertüchern. Das war alles.

Ricci ging hinüber, rollte den Stuhl zurück und kauerte sich dann nieder, um unter den Schreibtisch zu blicken. Die beiden bidirektionalen Kabel für Datentransfers waren an seinem Ende nicht angeschlossen. Eines war mit einem Stecker für eine parallele Schnittstelle versehen, das andere mit einem, wie er bei Telefonbuchsen üblich ist. Ricci sah, dass das erste Kabel zur Rückseite des Druckers führte, das andere zu einem Modem, das sich gut einen Meter weit entfernt befand. Das glühende grüne Lämpchen zeigte an, dass das Modem eingeschaltet war. Von dort lief ein weiteres Kabel am Rande des Teppichs ent-



lang auf das Bett zu, dann hinter dem Kopfbrett auf eine kleine Metallplatte unter dem Fensterbrett. Und von dort führte ein Kabel zum Fernseher.

Palardy hatte einen High-Speed-Kabel-Internet-Anschluss, und das machte auch Sinn - wahrscheinlich wurde er von UpLink bezahlt.

Ricci stand wieder auf und wandte sich dem Eingang zu, wo Perez gerade sein Handy wegsteckte.

»Ich habe mit Ihrem Kollegen gesprochen«, sagte der Hausmeister. »Er will sofort die Polizei anrufen und sagt, dass Sie hier auf ihn und die Bullen warten sollen.«

Ricci nickte. »Ich will mich noch ein bisschen umsehen«, sagte er durch seine Schutzmaske hindurch. »Wenn Sie immer noch glauben, mich im Auge behalten zu müssen - mir soll's recht sein. Aber ich könnte mir vorstellen, dass Sie lieber draußen warten wollen.«

Perez blickte auf die Leiche, sah dann wieder Ricci an. »Ja. Vielleicht warte ich doch besser draußen.«

Ricci nickte erneut. »Noch eine Frage«, sagte er. »Wissen Sie, ob Palardy einen Computer hatte? Ist Ihnen jemals einer auf dem Schreibtisch aufgefallen, zum Beispiel, als Sie hier was repariert haben?«

Perez zuckte die Achseln. »Daran kann ich mich nicht erinnern. Vorher war ich vielleicht zwei- oder dreimal in dieser Wohnung. Das war's. Warum fragen Sie?«

Ricci schüttelte den Kopf. »Reine Neugier.«

Ashley Gordian war allein mit ihrem Mann. Etwas so Wichtiges, Grundlegendes ... Eine Frau und der Mann, den sie liebte, ein Mann, mit dem sie tausend intime Geheimnisse teilte. Aber sie hatte gegen eine kleine Armee von Ärzten und deren Einwände ankämpfen müssen, um überhaupt zu ihrem Mann zu dürfen. Natürlich verstand sie die Gründe der Mediziner, und sie wusste um ihre Verantwortung und ihre Verpflichtung, eine Übertragung von Rogers Infektionskrankheit zu verhindern. Sie wusste, dass ihnen ihr Wohlergehen am Herzen lag. Und sie hatte den Auflagen der Ärzte zugestimmt, als diese endlich

nachgegeben und es ihr gestattet hatten, das neue Krankenzimmer zu betreten, in dem Roger jetzt von den anderen Patienten des Krankenhauses isoliert war ... Sie hatte gehört, dass einer dieses Zimmer nicht als >heiße<, aber doch als >warme Zone< bezeichnet hatte ...

Sie war von Kopf bis Fuß in Schutzkleidung eingehüllt. Kapuze, Maske, Handschuhe, ein Kittel über ihrer Straßenkleidung, Überzieher über ihren Schuhen. Jeder Millimeter ihres Körpers musste bedeckt sein. Während der Viertelstunde, die man ihr zögernd zugestanden hatte, war keinerlei Körperkontakt gestattet. Sie durfte ihren Ehemann nicht berühren.

Seit drei Jahrzehnten waren sie verheiratet, und jetzt keine Berührung.

Sie blickte auf ihren Gatten, diesen großen und durchtrainierten Mann, der in so unglaublich kurzer Zeit so hilflos geworden war. Aus einem mechanischen Beatmungsgerät führten Schläuche in seine Nase, durch die Luft strömte, um seine Lungen offen zu halten, Sauerstoff in sie zu pressen und zu verhindern, dass seine Körperflüssigkeiten in sie drangen ...

Mehr als alles andere wünschte Ashley sich, diese Handschuhe ausziehen und seine Stirn streicheln zu dürfen. Aber ihr war klar, dass das unmöglich war und dass sie die Schutzschichten aus Kunststoff, Gummi und Synthetikgewebe, die sie voneinander trennten, nicht entfernen durfte.

Aber ihre Herzen ...

Sie atmete durch ihre Schutzmaske tief durch und trat näher an das Bett heran.

Unsere Herzen, dachte sie, lassen sich nicht trennen.

»Gord«, sagte sie. »Ich bin's, Ashley ...« Weil sie ihre Stimme zittern hörte, schwieg sie eine Weile, um wieder etwas ruhiger zu werden. *Komm schon, das kannst du besser. Du musst stark sein. Für ihn.*

»Ich weiß, dass ich wie ein eingepackter Fisch aussehe, aber du musst mir glauben, dass ich mich für dich schick angezogen habe«, sagte sie. »Unter diesem elenden

Schutzkittel trage ich die blaue Seidenbluse, die dir so gefällt.«

Noch immer lag er mit geschlossenen Augen reglos da, während das Sauerstoffgerät Luft in seine Lungen pumpte.

»Heute kommt Hannah mit dem Flugzeug aus Connecticut. Meiner Ansicht nach hat sie es satt, dass du deiner Tochter Julia deine ganze Aufmerksamkeit schenkst. Während sie hier ist, wird Brian nicht zur Arbeit gehen und zu Hause auf die Kinder aufpassen. Du hättest mir die ganzen Jahre über glauben sollen, dass er ein guter Ehemann ist...«

Mit ihren behandschuhten Fingerspitzen strich sie sanft über seine Wange - näher konnte sie ihm im Augenblick nicht kommen.

Das Sauerstoffgerät pumpte.

»Die Ärzte tun alles, um dir zu helfen, und auf ihre spezielle Art versuchen sie auch, zu mir nett zu sein. Heute Morgen hat man mir Dr. Eric Oh vorgestellt, einen Spezialisten. Er beschäftigt sich mit deiner Krankheit, analysiert Proben ... Vielleicht hat er eine Idee, was dir fehlt. Er hat mich gefragt, ob du in letzter Zeit mit *Nagetieren* in Berührung gekommen bist. Und ich sitze da, krank vor Sorge um dich, und muss mir diese Fragen anhören. Ich möchte alles tun, um dir zu helfen, und plötzlich habe ich dieses verrückte Bedürfnis, ihm ins Wort zu fallen, weil er unterstellt, dass es bei uns zu Hause nicht sauber ist.«

Einen Augenblick lang schwieg sie.

»Na, ich hab's geschafft, mich wieder zu beruhigen und mir eine Bemerkung zu verkneifen, die ich vielleicht hinterher bedauert hätte. Vielleicht ist es ja denkbar, dass sich irgendeine Feldmaus in unserem Keller eingenistet hat... Vielleicht auch in Julias Garten, bei der Arbeit am Hundezwinger ... Jetzt schicken sie Leute los, die auf beiden Grundstücken nach Ausscheidungen suchen sollen, wie sie sich ausgedrückt haben.« Sie zuckte die Achseln. »Mäusescheiße, Schatz, in meiner Küche. Kannst du das glau-

ben? Vielleicht hätte ich dem Arzt *doch* Bescheid sagen sollen, was?»

Roger bewegte sich nicht.

Kein Flackern unter seinen Augenlidern.

Ashley lauschte auf die Geräusche des Beatmungsgeräts.

»Es gibt gute Neuigkeiten«, sagte sie. *Du musst stark sein, stark ...* »Mittlerweile reden alle davon, dass die Packers ins Super-Bowl-Endspiel kommen. Die ganze Woche über habe ich es in den Nachrichten gehört. Am Sonntag spielen sie zu Hause. Ich glaube, gegen diese Mannschaft aus Florida, über die du immer so meckerst. In Wisconsin war's so kalt, dass es bereits geschneit hat, und ich weiß, dass du glaubst, dass deine Jungs dann im Vorteil sind, weil sie mit Frost klarkommen ...«

Plötzlich spürte sie, dass sie schluchzen musste, und sie biss die Zähne zusammen und unterdrückte es.

»Wie auch immer, hier spielen Megan und Pete auf eigene Faust ein bisschen Detektiv. Sie bemühen sich, jemanden zu finden, der dich mit dem Virus infiziert haben könnte. Du kennst sie ja, immer wollen sie alles so gut wie möglich machen. Ich schwör dir, für dich würden sie dem Universum den Krieg erklären. Und ich weiß, dass Pete jetzt rot werden würde, wenn er mich gehört hätte ... Vince natürlich auch, ja, *besonders* Vince ... ich glaube, dass sie dich genauso lieben wie ich. Sie lieben dich wirklich, Gord.«

Als sie die Bewegung hinter sich wahrnahm, blickte Ashley über die Schulter.

Von der Tür her gab ihr eine Krankenschwester ein Zeichen.

Ashley nickte und hob dann einen Finger.

Die Krankenschwester erwiderte ihr Nicken und zog sich zurück.

Ashley beugte sich über das Bett. »Ich mache mich auf die Socken«, sagte sie leise. »Die Ärzte gestatten mir immer nur ein paar Minuten. Du weißt ja, wie sie sind. Aber bevor ich es vergesse, das Beste kommt noch, von den Football-

Prognosen natürlich abgesehen. Also, bevor ich es vergesse, will ich verkünden, dass ich mich entschlossen habe, das Verbot für Kaffee mit Aromazusatz aufzuheben. Du hast es überstanden, es ist vorbei. Wenn du dieses Krankenzimmer verlässt, kannst du es dir aussuchen ... Haselnussaroma, Vanille, Mokka ... Was immer du willst. Also halt durch, okay? *Halt durch.*«

Ashley seufzte tief und hörte, wie die Beatmungsmaschine für ihren Mann atmete.

Dann wurde sie sich wieder der Krankenschwester an der Tür bewusst.

Schweigend berührte sie mit ihrem Gummihandschuh ihr Herz, dann sanft das ihres Mannes und stand auf.

*Unsere Herzen, dachte sie, lassen sich nicht trennen.*

Schließlich verließ sie das Krankenzimmer.

## 19.

### *Verschiedene Schauplätze 16. November 2001*

Einige Minuten nach Riccis Rückkehr aus Sunnydale führte Paul Hernandez, der Chef der internen Sicherheitsabteilung von UpLink, Nimec und Ricci in Palardys Büro. Ashley Gordian hatte telefonisch von der rapiden Verschlechterung des Gesundheitszustands ihres Mannes und von seiner Isolierung von den anderen Patienten berichtet, und die beiden Sword-Führungskräfte konnten es sich nicht leisten, weitere Zeit zu verlieren.

»Kennen Sie jemanden, der mit Palardy befreundet war?«, fragte Nimec Hernandez. »Kollegen, Bekannte, Freundinnen ... ?«

Hernandez schüttelte den Kopf. Er war Ende vierzig, ein solide gebauter Mann mit ergrauendem Haar, sonnenverbrannter, ockerfarbener Haut und intelligenten braunen Augen. »Don blieb lieber für sich. Bis mir der

Schnappschuss da drüben aufgefallen ist und ich ihn danach gefragt habe, hat er nicht einmal erwähnt, dass er früher verheiratet war.« Mit dem Kopf wies er auf einen kleinen Bilderrahmen auf Palardys Schreibtisch. Auf dem Foto war eine mollige Frau mit einem hübschen Gesicht und einem lebhaften Lächeln zu sehen, die zusammen mit zwei kleinen Kindern auf einer Stranddecke kauerte. Der Junge und das Mädchen hätten Zwillinge sein können, waren aber mit Sicherheit altersmäßig nicht weit voneinander entfernt.

»Don hat erzählt, dass seine Ehe vor ein paar Jahren geschieden wurde. Das Sorgerecht für die Kinder hat seine Frau. Ich glaube, dass sie irgendwo im Osten lebt.« Diesmal wurde sein Kopfschütteln von einem Seufzen begleitet. »Guter Gott, ich sollte besser nachfragen, ob mir jemand von der Personalabteilung ihre Adresse geben kann. Irgendjemand muss seine Familie benachrichtigen.«

Ricci nickte. »Wenn Ihnen ein Arschloch namens VanDerwort Scherereien macht...«

»VanDerwerf«, korrigierte Nimec.

»... dann überlassen Sie ihn uns«, fuhr Ricci fort. Er blickte sich in dem Büro um. Es war ein kleiner, fensterloser Raum, genauso unspektakulär wie Palardys Wohnung. An einer Wand befand sich ein Computerarbeitsplatz, und auf einem Sideboard auf der anderen Seite lagen ein Kopfhörer und andere, meist kleinere Ausrüstungsgegenstände für die Suche nach Wanzen und Abhörgeräten. Schwere Geräte wie der Big Sniffer wurden in einem speziellen Lagerraum mit elektronischem Schloss aufbewahrt.

Nimec blickte Hernandez an. »War Palardys Verhalten in letzter Zeit irgendwie ungewöhnlich?«

»In Bezug auf seine Gesundheit?«

»Zum Beispiel, aber alles andere interessiert mich auch. Sagen Sie uns Ihre Meinung.«

Nachdem er einen Augenblick lang nachgedacht hatte, zuckte Hernandez die Achseln. »Mir ist nichts aufgefallen«, antwortete er dann. »Zum letzten Mal muss ich Don am Freitag gesehen haben. Etwa so um neun Uhr morgens,

nach seiner Sicherheitsüberprüfung. Er wirkte ein bisschen still, aber so war er nun einmal. Ich würde nicht sagen, dass er griesgrämig geworden war. Gewöhnlich war er ein angenehmer Typ. Er gehörte einfach nicht zu denen, die über ihr Privatleben reden.«

»Das erwähnten Sie bereits«, sagte Nimec.

Hernandez zuckte erneut die Achseln. »Bei diesem Job wiederholt sich alles. Man kommt rein, dreht seine Runden, erledigt den Papierkram. Die meisten meiner Männer kommen morgens zur Tür rein, schenken sich Kaffee ein und können es gar nicht abwarten, den anderen zu erzählen, ob sie eine gute oder schlechte Nacht hinter sich haben, ob sie im Kino waren oder beim Pokern gewonnen haben, ob sie sich betrunken oder eine Frau rumgekriegt haben ... Und ich ermutige sie dazu.«

»Das hilft gegen die Langeweile«, bemerkte Nimec.

Hernandez nickte. »Mir ist's lieber, wenn meine Leute glücklich sind. Priorität hat allerdings, dass sie zuverlässig und gründlich sind. Und Don ist beides. War. Er war auf dem Damm.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er hatte alle Qualitäten, die man sich beim Leiter eines Teams wünscht. Mit seinen Unterlagen hat er es immer sehr genau genommen. Die Ausrüstung hat er mit pedantischer Genauigkeit gewartet. Und keiner kannte sich so wie er mit den neuesten technischen Errungenschaften zur Entdeckung von Wanzen aus. Er wusste über die Technologie Bescheid und hat immer die neuesten Erfindungen angefordert.«

»Als wir uns zum ersten Mal unterhalten haben, wirkten sie nicht gerade so, als ob bei Ihnen die Alarmglocken geschrillt hätten, als Palardy nach Montag nicht mehr angerufen hat. Warum haben Sie nicht mehr dahinter vermutet, wenn er ein so ordnungsliebender Mensch war?«

Hernandez wirkte verlegen. »Ehrlich gesagt war ich verdammt beunruhigt. Wenn er sich so untypisch verhielt, musste das meiner Ansicht nach eine ziemlich ernsthafte Ursache haben, und ich wollte nicht gleich die Daumen-

schrauben anlegen. Für den Fall, dass es eine persönliche Angelegenheit war, falls Sie verstehen.«

Ricci blickte ihn mit festem Blick an. »Er gehört zu Ihren Leuten, und deshalb sorgen Sie sich um ihn.«

Hernandez nickte. »Wenn Sie mir nicht zuvorgekommen wären, wäre ich heute Abend selbst zu seiner Wohnung gefahren. Dann hätte *ich* den Ärmsten gefunden.«

»Da habe ich ja Glück gehabt«, erwiderte Ricci seufzend. »Palardys Unterlagen ... wo sind sie?«

Hernandez zeigte auf den Computer. »Alles da drin. Jeden Tag hat er seine Berichte eingetippt und sie am Ende der Woche auf meinen Rechner überspielt. Einmal im Monat hat er mich über seine Einschätzung der Qualität unserer Maßnahmen gegen mögliche Überwachung auf dem Laufenden gehalten. Das ist bei allen Teamleitern so üblich.«

»Hört sich an, als hätte er jede Menge tippen müssen«, sagte Nimec.

»Stimmt genau«, antwortete Hernandez. »Aber so stoppen wir Löcher und vermeiden neue.«

Ricci rieb sich das Kinn. »Werden die Berichte während der Bürostunden in diesem Gebäude geschrieben?«

»Kommt darauf an. Die monatliche Einschätzung unserer Sicherheitsmaßnahmen formulieren die Leiter der Teams manchmal auch zu Hause.«

»Palardy auch?«

»Natürlich«, antwortete Hernandez. »So detailliert, wie seine Bericht immer ausfielen, hätte er sonst das Büro nie mehr verlassen können.«

»Dann muss er zu Hause einen PC gehabt haben.«

Hernandez gestikulierte vage mit beiden Händen. »Außer Ihnen kenne ich niemanden, der in seiner Wohnung war«, sagte er. »Aber ich kann Ihnen versichern, dass er häufig ein Notebook mitgebracht hat.«

»Hat er es mal hier gelassen?«

»Keine Ahnung. Möglich ist es.«

Ricci blickte sich in dem kleinen Büro um. Keine Spur von einem Notebook, kaum Stellen, wo es sich befinden konnte. Er ging zum Computer hinüber, zog die Schreib-



tischschublade auf. Sie steckte voller sorgfältig beschrifteter Aktenhefter. Sonst befand sich nichts darin. Während mehrere Fragen zugleich seine Gedanken beschäftigten, erinnerte er sich an die beiden Kabel unter dem Schreibtisch in Palardys Schlafzimmer, die nirgendwo eingestöpselt waren.

Er wandte sich Hernandez zu. »Ich muss mich an seinen Computer setzen und überprüfen, was auf Palardys Festplatte abgespeichert ist«, sagte er. »Könnte eine Weile dauern.«

Hernandez' Zustimmung kam zögernd. »Hier haben Sie das Sagen. Würden Sie mir antworten, wenn ich Sie nach dem Grund frage?«

Ricci blickte Nimec an, und der nickte. Also wandte er sich wieder dem Sicherheitschef zu.

»Dem Boss geht's ziemlich dreckig«, sagte er. »Niemand weiß, was ihn umgehauen hat, aber wir befürchten, dass seine Krankheit vielleicht dieselbe Ursache hat wie die, die Palardy das Leben gekostet hat. Wir wollen herausfinden, zu wem Palardy Kontakt hatte, und versuchen, eine Verbindungslinie zwischen den verschiedenen Anhaltspunkten zu finden, bevor die Lage noch schlimmer wird.«

Einen Augenblick lang antwortete Hernandez nicht. Dann ging er zum Computer und schaltete ihn ein. »Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause. Wenn Sie Hilfe brauchen, rufen Sie mich in meinem Büro an. Sollte ich nicht da sein, benutzen sie den Pager.«

Ricci nickte. Seiner Meinung nach war Hernandez in Ordnung. »Ich weiß das zu schätzen.« Er setzte sich vor den Monitor.

Lucio Salazar traf sie in Tecate, einer Kleinstadt und Durchgangsstation für Schmuggler auf der Baja-Halbinsel, ungefähr eine halbe Stunde Autofahrt östlich von Tijuana gelegen.

Dieser Ausflug war notwendig, aber erst als sein Fahrer vor dem tristen Motel an der Avenida Benito Juarez vor-

fuhr, glaubte sich Lucio wirklich der Tatsache bewusst zu werden, dass er im Begriff war, den Tod von Enrique Quiros zu arrangieren, dem Sohn seines alten Freundes Tomás, mit dem er auf den Straßenmärkten von Tijuana Früchte und Brot geklaut hatte, als sie noch zerlumpete Streuner ohne ein einziges Paar Schuhe gewesen waren. Schon vor der Pubertät hatte Lucio sich um seine jüngeren Brüder gekümmert und auf der Straße zu überleben versucht, lange Jahre vor der Zeit, als er zum Klanchef von >Les Magots< geworden war. Er war nur ein weiterer verstoßener Sohn einer Hure und eines längst vergessenen Freiers gewesen, so unbedeutend wie ein Fleck auf einer dreckigen Straße. Vielleicht begriff sein Herz erst jetzt den Sinn seines Kommens, als er mit diesen Männern in dem Motelzimmer war und sich eine der Waffen ansah, die bei dem Mord benutzt werden sollten.

Es bestand Grund genug zu der Annahme, das es keine andere Lösung mehr gab. Erstens waren Lathrops Informationen immer verlässlich, und er hatte gesagt, dass Quiros ihn ins Grab bringen wolle. Und dann hatten die Männer, die er in der Nacht zuvor in den Balboa-Park geschickt hatte, durch puren Zufall vor dem Park eine Gruppe von Quiros Leuten entdeckt, die dort zwanzig Minuten verstohlen herumgelungert hatten, bevor sie sich wieder auf den Weg machten. Natürlich konnten sie aus dem gleichen Grund dort gewesen sein wie Lucios Männer: Sie wollten sich für den Fall mit dem Gelände vertraut machen, dass die andere Seite ein falsches Spiel spielte. Aber angesichts dessen, was er über Enriques jüngste Aktivitäten herausgefunden hatte, bezweifelte Lucio das. Und außerdem konnte er den Überfall vor dem Tunnel natürlich nicht ignorieren.

Dennoch dachte Lucio Salazar, dass irgendetwas in seinem Inneren sich immer noch an einen Funken Hoffnung klammerte, dass in diesem Fall Gewalt vermieden werden und sie ihre Differenzen aus Respekt vor dem verstorbenen Tomás ausräumen konnten. Aber hier ging es wieder einmal um das eigene Überleben, und da musste man jeden Preis zahlen.

Jetzt betrachtete er die Waffe, die ihm wie eine verlockende Rarität präsentiert wurde - ein Walther-2000-Scharfschützengewehr mit einem speziellen optischen Instrument auf dem Zielfernrohr. Nach ein paar Minuten blickte Lucio zu dem kleinen, dunkeläugigen Mann auf, der die Waffe auf die Bettdecke gelegt hatte.

»Lassen Sie uns übers Geld reden«, sagte er.

Der kleine Mann nickte. »Jeder von uns nimmt zwanzigtausend. Die Hälfte im Voraus, den Rest danach.«

»Achtzig Riesen sind viel...«

»Nicht für Profis wie uns. Und die Gesamtsumme beträgt *hunderttausend* Dollar, und die sind nicht verhandelbar. Unser Team hat ein fünftes Mitglied in der Kontrollstation.«

Salazar warf ihm einen harten, abschätzenden Blick zu. »Nicht verhandelbar«, wiederholte er.

»Genau.«

»Ihre Art gefällt mir nicht. Ich kann das Geschäft auch mit einem anderen abschließen.«

Die Augen des kleinen Mannes glänzten. »Klar«, antwortete er. »Aber da kriegen sie nicht die gleiche Gegenleistung.«

Noch immer blickte Salazar ihn an. Dann wies er auf das Scharfschützengewehr.

»Mit dem aufgemotzten Ding da können Sie mir nicht imponieren«, sagte er. »Mich interessieren einzig und allein die Resultate.«

»Verstehe. Aber hier geht's nicht um Aufschneiderei. Wir möchten einfach, dass unsere Kunden sich in etwa vorstellen können, wie unser Preis zustande kommt.«

Salazar schwieg. Dann seufzte er. »Okay«, sagte er. »Wir machen das Geschäft.«

Der kleine Mann nickte. »Dann sollten wir jetzt den Zeitplan für heute Nacht besprechen.«

Weil Ricci erst einmal nach Personen suchen wollte, zu denen der Tote Kontakt gehabt hatte, klickte er Palardys E-Mail-Programm an. Noch vor der Überprüfung des

Adressbuchs überflog er die Liste nicht geöffneter E-Mails. Die meisten hatten etwas mit der Ausrüstung für seine Sicherheitsoperationen zu tun, ein paar waren offensichtlich Werbesendungen. Dann folgte die Eingangsbestätigung einer Bestellung bei einem Online-Buchversand.

Erst die nächste Absenderadresse erregte Riccis Aufmerksamkeit:

VOM EMPFÄNGER DIESER E-MAIL

**DPALARDY@UPLINK.COM NONE 14. 11. 2000**

4:36

Ricci wandte sich dem neben ihm sitzenden Nimec zu und zeigte auf die Adresse. »Sieh dir das an«, sagte er. »Palardy hat die E-Mail an sich selbst geschickt.«

»Am Dienstagmorgen«, bemerkte Nimec.

»Am *frühen* Dienstagmorgen.«

*Und fast einen ganzen Tag, nachdem jemand bei UpLink zum letzten Mal etwas von ihm gehört hat*, dachten die beiden Männer gleichzeitig.

Nimec beugte sich vor. »Öffne sie. Worauf warten wir noch?«

Nachdem Ricci auf die Adresse geklickt hatte, las er die E-Mail:

RHJAJAOOBHJMOOWHRH ! JMOOWHBHJAOO

TJAJOO ? ! CAJBjTRH

GWRHMGCRHUGBHAJOORHJBAJOO

RHBHCAJBjTRHGCBGWJAOOTJ : CARHJAOO

CATJJAOOUG ? ! NHJBjAMVGCRHJAOO

RHJBjAOORHGW ! !

RHJA "ALRHMFTJJAUGRHBH

:MVGCRHJAOOTJJGWH!

AJOOJPGCTJTJJAOUGRH ! ?

JAOOHUGBHMVBHJARHjTRH

JAOOGWRHJB. JAMVJGTTJJA

00" "MVGCBHAJMV, TJGCJBjMjMRHJA

JGTJJAOO ! CA ! BHjTRHGWRH .

Wieder blickte er Nimec an. »Was zum Teufel ist *das*?«

Mit ihren Helmen und den Schutzanzügen gegen Biogefährdung hätte man die Männer für Astronauten halten können, die eine andere Welt erkundeten, aber dies war keine fremde Mondlandschaft, sondern das Grundstück von Gordian. Das Team bestand aus Virenjägern von den bundesstaatlichen Behörden und den Centers for Disease Control - es war von Dr. Eric Oh angefordert worden. Jetzt musste jeder Zentimeter des Hauses und des Grundstück auf der Suche nach jenen Ausscheidungen von Nagetieren abgesucht werden, die Hantaviren auf Menschen übertragen.

Die weißen Raumanzüge mit allem erforderlichen Zubehör waren schwere und ermüdende Kleidungsstücke. Kommunikation zwischen den Teammitgliedern war nur über Funkgeräte möglich. Ihre Sauerstoffgeräte wogen etwa vierzig Pfund. Mit den dicken, aus mehreren Schutzschichten bestehenden Handschuhen konnte man nur schwer etwas anfassen, und die klobigen Stiefel mit den Stahlkappen machten das Gehen zur Qual.

Auch die Umgebung wurde in Mitleidenschaft gezogen. Bei der peinlich genauen Suche nach Verseuchungstoffen nahm Ashley Gordians liebevoll gepflegter Garten Schaden. Es war wichtig, jeden Bereich des Grundstücks zu inspizieren, der von Feldmäusen oder ähnlichen Tieren aufgesucht oder bewohnt werden konnte. Das Kräuterbeet musste umgegraben, die gepflegten Rosen abgeschnitten und der Mulch um die Büsche herum ausgebuddelt und verpackt werden. Kletterpflanzen, die sich seit einem Jahrzehnt an Masten hochgerankt und dort geblüht hatten, wurden in Bodennähe gekappt, wo die kleinen Säugetiere vielleicht um die Wurzeln herum Nahrung suchten. In einigen Fällen mussten gar Lauben und Spaliere entfernt werden, damit die Biologen darunter nach Nestern und Höhlen suchen konnten. Dutzende von Fallen wurden gestellt, um lebende Tiere wegen einer eventuellen Virusinfektion testen zu können.

Auch das Innere des Hauses entging nicht dieser pedantischen, aber notwendigen Durchsuchung. In dieser Gegend übliche Mäuse und Wühlmäuse benutzten die kleinsten Öffnungen als Ein- und Ausgänge, und diese befanden sich oft an Stellen, die dem Auge verborgen blieben. Möbel mussten verrückt, Teppiche und Brücken aufgerollt, Bücherregale leer geräumt und die Holztäfelung von den Wänden entfernt werden. Im Keller wurde Gordians voll gestopfte Werkstatt Stück für Stück auseinander genommen. In der Küche mussten Schränke leer geräumt und Haushaltsgeräte von den Regalen entfernt werden. Der eingebaute Eisschrank, die Tiefkühltruhe, die Spülmaschine, die Eismaschine und der Weinschrank wurden herausgezogen und von der Außenisolierung befreit. Auch hier platzierten die Virenexperten Fallen, genau wie draußen.

Meilen weiter südlich, in und um Julia Gordian Ellis' neues Haus herum, suchte ein zweites Team mit Schutzanzügen auf dieselbe Art und Weise nach der Ursache der Verseuchung und der Infektion. Julia musste Haus und Grundstück verlassen und mit einem Koffer und ihren beiden Windhunden zu einer Freundin ziehen. Die größte Aufmerksamkeit galt hier jenem Teil des Gartens, wo ihr Vater an dem Hundezwinger gebaut hatte. Dabei ging das Team von der Theorie aus, dass Gordian vielleicht beim Ausheben der Erde für die Pfosten eine unterirdische Höhle zerstört haben könnte. Der bereits fertige Teil des Zwingers wurde demontiert, die mühsam eingesetzten Pfosten aus dem Boden gezogen.

Aber all diese Anstrengungen erwiesen sich als fruchtlos - es wurde keine Spur des Virus gefunden.

»Hallo, verbinden Sie mich bitte mit Dr. Eric Oh.«

»Am Apparat...«

»Hier spricht Steve Karonis von Sobel Genetics. Ich habe nicht vergessen, dass Sie mich gebeten haben, die Durchwahl für Ihr Büro zu benutzen, aber ich muss die Nummer verlegt haben. Also musste ich mich verbinden lassen ...«

»Kein Problem. Was Neues über die Viren in Gordians Probe?«

»Diese Auskünfte sind strikt inoffizieller Natur. Auch wenn unsere ganze Belegschaft an der Sache arbeitet, brauchen wir mindestens vierundzwanzig Stunden für eine verlässliche Bestimmung, und bis jetzt sind noch nicht einmal ...«

»Es ist ja alles inoffiziell.«

»Okay, halten Sie sich fest. Die Polymerase Kettenreaktion hat ergeben, das keine Identität mit einem bereits bekannten Hantavirus besteht. Was Sie wahrscheinlich nicht weiter überraschen wird nach dem, was Sie mir erzählt haben ...«

»Warum sollte ich dann beunruhigt sein?«

»Weil ... Noch einmal, dies alles basiert nur auf den ersten Ergebnissen ... Aber es scheint da RNA-Sequenzen zu geben, die bei dieser Virenspezies oder ihrer Familie auf natürliche Weise nicht auftreten. Sie befinden sich genau an den Stellen des Genoms, wo man sie erwarten würde, wenn Bestandteile implantiert worden wären ...«

»Wollen Sie damit sagen, dass der Virus künstlich *modifiziert* wurde?«

»Ja, es gibt Anzeichen für eine genetische Manipulation.«

Den Telefonhörer zwischen Kinn und Schulter geklemmt, blickte Eric auf seine Hand hinab.

Er klammerte sich förmlich an der Lehne seines Bürostuhls fest, und die gespannte Haut über seinen Knöcheln war sehr weiß.

»Willst du es aussprechen, oder muss ich zuerst ins kalte Wasser springen?«, fragte Ricci, der immer noch vor Paldys Computer saß.

Nimec blickte weiter auf die E-Mail, die sie vor einiger Zeit geöffnet hatten.

»Sieht wie ein Code aus«, sagte er.

»Und wir tappen im Dunkeln.«

»Was für einem Reim machst du dir darauf?«

Ricci zuckte die Achseln, während er schweigend und nachdenklich auf den Monitor starrte.

»Hör zu«, sagte Nimec. »Als Hernandez noch hier war, hast du ihn gefragt, ob Palardy vielleicht ein Notebook hier gelassen haben könnte. Ich habe gesehen, dass du in der Schreibtischschublade danach gesucht hast. Und deshalb war ich mir ziemlich sicher, dass dir in Palardys Wohnung mehr aufgefallen ist, als du hier gesagt hast.«

Ricci wandte sich ihm zu. »Und wie kommt's, dass du nicht nachgefragt hast?«

»Ich habe vermutet, dass du Gründe hast, vorerst den Mund zu halten, und dass du schon darüber redest, wenn die Zeit reif ist.«

Ricci nickte. »Ich wollte keine Geheimnisse für mich behalten«, sagte er. »Aber ich mag es einfach, meine Gedanken zu ordnen, bevor ich den Mund aufmache. Und ich bin mir nicht sicher, ob ich sie bereits geordnet habe oder ob irgendetwas von dem, was ich im Kopf habe, überhaupt Sinn macht.«

»Du hast mich gefragt, ob ich ins kalte Wasser springen will, und ich habe es getan. Jetzt bist du an der Reihe.«

Nachdem Ricci Nimec noch einen Augenblick angeschaut hatte, nickte er erneut. Er erzählte ihm von den Kratzspuren an Palardys Tür, von der angesichts der vermuteten Todesursache seltsamen Körperhaltung der Leiche und von den nicht eingestöpselten Kabeln unter dem Schreibtisch.

»Bevor die Polizei auftauchte, habe ich überall nach einem Computer gesucht, Pete«, sagte Ricci. »Und ich kann dir versichern, dass es in der Wohnung keinen gab. Keinen Computer, keine einzige Diskette. Das hat mich beunruhigt, und jetzt, wo wir wissen, dass Palardy von einem Computer aus eine E-Mail geschickt hat, und zwar zu einem Zeitpunkt, zu dem er wahrscheinlich zu Hause war, beunruhigt es mich noch mehr.« Einen Augenblick lang schwieg er. »Noch was ist mir aufgefallen, bevor ich die Wohnung verlassen habe. Vor der Innenseite seiner Wohnungstür hatte Palardy unten einen Sicherheitsriegel an-



gebracht. Wenn jemand klopft, kann man sehen, wer es ist, ohne befürchten zu müssen, dass ein Dieb gleich die Tür ganz aufstoßen kann. Man bedient ihn mit dem Fuß in der Wohnung. Du weißt, wovon ich rede?»

»Natürlich.«

»Also, der Riegel war nicht vorgelegt. Wenn jemand schon keine Mühen und Kosten scheut, so ein Ding anzubringen, wird er den Riegel doch wohl vorlegen, wenn er nachts allein zu Hause ist.«

»Du glaubst also, dass jemand die Tür mit einer Kreditkarte geöffnet, dann durch den Spalt den Riegel weggeschoben und in die Wohnung eingedrungen ist. Stimmt's?»

»Ein meisterhafter Einbrecher muss man dafür nicht gerade sein«, antwortete Ricci.

Nimec' Blick wirkte neugierig. »Okay, nehmen wir mal an, dass es so war. Was passierte dann? Hat der Einbrecher aus irgendeinem Grund anschließend Palardys Computer und seine Datenträger geklaut?»

»Ja. Vielleicht hat er Palardy auch erst umgelegt und sich dann damit aus dem Staub gemacht...«

»Nun mal langsam. Du hast mir doch selbst erzählt, dass Palardy offensichtlich krank war.«

»Krank, nicht tot, Pete. Kranke können reden.« Er wies auf den Monitor. »Oder verschlüsselte Botschaften an ihr Büro senden.«

Eine Zeit lang schwieg Nimec. »Dann lass mich mal deine Theorie hören«, sagte er schließlich.

»Es gibt Gifte, die nicht leicht zu entdecken sind oder auch von einem Gerichtsmediziner übersehen werden können, wenn das Opfer bereits dem Ende nah war und irgendjemand den Exitus beschleunigen wollte. Du hattest doch mal den gleichen Job wie ich. Wie oft wird man wegen eines plötzlichen Todesfalls gerufen, sieht sich um und weiß bald, dass es sich um einen kaschierten Mord handelt, der als Unfall, Selbstmord oder Herzinfarkt erscheinen soll. Glaub mir - Palardys Leiche war entsprechend hergerichtet.«

»Okay, du hast diesen Eindruck vor Ort gewonnen, und ich stelle ihn nicht in Frage. Aber worin besteht die Verbindung zu Gords Fall? In seinen Blutproben wurden Viren gefunden, also ist er nicht vergiftet worden.«

Ricci warf ihm einen Blick zu. »Wir bewegen uns in dünner Luft, stimmt's? Also, nur mal so zwischen uns gesagt, was wäre denn, wenn der Boss und Palardy absichtlich beide mit dem Virus infiziert worden wären? Und wenn das so sein sollte, wissen wir nicht, was Palardy uns hätte erzählen können oder wer ihn daran hindern wollte, es uns zu erzählen.«

Nimec atmete tief durch.

»Die Polizei und die Leute vom Gesundheitsamt haben sofort mit Palardys Obduktion begonnen. Ich werde in ihrer Nähe bleiben und dafür sorgen, dass sie bei einer toxikologischen Analyse auf alles achten, was die Symptome der Krankheit kaschiert oder ihren tödlichen Ausgang beschleunigt haben könnte.«

»Hört sich gut an.«

Einen Augenblick lang dachte Nimec nach. »Okay, aber was dann? Nehmen wir mal an, sie finden heraus, dass Gord und Palardy mit dem gleichen Krankheitserreger in Berührung gekommen sind. Oder dass sie irgendwelche forensischen Beweise entdecken, die deine Vermutungen über die Umstände von Palardy Tod bestätigen ...«

Ricci unterbrach ihn. »Es gibt keinen Grund für uns, so lange zu warten, bis sie Resultate haben. Wir sollten lieber versuchen, einen Vorsprung zu gewinnen. Wir wissen, dass es mit Palardys komischer E-Mail etwas auf sich hat. Warum legen wir sie nicht unseren Kryptographie-Experten zur Entschlüsselung vor?«

»Die Idee ist mir auch schon gekommen«, antwortete Nimec. »Ich kann sie sofort damit beauftr...« Da wurde der Monitor plötzlich schwarz. Nimec überprüfte das Power-Lämpchen, um zu sehen, ob die Stromversorgung ausgefallen oder der Bildschirmschoner eingeschaltet worden war. Jetzt begannen gezeichnete Uhren mit Flügeln in zufälligen Mustern über den Monitor zu schweben. »Der

Bildschirmschoner«, kommentierte er. »Die Zeit fliegt nur so dahin.«

Ricci blickte auf dem Monitor. »Sehr treffend«, murmelte er.

## 20.

### *Verschiedene Schauplätze 16. November 2001*

»Das ist auf den ersten Blick fast so viel sagend, wie es andererseits auch wieder nichts sagend ist«, bemerkte James Carmichael ohne weitere Erläuterung. Es saß vor Palardys Computer und studierte die rätselhafte Abfolge von Buchstaben und Zeichen in der E-Mail.

Zu beiden Seiten neben ihm standen Nimec und Ricci, die sich tatsächlich viel sagende Blicke zuwarfen. Carmichaels Äußerung an sich erschien ihnen schon etwas mysteriös, aber damit hatten sie fast gerechnet. Bevor Roger Gordian ihn eingestellt hatte, war Carmichael als Mitglied der dritten Generation seiner Familie Analytiker bei der National Security Agency gewesen. Schon sein Großvater hatte für deren nachrichtendienstliche Kryptologie-Abteilung gearbeitet, seit diese zu Beginn des Kalten Krieges infolge eines geheimen Memorandums des Präsidenten gegründet worden war. Damals bewahrte die Regierung über die Existenz der National Security Agency noch Stillschweigen, weshalb die Abkürzung >NSA< von Insidern in Washington zu >No Such Agency< umgedeutet wurde, da es die Einrichtung offiziell nicht gab.

»Wie war's, wenn Sie uns das erklären würden?«, fragte Nimec. »Und lassen Sie uns davon ausgehen, dass dies tatsächlich ein Code ist, nicht das Hirngespinnst eines Fieberkranken, der nicht ganz bei Sinnen ist und nicht weiß, was er da tippt.«

Carmichael war etwa Mitte dreißig - ein Mann in

Hemdsärmeln, mit intelligenten blauen Augen und einem dichten, welligen schwarzen Haarschopf. Er blickte Nimec über die Schulter an. »Tut mir Leid«, sagte er. »Wenn ich herablassend klingen sollte, können Sie mir ruhig einen Schlag auf den Hinterkopf verpassen.«

Nimec lächelte schwach. »Einen Ausrutscher können Sie sich leisten.«

»Abgemacht.« Carmichael wandte sich wieder dem Monitor zu. »Also - zuerst können wir meiner Ansicht nach ausschließen, dass dies das Produkt eines verwirrten Gehirns ist. Dafür ist der Text zu systematisch aufgebaut. Außerdem glaube ich, dass das, was wir hier vor uns sehen, genau genommen kein Code, sondern eine Geheimschrift ist. Man gebraucht diese Begriffe, als wären sie Synonyme, aber es gibt einen Unterschied, und der ist aus mehr als nur semantischen Gründen wichtig. Bei Codes werden ganze Wörter durch Buchstaben, Zahlen, Symbole, Redewendungen oder andere Worte ersetzt, bei chiffrierten Texten - Geheimschriften - wird ein Substitut für unabhängige Buchstaben oder Silben erfunden, was eine sehr viel komplexere Kommunikation ermöglicht. Sie sind die Basis moderner elektronischer Verschlüsselungstechniken. Eine gute Methode, beides auseinander zu halten, könnte darin bestehen, Codes mit antiken Hieroglyphen oder Piktogrammen zu vergleichen, Geheimschriften mit dem Alphabet. Stellen Sie sich vor, Shakespeare hätte versucht, *Hamlet* mit Bildern an der Wand zu schreiben, dann ist schon offensichtlich, warum eine Geheimschrift - ein chiffrierter Text - raffinierter und effizienter ist.«

»Können Sie den Unterschied eindeutig benennen?«, fragte Ricci.

»Gewöhnlich schon«, antwortete Carmichael, der nacheinander auf mehrere Textstellen zeigte. »Häufige Wiederholungen von Buchstabengruppen sind ein Anzeichen dafür, dass sie kleinere linguistische Einheiten vertreten. Sehen Sie dieses Buchstabenpaar hier, >BH<? Es taucht zehn-, nein elfmal auf. In einem relativ kurzen Text würde man nicht erwarten, dass das gleiche Wort so häufig wie-

derholt wird. Bei einem Buchstaben oder einer Silbe ist das etwas anderes. Und dann ist da diese Verwendung von Polygrammen wie >JMOO<. Das steht wahrscheinlich für eine Doppelbuchstaben-Kombination in einem Klartext...«

»Und was ist ein Klartext...?«

»Die Worte, die Sie zu verbergen versuchen«, antwortete Carmichael. »Der Gegensatz dazu ist der chiffrierte Text, wo Sie mit Buchstaben die Worte verklausulieren wollen.«

Ricci nickte. »Wenn Palardy nicht mehr zu bieten hat, müsste die NUSS doch leicht zu knacken sein. Das Alphabet hat sechszwanzig Buchstaben, aus denen der Klartext besteht, und das heißt, dass wir dieselbe Anzahl von Geheimschriftgruppen haben, stimmt's? Eine Gruppe für jeden Buchstaben, von A bis Z. Wenn wir alle denkbaren Kombinationen durch einen Computer jagen, wie lange würde es dann dauern, den Schlüssel zu finden, der uns statt Unsinn Wörter an die Hand gibt, die sich zu sinnvollen Sätzen zusammenfügen? Simple Mathematik, es gibt viele, aber letztlich nur eine beschränkte Anzahl von Möglichkeiten.«

Carmichael blickte ihn an. »Bis zu einem gewissen Punkt macht Ihre Logik Sinn, aber dann bleiben doch zwei große Probleme. Erstens - lassen Sie uns einmal annehmen, dass Palardys Geheimschrift-Gruppen der Anzahl der Buchstaben des englischen Alphabets entsprechen und sich nicht auf irgendein anderes beziehen, das mehr oder weniger Buchstaben hat. Das könnte nur der erste Schritt auf dem Weg zur Erkenntnis der verborgenen Botschaft sein, weil wir nicht wissen, ob es nicht doch zusätzliche Stufen der Verschlüsselung gibt. Zweitens - jeder chiffrierte Text, der durch viel Nachdenken und Mühe zustande gekommen ist, beinhaltet nichts sagende Füllsel. Das können Buchstaben, Zahlen, Symbole oder vielleicht auch Interpunktionszeichen sein, die nicht in das System passen und die Dinge verkomplizieren können.«

»Ist Ihr Computer nicht in der Lage, sie aus genau diesem Grund zu identifizieren?«, fragte Nimec. »Kann er

diese Füllsel nicht ignorieren, weil sie *nicht* in das System passen?«

»Das braucht Zeit«, antwortete Carmichael kurz, und sein Blick verriet, dass er nur allzu gut wusste, dass sie keine hatten.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. »Es ist verrückt«, sagte Nimec dann. »Vor seinem Tod fabriziert Palardy diese geheime Botschaft und schickt sie per E-Mail hierher. Er muss *gewollt* haben, dass wir sie entschlüsseln. Ich verstehe nicht, warum er sich sonst so viel Mühe gegeben haben könnte.«

Carmichael nickte. »Einverstanden. Selbst wenn er die Absicht gehabt haben sollte, uns zu frustrieren und uns jede Menge Arbeit zu machen, wette ich trotzdem darauf, dass er uns einen Schlüssel zur Dechiffrierung zur Verfügung gestellt hat. Entweder separat oder als Bestandteil des Kryptogramms.«

»Glauben Sie, dass Sie den Schlüssel finden und die Chiffrierung knacken können, was immer auch Palardys Absicht gewesen sein mag?«, fragte Nimec.

»Ich werde meine Leute beauftragen, alle Daten auf dieser Festplatte zu sichten. Zusätzlich die auf anderen Datenträgern, die er eventuell zurückgelassen hat. Mal sehen, was wir damit anfangen können.« Carmichael seufzte. »Ich weiß, dass wir zu einer erfolgreichen Analyse von chiffrierten Texten in der Lage sind und das System auch ohne Schlüssel knacken können. Aber ehrlich gesagt kann ich nicht einschätzen, wie lange das dauert - stundenlang, tagelang, vielleicht sogar Wochen.«

»Verdammt.« Ricci blickte finster drein. »Wenn Palardy uns nicht einfach nur an der Nase herumführen und uns etwas mitteilen wollte, was zum Teufel hat er sich dann dabei gedacht? Warum hat er sich die Mühe gemacht, die Botschaft zu verschlüsseln?«

»Meiner Ansicht nach kann es dafür nur einen Grund geben«, sagte Nimec. »Die Botschaft sollte nicht jemandem in die Hände fallen, der eventuell in seine Wohnung eindringt und mit seinem Notebook verschwindet.«

»Wenn's darum ging, hätte er uns seinen Text auch unverschlüsselt senden und ihn dann von der Festplatte des Notebooks löschen können. Dann hätte er die Festplatte neu formatieren können, um sicher zu sein, dass der Text nicht mehr auffindbar ist.«

»Es sei denn, er traute es jemandem zu, sich den Text aus unserem Mainframe-Computer herauszuziehen.«

»Wenn unsere Sicherheitsmaßnahmen derart lückenhaft sind, sollten wir beide besser unseren Hut nehmen, Pete.«

Carmichael hatte schweigend zugehört. Während er weiter nachdachte, verengten sich seine Augen zu Schlitzen. »Irgendwelche Einwände, wenn ich meine eigene Hypothese formuliere?«, fragte er.

»Keine«, antwortete Nimec.

Carmichael blickte erst Nimec, dann Ricci an. »Eventuell sollte der Computerdieb wissen, dass Palardy uns eine Botschaft geschickt hat, und sich wegen des Inhalts der E-Mail Sorgen machen«, sagte er schließlich. »Mit anderen Worten - vielleicht hat Palardy nicht mit uns sein Spielchen getrieben, sondern mit *ihm*.«

Am Mittwochnachmittag waren Enrique Quiros' Augen bereits so mit der Botschaft aus der Sendeliste von Palardys E-Mail-Programm vertraut, das die Buchstaben und Zeichen genauso gut auch in seine Netzhaut eingebrannt hätten sein können. Stundenlang hatte er vergeblich versucht, sich einen Reim auf den chiffrierten Text zu machen. Quiros schaltete das Notebook aus, das man ihm aus Palardys Wohnung mitgebracht hatte, klappte es zu und griff nach dem Glas mit Scotch, das auf seinem Schreibtisch stand. Normalerweise trank er vor der Abenddämmerung keinen Alkohol, aber seine Nerven brauchten dringend etwas Beruhigendes. Stück für Stück war in der letzten Zeit ein Problem zum anderen gekommen. Felix' idiotischer Überfall vor dem Tunnel, der Mord an seinem Neffen, die Notwendigkeit, das Treffen mit Salazar zu arrangieren, das heute Nacht stattfinden sollte. Und jetzt war alles eingetreten, was er von dem Augenblick an befürchtete.

tet hatte, als er mit der Blondine auf das Karussell gestiegen war. Sie hatte ihn in diese Verschwörung hineingezogen, bei der es darum ging, Roger Gordian zu töten, sie hatte ihn zum Komplizen gemacht. Und Quiros hatte gewusst, dass er das ein Leben lang bereuen würde.

Palardy war ein unterwürfiger und manipulierbarer Mensch gewesen, aber Enrique hatte ihn nie für einen Dummkopf gehalten. Die ganze Zeit über hatte er das Gefühl gehabt, dass Palardy zum Verrat bereit wäre, wenn er erst einmal begriffen hatte, dass er verloren war. Quiros hatte gewusst, dass Palardy die Leute bloßstellen würde, die ihn ausgenutzt und dann fallen gelassen hatten, und ihm war auch klar gewesen, dass er einen Weg finden würde, bevor man ihm Einhalt gebieten konnte.

Quiros führte das Glas an die Lippen und nahm einen großen Schluck. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wie er diese Botschaft entschlüsseln sollte. Vielleicht wäre der große und unantastbare El Tio dazu in der Lage, aber Quiros war nicht gerade scharf darauf, ihm die E-Mail zukommen zu lassen und auf diese Weise Selbstmord zu begehen. Wenn Enrique die mit der E-Mail verbundene Absicht richtig einschätzte, konnte dabei für ihn nichts Gutes herauskommen. Wenngleich El Tios Aufenthaltsorte und seine wahre Identität perfekt geheim gehalten wurden, hatte Palardy Enrique mit Sicherheit in die Sache hineingezogen und den Weg zu seiner Tür gewiesen, wo El Tio warten und schnell die Verbindungslinie zwischen sich und Enrique kappen würde.

Er stürzte den restlichen Whisky hinunter. Jetzt war alles außer Kontrolle geraten, völlig außer Kontrolle. Der verdammte Himmel würde erzittern.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als bei seinen Plänen für diese Nacht zu bleiben, sich um Salazar zu kümmern und abzuwarten, ob er Deckung fand, wenn der Himmel einstürzte.

Im Licht der kalifornischen Sonne glänzte ihr Haar golden. Sie schlenderte mit einer Einkaufstasche am Arm auf



das Reisebüro der Fluglinie zu, während ihr die männlichen Passanten auf der Straße anerkennende Blicke zuwarfen. Sie war sich der diskreten, frechen, passiven oder eindeutig anmachenden Blicke bewusst. Vor gar nicht so vielen Jahren, als sie noch als Model auf den Laufstegen von Paris und Mailand zu Hause gewesen war, hatte sie gelernt, dass Frauen Schönheit und Sex genauso ausnutzen konnten wie Männer Wohlstand und Macht. Die Bedingungen und Grenzen des Tauschhandels diktierte man selbst.

In Europa hatte sie auf den Partys in den Klubs und auf den Jachten, zu denen sie nach den Modeschauen eingeladen wurde, bald herausgefunden, dass es oftmals wahrhaft gefährliche Männer waren, die ihr geben konnten, was sie am meisten ersehnte. Hier herrschte das uralte Gesetz des Gebens und Nehmens, und sie hatte es ohne Zögern akzeptiert. Durch eine Reihe von Liebhabern war sie Leuten vorgestellt worden, die über versteckte Einflussmöglichkeiten und gigantische Vermögen verfügten. Ihr Lebensstil zog sie an, faszinierte, erregte sie.

Schließlich waren ihre Gefälligkeiten über das Körperliche hinausgegangen, wenngleich Sex weiterhin ein Teil des Geschäfts blieb. Das war mal mehr, mal weniger erfreulich. Aber kein Mann hatte sie je dazu zwingen können, etwas gegen ihren Willen zu tun. Ihre Aufträge, die sie unter verschiedenen Identitäten von einem Land zum anderen geführt hatten, steigerten nicht nur ihr Selbstwertgefühl, sondern auch die Erregung, die ihr das Wissen vermittelte, dass sie für jeden unter einem dieser Pseudonyme begangenen Gesetzesbrüchen lebenslänglich hätte kriegen können. Sie war den Behörden entwischt, ohne sich zu verstecken, und dieses Gefühl belebte sie.

Nachdem sie unter gefährlichen Leuten gelebt und die Einkünfte aus deren illegalen Geschäften genossen hatte, hatte sie bald die Gefahr als solche zu schätzen gelernt.

Siegfried Kuhl war mit Abstand der gefährlichste Mann, der ihr je begegnet war, und nachdem sie sich einmal mit ihm eingelassen hatte, hatten sie die anderen nicht

mehr interessiert. Sie wusste, dass sich daran auch nichts mehr ändern würde. Er hatte sie in einer umfassenden Weise befriedigt, die sie sich in ihren kühnsten Träumen nicht hätte ausmalen können. Welche sinnlichen Freuden konnten größer sein als diejenigen, mit denen er sie so verschwenderisch bedachte? Und welche Verbrechen verdammenswerter als die, die sie für ihn ausführte?

Und jetzt hatte er sich endlich gemeldet. Wenngleich er seine Angelegenheiten in Kanada noch nicht abgeschlossen hatte, ergab sich die Gelegenheit, ein paar Tage das Land zu verlassen, und er hatte bereits Pläne für ihr Zusammensein geschmiedet. Kuhl hatte sein Versprechen gehalten - sie würden sich in der Stadt treffen, die ihm so viel bedeutete und die bald auch für sie ein ganz spezieller Ort sein würde.

Im Reisebüro musste sie kurz warten, bevor ein Angestellter frei war.

»Guten Tag.« Der Mann hinter der Theke lächelte sie an. Er wirkte schwach und eingesperrt wie ein Schaf. »Womit kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Ich möchte gern einen Platz für einen Flug nach Madrid reservieren.« Sie nannte das gewünschte Datum.

Der Mann nickte und bearbeitete dann mit einem Finger seine Tastatur. »Reisen Sie allein?«

»Ja.«

Er blickte auf. »Madrid ist wunderschön, eine meiner Lieblingsstädte«, sagte er freundlich. »Waren Sie schon einmal dort?«

»Nur während einer kurzen Zwischenlandung. Aber ich werde dort jemanden treffen, der die Stadt sehr gut kennt.«

»Reisen Sie geschäftlich oder zum Vergnügen?«

Während sie den Angestellten anblickte, dachte sie, dass sein ganzes einfältiges Dasein nicht so viel wert war wie die kürzeste Existenz eines ihrer längst vergessenen Decknamen. »Zum Vergnügen«, antwortete sie lächelnd. »Ausschließlich zum Vergnügen.«

»Carmichael?« Ricci steckte den Kopf in den Raum in der Kryptographie-Abteilung. »Wie läuft's?«

»Immer noch genauso wie vor einer Viertelstunde, als Sie zum letzten Mal gefragt haben.« In seinem Drehstuhl wandte sich Carmichael Ricci zu. »Und immer noch genauso wie vor zehn Minuten, als Megan Breen und Vince Scull hier waren. Ganz zu schweigen von Pete Nimec' Anruf vor ...«

Ricci hob eine Hand. »Gehen Sie nicht gleich in die Luft«, sagte er. »Schließlich habe ich nur eine Frage gestellt.«

»Jetzt hören Sie mal gut zu. Ich bin nicht derjenige, der die Ruhe bewahren muss.« Carmichael zeigte auf den Computer, den er aus Palardys Büro geholt hatte und der jetzt auf seinem grauen Stahlschreibtisch stand. »Ich sagte doch bereits, dass ich Sie über alle Fortschritte auf dem Laufenden halten werde. Von der Festplatte habe ich etliche Kopien gezogen, und mein Team überprüft sie Sektor für Sektor, Datei für Datei. Zugleich versuchen wir herauszufinden, ob die Botschaft vielleicht irgendeiner klassischen Verschlüsselungsmethode entspricht. Außerdem sichten wir die Literatur - die Schriften der Freimaurer, Vigenère, Arthur Conan Doyle. Um Himmels willen ...«

Carmichael beendete den Satz nicht und stieß die Luft aus.

Ricci blickte ihn an. »Okay, ich habe verstanden. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Sorgen Sie dafür, dass wir nicht abgelenkt werden. Diese Sache ist verdammt plötzlich gekommen. Ich weiß, dass alle gestresst sind, aber Sie müssen uns eine Chance geben. Lassen Sie uns unsere Arbeit tun.« Er schwieg eine Zeit lang, um sich zu beruhigen. »Ich habe da ein paar Ahnungen, die ich überprüfen muss. Wenn etwas dabei herauskommt, werden Sie als Erster davon erfahren.«

Ricci nickte und blickte sich dann schweigend einen Augenblick lang in dem Raum um. Carmichael hatte die CPU von Palardys Computer mit einem großen, breiten Flachbildschirm an der Wand über seinem Schreibtisch

verbunden, über den jetzt die Uhren mit den Flügeln schwebten. Durch den blauen Hintergrund des Bildschirmschoners war die Wirkung mehr als nur ein bisschen surreal - es war, als würden die Uhren vor einem Fenster herfliegen.

»Da fliegen sie wieder«, sagte Ricci. »Auf und davon.« Zuerst blickte Carmichael drein, als hätte er nicht verstanden, was Ricci meinte, aber dann begriff er, worauf der andere geblickt hatte, und drehte sich in seinem Bürostuhl herum. »Ich muss diesen Bildschirmschoner loswerden. Alle fünf Minuten springen mir die Bilder ins Auge.«

Ricci erinnerte sich an die alte Baseball-Uhr in Palardys Schlafzimmer, dann an die unheimlichen Geräusche der Kuckucksuhr in dem ansonsten totenstillen Wohnzimmer. »Ein Uhrentick«, schnaubte er.

Carmichael wandte sich ihm zu. »Was haben Sie gesagt?« Ricci bemerkte, dass der Blick des Kryptographie-Experten plötzlich interessiert wirkte.

»Uhren.« Ricci hörte sich selbst tief durchatmen. »Palardy hatte einen Uhrentick.«

Megan Breen saß an ihrem Schreibtisch. Die ganze Zeit über hatte sie an ihren Boss denken müssen, aber sie erzählte allen, dass ihre Augen wegen einer Allergie gerötet seien. Einige Besucher ihres Büros waren sogar darauf hereingefallen.

Jetzt klingelte ihr Privattelefon, und sie nahm den Hörer ab, während sie mit der anderen Hand ein zerknülltes Papiertaschentuch in den Papierkorb warf.

Es war Ashley Gordian.

»Hallo, Ashley. Wie geht es ...?«

Megan hielt inne und wartete darauf, dass Gordians Frau am anderen Ende der Leitung etwas sagte. Wie konnte sie einerseits der Realität ins Auge blicken, sich andererseits aber nicht von ihrer Angst überwältigen lassen?

»Seit ein paar Stunden ist Gords Zustand unverändert«, sagte Ashley. Fast hätte Megan erleichtert aufgeat-

met - wenigstens war es nicht schlimmer geworden. Es war schon seltsam, wie die Bedeutung des Ausdrucks >gute Neuigkeiten< sich relativierte, wenn einem der Boden unter den Füßen wegzurutschen begann. »Um die Mittagszeit herum hat er die Augen kurz geöffnet. Die Krankenschwester konnte nicht erkennen, wie wach er wirklich war, und ich war nicht in seinem Zimmer. Ich kann ... Ich darf nicht bei ihm bleiben. Aber das habe ich Ihnen ja bereits erzählt, stimmt's?«

»Ich glaube schon«, antwortete Megan. »Ja.« Tatsächlich hatte Ashley es ihr schon mehr als einmal erzählt. Sie wirkte einsam und verloren. »Sind Sie im Krankenhaus? Im Büro liegt im Moment nichts Dringendes an, und es würde mir gut tun, hier rauszukommen. Wir könnten zusammen eine Tasse Kaffee trinken ...«

»Genau deshalb rufe ich an«, sagte Ashley. »Sie sollten *unbedingt* herkommen. Am besten bringen sie Pete oder einen von den anderen mit. Ich habe mit Dr. Eric Oh telefoniert, dem Epidemiologen, und er hat etwas über Gords Krankheit gesagt, aber ich weiß nicht, was für einen Reim ich mir darauf machen soll. Begriffen habe ich allerdings, dass es wichtig ist.« Einen Moment lang schwieg sie. »Es tut mir Leid, dass ich etwas zusammenhanglos rede ...«

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken. Die Richtlinien besagen, dass ich unter diesen Umständen kommen kann.«

Megan hörte, dass Ashley den Hörer von ihrem Mund weghielt und sich räusperte.

»Danke«, sagte sie nach einem Augenblick.

»Danken Sie dem Verfasser der Richtlinien.«

Erneut herrschte kurze Zeit Schweigen.

Als Ashley dann wieder das Wort ergriff, klang ihre Stimme etwas fester. »Eric kommt her, um sich mit mir und Dr. Lieberman zu treffen. Er ist Gords Arzt und hat hier im Krankenhaus ein Büro ...«

»Ja.«

»Außerdem kommt jemand von Richard Sobels Gen-

labor. Bis jetzt haben die Tests kein definitives Resultat ergeben, und ich bin sicher, dass sie nicht bereit wären, irgendetwas preiszugeben, wenn sie uns nicht für verschwiegen halten würden. Ansonsten werden sie noch nichts sagen, nicht, bevor sie weitere Beweise haben. Die Leute würden sich auf sie stürzen, ihren Ruf in Frage stellen und sie mit Theoretikern in einen Topf werfen, die von fliegenden Untertassen schwafeln ...«

»Was haben sie denn herausgefunden, Ashley?« Gordians Frau atmete deutlich hörbar - das Sprechen fiel ihr nicht leicht. »Sie glauben, dass der Virus künstlich fabriziert wurde«, sagte sie schließlich. »Dass ihn irgendjemand entwickelt haben könnte, um Roger zu töten ... zu ermorden.«

Einen Augenblick lang war Megan völlig verdutzt. »Bin gleich da«, sagte sie dann.

Zehn Minuten, nachdem er Ricci aus seinem Büro hinausgeworfen hatte, saß Carmichael wieder an seinem Schreibtisch. Er hatte die Tür abgeschlossen, das Telefonkabel herausgezogen und die Gegensprechanlage und das UpLink-Handy abgeschaltet. Bevor er diese Verbindungen zur Außenwelt abschnitt, hatte er den Analytikern, die sich mit Palardys geheimer Kommunikation beschäftigten, Anweisung gegeben, ihn im Falle einer Entdeckung über sein Privathandy anzurufen.

Jetzt musste er allein sein, um nachdenken und herausfinden zu können, was sich hinter diesem simplen - sogar primitiven - Kryptogramm verbarg. Er war sicher, dass Palardy gewusst hatte, dass die verschlüsselte E-Mail von UpLinks Spezialisten dechiffriert werden konnte, erfahrenen Profis, die daran gewöhnt waren, Botschaften zu knacken, die mit den subtilsten Mitteln algorithmischer Verschlüsselung hergestellt worden waren.

Mit diesen Buchstabenpaaren und Polygrammen musste es etwas auf sich haben, und das ließ ihm keine Ruhe. Carmichaels Hirn arbeitete jetzt fast auf Höchsttouren, und er versuchte wie ein Insekt, das sich durch eine dün-

ne Erdschicht den Weg ins Helle bahnte, ans Licht der Erkenntnis zu gelangen. Bevor ihn Ricci und Konsorten permanent gestört hatten, war dieses Insekt fast schon zum Vorschein gekommen, aber sie hatten es verscheucht. Jetzt, wo es keine Ablenkungen mehr gab, hoffte er, es wieder aus seinem Versteck hervorlocken zu können.

Um sich besser konzentrieren zu können, hatte Carmichael dem chiffrierten Text, den Palardy als E-Mail geschickt hatte, ein Clipart-Icon aus seinem Textverarbeitungsprogramm hinzugefügt. Nun sah die verschlüsselte Botschaft auf dem Flachbildschirm an der Wand so aus:

RJHAJAOOBHJMOOWHRH ! JMOOWHBHJAOO  
 TJAOO?!CAJBjTRH  
 GWRHmVGCRHUBGHAJOORHJBAJOO . RHBH  
 CAJBjTRHGCBHGWJAOOTJ : CARHJAOO  
 CATJJAOOUG? IBHJBjAMVGCRHJAOORHJB  
 JAOORHGW!! RHJA««ALRHMFTJJAUGRHBH  
 :MVGCRHJAOOTJJGWH !AJOOJPGCTJTJJJA  
 OOUGRH! ? JAOORHUGBHMVBHJARHjTRH  
 JAOOGWRHJB . JAMVJGTJJAOO" "MVG  
 BHJMV,TJGCJBjMjMRHJAjGTJJAOO !  
 CA ! BHjTRHGWRH.



Carmichael starrte auf das Kryptogramm, das ihn stark an jene verschlüsselten Texte erinnerte, die in den Neunzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts in altmodischen Bestsellern enthalten waren, um den gewitzten Leser herauszufordern und zu amüsieren, wenn dieser über Grundkenntnisse in Dechiffrierverfahren verfügte. Und er hatte das Gefühl, dass Palardy genau das beabsichtigt hatte. Die Verschlüsselung sollte gerade so schwierig zu knacken sein, dass er genügend Zeit hatte, Vorsorge zu treffen. Und sie sollte, falls ihm etwas zustieß, den potenziellen Dieb seines Notebooks nervös machen.

Carmichael starrte auf den Bildschirm. Fast kam es ihm so vor, als wäre er mitten in einen Sherlock-Holmes-Roman oder in eine Detektivgeschichte von Poe hineingeraten. Das Vertrackte war - und das hätte er nie jemandem außerhalb der Kryptologie-Abteilung eingestanden -, dass er es tatsächlich unterhaltsam gefunden hätte, dieses Rätsel zu knacken, wenn hier nicht so fürchterlich viel auf dem Spiel gestanden hätte.

»Rück's schon raus, Palardy«, murmelte er in dem stillen Raum vor sich hin. »Gib mir einen Anhaltspunkt.«

Mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck und den Fingern auf der Tastatur beschloss Carmichael, alle Interpunktions- und Anführungszeichen aus dem Text zu entfernen. Schon bei seinem ersten Eindruck waren sie ihm als irrelevante Füllsel ins Auge gesprungen, und dieser Eindruck hatte sich seitdem noch verstärkt.

Nachdem er mehrfach die Löschaste gedrückt hatte, sah der Geheimtext jetzt so aus:

RJHAJAOOBHJMOOWHRHJMOOWHBHJAOO  
TJAJOOCAJBJTRH  
GWRHMGCRHUGBHAJJOORHJBAJOORHBH  
CAJBJTRHGCBHGWJAOOTJCARHJAOO  
CATJJAAOUGBHBJAMVGCRHJAOORHJBJA  
OORHGWRHJJAALRHMFTJJAUGRHBH  
MVGCRHJAOOTJJGWHAJOOJPGCTJTJJAOO  
UGRHJAOORHUGBHMVBHJARHJTRH  
JAOOGWRHJBJAMVJGTJJAOOMVGCBH  
AJMVTJGCJBJMJMRHJAJGTJJAOO  
CABHJTRHGWRH



Carmichael versuchte, geistig entspannt und beweglich zu bleiben, wie ein Sportler, der sich im entscheidenden Augenblick nicht mehr hinterfragt, sondern sich nur noch den gleichsam automatisch ablaufenden kognitiven und



sensorischen Prozessen anvertraut, die dem Instinkt gleichen.

»Komm schon, Palardy. Gib auf.«

Erneut bearbeitete er die Tastatur, und diesmal drückte er mit dem Daumen die Leertaste, um die offensichtlichen Buchstabengruppen zu trennen. Danach sah er folgenden Text auf dem Bildschirm:

RJ HA JA00 BH JM00 WH RH JM00 WH BH  
JA00 TJ  
AJ00 CA JB JT RH  
GW RH MV GC RH UG BH AJ00 RH JB AJ00  
RH BH CA JB JT RH GC BH GW JA00 TJ CA  
RH JA00  
CA TJ JA00 UG BH JB JA MV GC RH JA00 RH  
JB JA00 RH GW RH JA AL RH MF TJ JA UG  
RHBH  
MV GC RH JA00 TJ JG WH AJ00 JP GC TJ TJ  
JA00 UG RH JA00 RH UG BH MV BH JA RH JT  
RH  
JA00 GW RH JB JA MV JG JJA00 MV GC BH  
AJ MV TJ GC JB JM JM RH JA JG TJ JA00 CA  
BH  
JT RH GW RH



Carmichael starrte auf den Monitor. Okay, dachte er, das ist ja schon mal etwas. Und da war wieder dieser Gedanke, der ihm keine Ruhe ließ. Einige dieser abstrakten Buchstabenpaare ... Was köderte ihn daran?

Nachdem er die Buchstabenkombinationen, die am stärksten seine Aufmerksamkeit erregten, am Bildschirm ausgeschnitten hatte, ließ er sie auf einem anderen Monitor erscheinen:

GW JA TJ JM AJ

»Komm schon, komm schon, lass dich blicken ...«

Er reckte sich auf seinem Stuhl und saß ungefähr fünf Minuten lang sehr ruhig da. Dann griff er plötzlich in seine Tasche, schaltete das Handy ein und rief einen seiner Mitarbeiter an.

Eine Frau antwortete.

»Michelle?«

»Hallo, Jimmy. Was gibt's?«

»Kommen Sie mal in mein Büro rüber. Ich glaube, dass ich eine Idee habe.«

»Bin sofort da«, antwortete sie forsch.

»Danke.« Als Carmichael die Verbindung gerade unterbrechen wollte, fiel ihm auf, dass er in seiner Aufregung fast vergessen hätte, sie um etwas zu bitten. »Sind Sie noch dran, Michelle?«

»Ja. Ich wollte gerade auflegen.«

»Tun Sie mir bitte einen Gefallen. Keine große Sache. Wir können die Information ohne große Mühe online oder ...«

»Jimmy ...«, begann sie ungeduldig.

»Tut mir Leid, Michelle, ich bin etwas aufgekratzt. Aber wo Sie doch sowieso an der Bibliothek mit den Nachschlagewerken vorbeikommen - würden Sie mal nachsehen, ob Sie nicht dieses Buch über die amerikanischen Präsidenten finden können?«

Die Verkehrsschilder am Highway nannten ein Tempolimit von fünfundsechzig Meilen pro Stunde, aber der Tacho des pechschwarzen Beemer zeigte fast neunzig an. Am Steuer saß Megan Breen, und weil sie es eilig hatte, zum Krankenhaus zu kommen, scherte sie sich nicht um Radarkontrollen.

Auf dem Beifahrersitz hielt sich Rollie Thibodeau am Haltegriff fest, während sie auf die Überholspur ausscherete, um einen Suburban zu überholen, der im Schnecken-tempo von etwa fünfundsiebzig Meilen pro Stunde dahinkroch.

Durch ihre Sonnenbrille warf Megan Thibodeau einen

Blick zu, auf dessen Stirn sich eine tiefe Furche abzeichnete. Er war sehr schweigsam, und Megan kam der Gedanke, dass ein halbes Jahr keine besonders lange Zeit war, wenn man sich von solchen inneren Verletzungen erholte, wie Thibodeau sie in Brasilien erlitten hatte.

Sie widerstand der Versuchung, den Lincoln vor ihnen zu überholen.

»Alles in Ordnung, Rollie?«

Er nickte. »Ich denke nur nach. Wegen mir musst du nicht langsamer fahren.«

»Nicht deshalb habe ich ...«

»Schon okay, mein Liebling.« Er tätschelte ihre Schulter. »Du bist meine erste Wahl.«

Megan blickte in den Rückspiegel und überholte dann. »Woran denkst du? Willst du darüber reden?«

Thibodeau wandte sich ihr zu. »Vermutlich wäre das besser.« Er zögerte. »Mir ist gerade eingefallen, was dem designierten Präsidenten Boliviens letzten Monat zugestoßen ist. Ich habe mich daran erinnert, wie dieser Colón krank wurde und dann so plötzlich starb. Seine Symptome, zumindest die, von denen wir wissen, weil seine Regierung nicht den Mantel des Schweigens darüber gebreitet hat ...«

Thibodeau brauchte seine Worte nicht weiter auszuführen.

Colóns Symptome waren denen Gords in verblüffender Weise ähnlich, dachte Megan.

Sie spürte, wie sich ihr das Herz zusammenzog. »UpLink war im Begriff, ein Geschäft über Geländeerschließung mit seiner Administration abzuschließen, Rollie. Nur *Wochen* vor seinem Tod haben die Leute von unserer Vorhut sich mit ihm getroffen. Erinnerst du dich, wie wir an Bord der *Pomona* darüber gesprochen haben?«

Thibodeau gab ein zustimmendes Geräusch von sich. »Daran habe ich gedacht«, sagte er.

Megan nickte, trat aufs Gaspedal und jagte den Bee-mer wie des Teufels schwarzen Hengst die Straße hinunter.

»Megan hat angerufen«, sagte Nimec. »Sie ist mit Ashley und Rollie im Krankenhaus.«

Fast unmerklich strafften sich Riccis Schultern. »Ist der Boss ...?«

»Er hält durch.«

Ricci atmete auf. »Ich hatte keine Ahnung, dass mein Erzfeind mit zum Krankenhaus gefahren ist.«

Einen Augenblick lang schwieg der Sicherheitschef von UpLink. Sie saßen allein in seinem Büro, weil Nimec es so gewollt hatte. Bevor er bei Vince Scull anrief, wollte er alles mit Ricci durchsprechen.

»Megan hat ihn sich gepackt und ist mit ihm abgehauen.« Erneut schwieg Nimec einen Moment lang. »Die Ärzte und die Leute vom Genlabor haben irgendetwas entdeckt, Tom. Und ich kann dir versichern, dass es mich umgehauen hat.«

Ricci blickte ihn an. »Mit einem Wort...?«

»Es sieht so aus, als wäre der Virus, mit dem sich Gord infiziert hat, künstlich in einem Labor produziert worden. Wir reden hier nicht über einen Virus, der in irgendeiner angeblichen >Babymilch-Fabrik< im Irak oder im Sudan gezüchtet worden ist. Dieser Virus ist ein mit unbekannten Mitteln fabrizierter Mutant.«

»Und wie sicher ist diese Hypothese?«

»Auf jeden Fall so sicher, dass wir uns damit befassen müssen«, antwortete Nimec. »Ich habe Megan gebeten, mir auf allgemein verständliche Art und Weise zu erklären, was die Tests bisher ergeben haben. Nach dem, was ich verstanden habe, gibt es bewährte Techniken, mit denen man Pflanzen- und Tiergene auf Anzeichen einer Modifikation überprüfen kann. Bevor UpLink seine Biotechnologie-Abteilung an Richard Sobel verkauft hat, haben wir für das Landwirtschaftsministerium und andere Kunden diese Tests durchgeführt. Man nimmt eine Gurke, die sich von den anderen beim Gemüsehändler leicht unterscheidet, bringt sie ins Labor, und dort analysieren sie sie mittels einer Polymerasen Kettenreaktion, ganz so, wie man es auch mit dem genetischen Material eines Menschen

tut, der im Verdacht steht, ein Verbrechen begangen zu haben. Wenn die DNA nicht mit der dieser Gurkenart übereinstimmt, werden die Tests auf einer anderen Ebene fortgesetzt. Die Wissenschaftler wissen, an welchen Stellen eines Genstrangs sie suchen müssen, wenn sie feststellen wollen, ob Genmanipulationen vorliegen ...«

Ricci kratzte sich am Hals. »Eine Gurke ist kein Virus.«

»Aber die wissenschaftlichen Prinzipien, die hinter den Tests stehen, sind identisch, zumindest fast«, fuhr Nimec fort. »Megan könnte dich genauer informieren. Ich kann dir nur versichern, dass es zuverlässige Methoden sind. Bis jetzt hatten sie für die Arbeit im Labor nur einen oder zwei Tage Zeit, und deshalb weiß ich nicht, ob ihre Resultate schon so weit durch Beweise erhärtet sind, dass sie dem wissenschaftlichen Establishment gegenüberzutreten können. Aber das spielt auch keine Rolle. Niemand schreibt gerade an einem Beitrag für das *New England Journal of Medicine*. Wir haben eine Insiderinformation, und dabei bleibt's fürs Erste.«

Ricci saß reglos und schweigend auf seinem Stuhl. »Vermisst du das zwanzigste Jahrhundert manchmal?«, fragte er nach einem Augenblick.

»Immer mehr.«

»Das hier ist die Zukunft.«

»Stimmt.«

»Wenn wir mit diesem Unsinn klarkommen müssen, wo bleiben dann die fliegenden Autos? Oder die Roboter, die heißes Essen und Drinks aus ihrem Brustkorb zaubern?«

Nimec schaffte es, schwach zu lächeln. »Ich habe mich immer auf Rucksäcke mit Düsenantrieb gefreut.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen.

»Und wie geht's jetzt weiter, Pete?«

»Meine Hoffnung war, dass du ein paar Ideen hast. Klar ist, dass wir herausfinden müssen, wer den Virus entwickelt und wie Gord sich infiziert hat.«

»Vielleicht führen uns die forensischen Analysen im Fall Palardy auf den richtigen Weg«, sagte Ricci. »Außer-

dem müssen wir in Erfahrung bringen, was es mit dieser E-Mail auf sich hat.« Er kratzte sich hinter dem Ohr. »Hast du etwas von unserem Genie gehört, das den Code knacken will?«

Nimec schüttelte den Kopf. »Ist schon etwas länger her. Er geht nicht mehr ans Telefon.«

»Mich hat er aus seinem Büro rausgeschmissen«, sagte Ricci. »Sollen wir ihm mal ein bisschen auf die Finger klopfen?«

Nimec' Telefon begann zu klingeln. Er nahm den Hörer ab, grunzte, nickte, grunzte erneut und legte auf. Dann erhob er sich abrupt. »Gutes Timing.«

Ricci blickte ihn an. »Carmichael?

Nimec nickte und klopfte Ricci auf die Schulter, während er eilig um seinen Schreibtisch herumkam. »Wir sollten uns auf die Socken machen. Er hat einen großen Fisch an der Angel.«

»Das Ganze ist schrullig, aber clever. Besonders, wenn man bedenkt, dass Palardy vielleicht schon dem Tode nah war, als er das ausgebrütet hat«, erklärte Carmichael gleich, als sie sein Büro erreicht hatten. »Eine Art Mischung zwischen einer polyalphabetischen und einer geometrischen Chiffrierung.«

Ricci und Nimec blickten auf den Flachbildschirm an der Wand, auf dem eine Art Tabelle zu sehen war:

#### PRÄSIDENTEN 1-26

#### PRÄSIDENTEN 1-26 (NEUE ANORDNUNG)

#### CHIFFRIERTER TEXT/ KLARTEXT

George Washington  
John Adams  
Thomas Jefferson  
James Madison  
James Monroe  
John Quincy Adams  
Andrew Jackson

James Buchanan  
Abraham Lincoln  
Andrew Jackson  
Ulysses S. Grant  
Rutherford B. Hayes  
James A. Garfield  
Chester A. Arthur

JB=1=A  
AL=2=B  
AJ=3=C  
UG=4=D  
RH=5=E  
JG=6=F  
CA=7=G

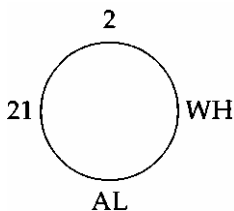
|                        |                        |         |
|------------------------|------------------------|---------|
| Martín Van Buren       | Grover Cleveland       | GC=8=H  |
| William Henry Harrison | Benjamin Harrison      | BH=9=I  |
| John Tyler             | William McKinley       | WM=10=J |
| James Knox Polk        | Theodore Roosevelt     | TR=11=K |
| Zachary Taylor         | William Howard Taft    | WT=12=L |
| Millard Fillmore       | George Washington      | GW=13=M |
| Franklin Pierce        | John Quincy Adams      | JA=14=N |
| James Buchanan         | Thomas Jefferson       | TJ=15=O |
| Abraham Lincoln        | John Monroe            | JM=16=P |
| Andrew Johnson         | James Madison          | JM=17=Q |
| Ulysses S. Grant       | John Adams             | JA=18=R |
| Rutherford R. Hayes    | Andrew Johnson         | AJ=19=S |
| James A. Garfield      | Martín Van Buren       | MV=20=T |
| Chester A. Arthur      | William Henry Harrison | WH=21=U |
| Grover Cleveland       | John Tyler             | JT=22=V |
| Benjamin Harrison      | James Knox Polk        | JP=23=W |
| William McKinley       | Zachary Taylor         | ZT=24=X |
| Theodore Roosevelt     | Millard Fillmore       | MF=25=Y |
| William Howard Taft    | Franklin Pierce        | FP=26=Z |

00 = wieder-

holt auftre-  
tende Initia-  
len

alle anderen  
Zeichen =  
Füllsel

## KREIS-(UHR-)SCHEMA



»Palardy *hatte* einen Uhrentick, Ricci, und es ist offensichtlich, dass er bei der Erarbeitung seiner Substitutionen an eine Uhr gedacht hat«, sagte Carmichael. »Früher oder später hätten die Computer dieses Problem mathematisch gelöst, selbst ohne Ihre Beobachtung. Und auch dann, wenn mir nicht diese Buchstabenkombinationen ins Auge gefallen wären, besonders die Initialen >GW< ... Wie viele Menschen denken dabei *nicht* sofort an George Washington? Und als ich dieser Spur eingehender gefolgt bin, sind mir weitere Initialen amerikanischer Präsidenten aufgefallen. Die von Jefferson, Jackson und Teddy Roosevelt waren besonders auffällig.«

Einen Augenblick lang schwieg Carmichael. Dann zeigte er auf eine schlanke, blonde Frau, die etwa Mitte dreißig war und in der Mitte des Raums stand.

Sie streckte eine Hand aus. »Michelle Franks.«

Rasch stellten sich Nimec und Ricci vor.

»Lassen Sie uns keine wertvolle Zeit mit einer langwierigen Erklärung vergeuden ...«, sagte sie.

*Eine gute Idee*, dachten Ricci und Nimec gleichzeitig.

»... aber wir möchten, dass Sie verstehen, wie wir die Sache herausgefunden und diese Tabelle zusammengestellt haben.«

»Palardy hat einen Kreis durch diametrale Linien in sechzig gleich große Segmente unterteilt«, sagte Carmichael.

»Sechzig Teile, entsprechend den sechzig Minuten auf dem Zifferblatt einer *Uhr*«, fügte Michelle hinzu.

Carmichael nickte. »Für mich war offensichtlich, dass Palardys Buchstabengruppen Substitutionen sind, aber zuerst habe ich vermutet, dass sie für Buchstaben oder Silben stehen. Tatsächlich stehen sie für Zahlen.«

*Okay*, dachte Ricci. *Und jetzt zur Sache.*

»Als Jimmy dämmerte, dass es sich bei den Kombinationen aus zwei Buchstaben um die Initialen amerikanischer Präsidenten handelte ...«, begann Michelle.

»Und zwar um die von *frühen* Präsidenten«, unterbrach Carmichael. »Kein >RR< für Ronald Reagan, kein >RN< für Richard Nixon, kein >BC< für Bill Clinton ...«



»Als ihm das aufgefallen war, haben wir die Initialen der ersten sechszwanzig amerikanischen Präsidenten herausgesucht...«

»Ein Monogramm für jeden Buchstaben des Alphabets«, erläuterte Carmichael. »In Palardys Büro hätte ich vielleicht noch erwähnen sollen, dass die Interpunktionszeichen wahrscheinlich bloße Füllsel sind, und so war es dann auch. Sie haben nichts zu bedeuten. Palardy hat einige benutzt: Ausrufezeichen, Punkt, Fragezeichen ...«

Das hatten Nimec und Ricci auch schon selbst entdeckt.

»Wenn man die drei Füllsel zu den sechszwanzig Buchstabenpaaren addiert, kommt man auf neunundzwanzig Substitutions-Symbole«, sagte Michelle.

»Und dann addieren Sie die doppelte Null hinzu«, sagte Carmichael. »Bei gleichen Initialen wird so der chronologisch *spätere* Amtsinhaber bezeichnet, also James Monroe, John Quincy Adams und Andrew Johnson.«

»Damit haben wir insgesamt dreißig Chiffren der Geheimschrift«, sagte Michelle.

»Das ist die Hälfte von sechzig und folglich gleichfalls die Hälfte der sechzig Punkte an der Peripherie des Kreises oder auf dem Zifferblatt der Uhr«, erläuterte Carmichael. »Nachdem wir das wussten, mussten wir herausfinden, welches der Buchstabenpaare einer speziellen Zahl zwischen eins und sechszwanzig entspricht, weil diese Zahl einen Buchstaben in seiner richtigen alphabetischen Reihenfolge repräsentieren muss. Hier hätte Palardy es sich einfach machen können, indem die numerische Reihenfolge der chronologischen der Präsidenten gefolgt wäre ...«

»Nummer eins wäre dann George Washington gewesen, Nummer zwei John Adams, Nummer drei Thomas Jefferson ...«, präzisierte Michelle.

»Aber so leicht hat er es sich nicht gemacht, das war ihm wahrscheinlich zu simpel. Indem er die alphabetischen und numerischen Gegenstücke zufällig durcheinander würfelte, stellte er sicher, dass jeder, der hinter des Rätsels Lösung kommen wollte, genau das tun musste, was Sie

vorhin erläutert haben, Ricci. Er hätte alle denkbaren Kombinationen durch einen Computer jagen müssen, bis mit dessen Hilfe die Kombination der Elemente zu verständlichen Sätzen möglich gewesen wäre. Ansonsten hätte man alles auf dem Papier herausfinden müssen, und das hätte eine Ewigkeit gedauert. Und auch das hätte zur Voraussetzung gehabt, dass der potenzielle Codeknacker die Buchstabenpaare, die Füllsel und das Muster insgesamt erkannt hätte.«

Michelle nickte. »Palardy muss das für unwahrscheinlich gehalten haben. Aber er muss gewusst haben, dass *wir* über das Wissen und die Erfahrung verfügen, das Rätsel zu lösen, der Dieb des Laptops aber nicht.«

»Meiner Ansicht nach hat Palardy sich einfach ein Blatt Papier und eine Schablone geschnappt, einen Kreis gezogen und dann dreißig sich schneidende Linien durch seinen Durchmesser gezogen. Dann hat er auf eine Seite des Kreises ein Buchstabenpaar geschrieben, eine Zahl aus dem Hut gezaubert und sie schließlich auf der diametral gegenüberliegenden Seite notiert, wie Sie es auf der Skizze unter der Tabelle mit den Namen der Präsidenten sehen. Und dann haben Sie ...«

Nimec blickte auf die Uhr und warf Ricci einen Blick zu. Fast fünf Minuten waren vergangen, seit sie das Büro betreten hatten. Das war lange genug. »Sind Sie bald so weit, Carmichael...?«

Schweigen. Der Kryptologie-Experte wirkte irritiert. »Mist«, sagte er. »Es war nicht meine Absicht...«

»Machen Sie sich deshalb keine Sorgen«, sagte Nimec. »Aber wir brauchen den Text, und zwar sofort.«

Carmichael nickte, ging zu seinem Computer und tippte etwas auf der Tastatur ein. »Er ist in einer separaten Textdatei abgelegt«, sagte er halb zu sich selbst. »Nur eine Sekunde, und ich habe sie geöffnet. Oben auf dem Bildschirm steht der Klartext, wie er nach der Dechiffrierung ausgesehen hat. Unten habe ich ihn mit Großbuchstaben, Leerstellen und Zeichen versehen, damit er besser lesbar ist ...«

Nimec und Ricci blickten auf den Flachbildschirm an der Wand.

Oben war zu lesen:

enrique quiros hat mich und ich habe in seinem Auftrag  
gordian mit dem virus infiziert hinter uns beiden stehen  
andere drahtzieher die den befehl gegeben haben ich habedas  
alles so nie gewollt  
verzeihen sie mir

Darunter stand:

Enrique Quiros hat mich und ich habe in seinem Auftrag  
Roger Gordian mit dem Virus infiziert. Hinter uns beiden  
stehen andere Drahtzieher, die den Befehl gegeben  
haben. Ich habe das alles so nie gewollt.  
Verzeihen Sie mir.

Ricci und Nimec starrten sich an.

»Enrique Quiros«, sagte Ricci. »Dieser Name kommt mir irgendwie bekannt vor, Pete.«

»Allerdings«, antwortete Nimec. »Quiros ist der Boss der Drogengang da unten in San Diego.«

»Aber was will der von unserem Boss? Was zum Teufel könnte er ...?«

»Keine Ahnung«, fiel ihm Ricci ins Wort. »Aber wir sollten es unbedingt herausfinden.«

## 21.

### *Kalifornien* *16. November 2001*

»Da ist es. Ungefähr drei Häuserblocks vor uns. Sehen Sie das hohe Bürogebäude da?« Riccis Kontaktperson nahm eine Hand vom Lenkrad und zeigte nach rechts. »Quiros'

Tarnfirma befindet sich im dritten Stock - Golden Triangle Services.«

Ricci blickte aus dem Seitenfenster. »Wahrscheinlich findet er das lustig.«

Im Schnecken tempo steuerte der Fahrer den Wagen durch den starken Rush-Hour-Verkehr. Derek Glenn war ein breitschultriger Mann Anfang dreißig mit kurz geschnittenem schwarzem Haar. Die Farbe seiner Haut glich der von Röstkastanien.

»Meinen Sie den Namen seiner Firma?«, fragte er.

Ricci nickte. »Das Goldene Dreieck ist das Zentrum der weltweiten Heroinproduktion und des Drogenhandels. Thailand, Laos, Birma ...«

»Myanmar«, korrigierte Glenn.

Ricci warf ihm einen Blick zu.

»So nennt sich Birma heutzutage«, erläuterte Glenn. »Wie auch immer - als Goldenes Dreieck bezeichnen die Stadtplaner das Gebiet nördlich der Stadt, wo die neuen Internet-Unternehmen aus dem Boden geschossen sind - inklusive UpLink.«

Ricci gab ein gleichgültiges, kehliges Geräusch von sich. Glenn gehörte zu einer Gruppe von Sword-Mitarbeitern, die einer hier ansässigen Abteilung von UpLink zugeteilt war. Sie hatte sich auf die Entwicklung sichererer Intranet-Sites für die Regierung und Unternehmen spezialisiert. Er kannte die Gegend und wollte helfen.

Aber die sich überschlagenden Ereignisse während der letzten zehn Stunden, die Ricci von Palardys Sterbezimmer in Sunnysdale bis in diese Hunderte von Meilen entfernte, seltsame Stadt an der Küste geführt hatten, bewirkten, dass er sich unbehaglich fühlte und nörgelte. Ihm war es egal, ob das Zentrum des Drogengeschäfts Birma, Myanmar oder Brigadoon hieß, und es war ihm auch schnuppe, wie die Stadtentwickler potenziellen Kunden von Grundstücken und Immobilien gegenüber die Gegend nannten. Er dachte daran, dass der Büroturm mit den getönten Scheiben, in dem Enrique Quiros residierte, einem gläsernen, überdimensional vergrößerten Briefumschlag mit Heroin ähnelte.

»Hören Sie«, begann Glenn erneut. »Ich will damit sagen, dass Quiros nicht einfach irgendein aalglatter Typ ist. Ein bisschen schon, aber es gibt einen Unterschied. Sie müssen ihn respektvoll behandeln. Er hat einen Elite-Universitäts-Abschluss, aber seine Wurzeln liegen in seiner Familie. Und die kommt für ihn zuerst, er kümmert sich um sie. Wenn sein Vater ihn nicht schon vor seinem Tod gebeten hätte, die kriminellen Geschäfte zu übernehmen, hätte er sich vielleicht legalen Aktivitäten zugewandt. Aber danach hat er sich wahrscheinlich verpflichtet gefühlt...«

»Ich habe mich während des Flugs über ihn informiert«, unterbrach ihn Ricci.

Glenn blickte starr geradeaus. »Der unternehmenseigene Learjet ist bestimmt nicht die schlechteste Art zu reisen«, sagte er. »Vielleicht kann ich ihn irgendwann selbst einmal ausprobieren. Endlich mal ein Passagierjet statt einer Karre, wo sich auf dem Rücksitz ein Kleinkind in die Windeln macht und sein flegelhafter älterer Bruder Kaugummiblasen vor meinem Ohr explodieren lässt.«

»Was soll das jetzt heißen?«

Glenn zuckte die Achseln. »Ich lebe schon lange in San Diego und habe gedacht, dass es Sie interessiert, was ich zu erzählen habe. Wenn's nicht so ist - kein Problem. Ich treffe Ihr Team am Flughafen, bringe Sie hierher, und dann ist der Job für mich erledigt. Anschließend kann ich in einer netten und ruhigen Bar ein Bier trinken gehen. Das ist das Beste an meinem Job.«

»Und das Schlechteste?«

»Nichts, über das es sich zu beschweren lohnte. Aber vielleicht sollten Sie sich vernünftigerweise daran erinnern, dass ich die gleiche Ausbildung genossen habe wie die glorreichen Jungs aus San José.« Er schwieg einen Augenblick. »Und davor habe ich auch noch was anderes gemacht.«

Ricci wandte sich ihm zu, zögerte dann aber. »Tut mir Leid, wenn ich Sie verletzt haben sollte«, sagte er schließlich. »Ich fühle mich ziemlich lausig. Hat nichts mit Ihnen zu tun.«

Glenn blickte weiter durch die Windschutzscheibe. »Es gibt Gerüchte, dass es dem Boss ziemlich dreckig geht.«

»Ja.«

»Wird er es überleben?«

»Weiß ich nicht. Ich hoffe, irgendetwas herauszufinden, dass den Ärzten hilft.«

Glenn schüttelte den Kopf und fuhr schweigend weiter.

»Was hat Quiros seit meinem Anruf gemacht?«, fragte Ricci nach einem Augenblick.

»Nicht viel«, antwortete Glenn. »Vor ungefähr drei Stunden hat er das Gebäude allein verlassen und einen Spaziergang gemacht. Dann ist er wieder reingegangen, und seitdem hat er sich nicht mehr vom Fleck gerührt. Sieht so aus, als wollte er seine Gedanken ordnen.«

»Glauben Sie, dass er Wind davon gekriegt hat, dass er beschattet wird?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Bei solchen Aktionen sind wir ziemlich gut. Wie auch immer, er hat nicht abzuhaufen versucht.«

Ricci dachte darüber nach. Nachdem er sich aus der Sword-Datenbank in San José Informationen über Quiros besorgt hatte, kümmerte er sich um die Telefonnummer der Tarnfirma Golden Triangle Services und beschloss dann, dort anzurufen. Es war nur ein kurzes Telefonat, und Ricci versuchte, das Beste daraus zu machen. Nicht einen Augenblick lang dachte er daran, die Gründe seines Anrufs zu erklären oder irgendwelche Fragen zu stellen. Er stellte sich vor und sagte Quiros ohne Umschweife, dass er nach San Diego fliegen und ihn dort am Nachmittag persönlich aufsuchen würde. Außerdem riet er ihm nachdrücklich, in seinem Büro auf ihn zu warten. Trotz der Sorge, dass er Quiros so aufschreckte, fand er diese Vorgehensweise besser, als den einstündigen Flug auf sich nehmen und ihm dann durch die ganze Stadt nachjagen zu müssen, weil er sich aus dem Staub gemacht hatte. Ricci setzte darauf, dass Quiros begriff, dass es in seinem Interesse lag, wenn er in Erfahrung brachte, welche Informationen Ricci über ihn hatte und worüber er mit ihm

sprechen wollte. Er hoffte, dass Quiros einem Treffen zustimmen würde - und er behielt Recht.

Doch jetzt wusste Quiros, dass er in Schwierigkeiten steckte, und es waren ihm etliche Stunden geblieben, über das Ausmaß seiner Probleme nachzudenken. Selbst wenn Palardy Quiros' Verstrickung in den Mordversuch an Roger Gordian übertrieben haben sollte, der vielleicht auch nur Teil eines größeren Plans war - falls Thibodeaus These über den Tod von Alberto Colón stichhaltig war -, ließ sich nicht voraussagen, wie Quiros unter Druck handeln würde. Oder wie irgendjemand sonst handeln würde. Ob Quiros der Hüter seiner Familie war oder nicht, Ricci hatte sich darauf eingestellt, dass er von der Bildfläche verschwunden war.

Jetzt riss Glenn das Lenkrad nach rechts herum und provozierte damit verärgertes Hupen, als er in dem dichten Verkehr zweimal die Fahrspur wechselte und dann in der zweiten Reihe vor ihrem Ziel hielt.

Ricci nickte und packte den Türgriff.

»He, Ricci«, sagte Glenn hinter seinem Rücken.

Er blickte über die Schulter.

»Brauchen Sie Verstärkung? Ich kann diese Karre in einer Garage parken.«

Einen Moment lang blickte Ricci ihn an. »Nein«, sagte er dann. »Vielleicht geht die Sache glatter über die Bühne, wenn ich allein bin. Aber ich würde Ihnen später gern das Bier spendieren, von dem Sie eben gesprochen haben. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, dass der glorreiche Junge eine Cola trinkt.«

Glenn grinste schwach. »Firma bleibt Firma.«

Ricci stieg aus und schlenderte durch eine Menge von Angestellten, die Feierabend hatten und auf dem Weg nach Hause waren, auf den Büroturm zu. Nachdem ihn ein Mann von der Security in der Eingangshalle nach seinem Namen gefragt hatte, meldete er den Besuch über die Gegensprechanlage und zeigte dann auf die Aufzüge. Ricci vermutete, dass der Mann zum regulären Security-Team des Gebäudes gehörte. Quiros persönliche Bodyguards

würden mit Sicherheit oben bei ihrem Boss auf ihn warten.

Ein paar Augenblicke später stand er im Flur vor den Golden-Triangle-Büroräumen, und bevor er auch nur klingeln konnte, öffnete sich die Tür bereits. Auf den reflektierenden graublauen Buchstaben auf der Eingangstür schienen seine Gesichtszüge zu zerfließen.

Der große Mann, der ihm die Tür geöffnet hatte, sah exakt so aus, wie Ricci sich Quiros' Leute vorgestellt hatte. Dasselbe galt auch für die sechs oder sieben anderen Muskelmänner, die sich im Büro ihres Chefs aufgepflanzt hatten. Nur Enrique Quiros selbst, der an seinem Schreibtisch am hinteren Ende des geräumigen Büros saß, entsprach nicht seinen Erwartungen. Er sah sogar noch jünger und geschniegelter aus als auf, den Fotos in seiner Akte.

Ricci trat ein.

»Immer mit der Ruhe«, sagte der Türöffner und stellte sich Ricci mit ausgestreckten Händen in den Weg.

Ricci schüttelte den Kopf. »Keine Fragen, kein Geplauder«, sagte er, während er mit einer Geste auf das Büro zeigte. »Meiner Ansicht nach könnte das für alle hier Anwesenden die beste Devise sein.«

Der Türöffner blickte erst ihn, dann Quiros an.

»Jorge tut nur seinen Job«, sagte Quiros mit ruhiger Stimme.

»Natürlich. Ich weiß, dass es jede Menge erstklassiger Unternehmen gibt, die ein Ritual daraus machen, jeden an der Tür zu filzen.« Ricci blickte Jorge an. »Aber wenn er mich anrührt, steht er auf der Krankenliste.«

Noch immer stand Jorge Ricci eisern und mit einem nichts sagenden Gesichtsausdruck im Weg.

Schließlich seufzte Quiros. »Sie sind also gekommen, um mit mir zu reden«, sagte er. Seinem Tonfall war nicht ganz zu entnehmen, ob das eine Frage oder eine Feststellung sein sollte.

Ricci nickte.

»Dann können wir hinsichtlich unserer üblichen Sicherheitsmaßnahmen wohl eine Ausnahme machen, wenn Sie



diese stören. Als Verbeugung vor einem Mitarbeiter von UpLink International.«

Mit immer noch ausdruckslosem Gesicht trat Jorge zur Seite, und Ricci trat zu Quiros' Schreibtisch, wo er darauf wartete, dass Quiros ihm einen Stuhl anbot.

Durch seine Brille blickte Quiros ihn an. »Also«, sagte er. »Ich habe mich schon gefragt, worum es geht.«

»Aber natürlich«, entgegnete Ricci. »Ich wette, dass mein Anruf völlig überraschend kam.«

Quiros antwortete nicht.

Auch Ricci schwieg einen Augenblick. »Reden Sie weiter«, fuhr er dann fort. »Sagen Sie noch mal, dass Sie nicht die geringste Ahnung haben, warum ich hier bin. Sagen Sie es zehnmal schnell hintereinander, falls Ihnen das helfen sollte, den Unsinn zu vergessen. Ich habe nicht vor, hier meine Zeit zu vergeuden.«

Quiros starrte ihn an. »Was wollen Sie?«

Mit einer kleinen, rückwärts gewandten Kopfbewegung wies Ricci auf die Männer hinter sich. »Ziehen Sie es vor, dass die hier bleiben, oder unterhalten wir uns allein?«

Noch immer starrte Quiros ihn an. »Sie bleiben.«

Ricci zuckte die Achseln. »Ich weiß, dass Palardy in Ihrem Auftrag Roger Gordian mit einem biologischen Wirkstoff infiziert hat«, sagte er. »Außerdem weiß ich, dass Sie Palardy umbringen ließen. Für den Fall, dass er auspacken würde, wenn man ihn geschnappt hätte. Oder dass sich sein Gewissen melden sollte. Und drittens weiß ich, dass Ihnen klar ist, dass wir Palardys Botschaft erhalten haben.«

Jetzt wirkte Quiros' Gesichtsausdruck schon angespannter. »Sie nehmen den Mund ziemlich voll«, erwiderte er. »Aber kein einziges Wort davon macht für mich Sinn. Von einem Typ namens Palardy habe ich noch nie etwas gehört. Das Ganze ist verrückt.«

»Korrekt. Höllisch verrückt. Weil es sich bei diesem Wirkstoff nämlich nicht um Anthrax, Lebensmittelvergiftungs-Bakterien, Ricin oder sonst etwas handelt, das Saddam Hussein in Muthanna und Al-Salman produziert ha-

ben mag. Auch nicht um einen jener Krankheitserreger, den die alten sowjetischen Biopräparat-Köche vielleicht verschwinden ließen, als sie nach dem Zusammenbruch des Kommunismus ihren Job verloren haben. Und dieses Pathogen hat definitiv nichts mit dem zu tun, was Sie als Crack, Heroin oder etwas in der Art mit irgendwelchen Küchengeräten in diesen Rattenlöchern zusammenbrauen lassen. Mittlerweile bin ich zu alt, um die Straßennamen der ganzen Drogen noch zu kennen. Nein, hier geht's um einen gentechnologisch produzierten Virus, dessen Existenz mit Sicherheit nicht an die große Glocke gehängt wird. Und deshalb frage ich mich, wie und warum Sie in dieses Geschäft verstrickt sind.«

Einen Augenblick lang schien Quiros darauf reagieren zu wollen, aber dann fing er sich wieder. Er schüttelte den Kopf. »Ich habe Ihnen gesagt, dass ich keinen blassen Schimmer habe, wovon Sie reden.«

Ricci blickte ihn an. »Denken Sie besser noch eine Sekunde darüber nach. Vielleicht hat es Gerüchte gegeben, die Sie abgetan haben, weil sie so verrückt zu sein schienen oder weil sie aus einer Sphäre außerhalb Ihres Einflusses kamen. Eventuell ist Ihnen irgendetwas zu Ohren gekommen, das mir weiterhelfen könnte. Wenn Sie es ausspucken, könnte ich mich überreden lassen, alles andere zu vergessen. Aber Sie müssen auf mein Angebot eingehen, solange es noch gilt. Wiederholen werde ich es nicht.«

Quiros atmete gemächlich durch. »Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

Ricci stand sehr ruhig da. »Vermutlich hätte ich doch darauf zählen sollen, dass Sie dümmer sind, als Sie aussehen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass Sie einen Fehler machen. Sie glauben, in der ersten Liga mitzuspielen, aber Sie sind genauso ein Handlanger wie Palardy und werden auch enden wie er. Sie, Ihr Geschäft und Ihre ach so geschätzte Familie - alles wird von einem Abgrund verschlungen und im Dreck begraben werden.«

Quiros beugte sich vor, die Hände auf der Schreibtischplatte, die Schultern angespannt. »Verschwinden Sie«, sagte er. »Für wen halten Sie sich eigentlich? Verschonen Sie mich mit Ihren Beleidigungen, Ihren Drohungen und dieser idiotischen Geschichte.«

Ricci stand auf, zog eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche und schnippte sie Quiros zu. Sie landete so dicht neben dem Schreibtisch, dass es fast wie ein Versehen wirkte. »Vielleicht wollen Sie mich erreichen. Ein paar Stunden werde ich noch in der Stadt sein. Wie immer Sie sich auch entscheiden - wie werden uns wieder sehen, das garantiere ich Ihnen.«

Noch einen weiteren Moment lang blickte er Quiros an. Dann wandte er sich um, ging an Jorge und den anderen Leibwächtern vorbei, verließ das Büro und steuerte durch den Korridor auf die Aufzüge zu. Nachdem er in der Eingangshalle angekommen war, verließ er das Gebäude, ohne sich noch einmal umzublicken.

»Ich hatte schon gedacht, dass außer über Voice-Mail heute kein Kontakt mehr zwischen uns zustande kommen würde, Meg«, sagte Bob Lang, der aus Washington anrief.

»Diese blöden Anrufbeantworter«, antwortete Megan.

»Auf die Dauer macht einen das verrückt.«

»Ja.«

»Rufst du von zu Hause an?«

»Aus dem Büro.« Als sie auf die Uhr blickte, sah Megan, dass es schon fast halb sieben war. »Heute Nachmittag war ich fast die ganze Zeit über im Krankenhaus. Ich habe gedacht, dass ich noch mal im Büro vorbeischaue und ein paar Dinge erledigen sollte, die sich auf meinem Schreibtisch angesammelt haben.«

»Wie geht's Roger?«

»Nicht besser.« Sie bemühte sich, ihre Stimme fest klingen zu lassen. »Nach Aussage der Ärzte zeigen die Röntgenbilder, dass seine Lungen fast funktionsuntüchtig sind. Ich glaube nicht, dass er ohne künstliche Beatmung noch Luft kriegen würde.«

»Verdammt«, sagte Lang. »Wie hält Ashley sich?«

»Unglaublich gut, Bob. Du wärst beeindruckt, wenn du sie sehen könntest. Obwohl sie sich über Gord's Zustand völlig im Klaren zu sein scheint, lässt sie sich kein bisschen entmutigen. Wann immer man es ihr gestattet, steht sie mit Gesichtsmaske und Schutzkleidung an seinem Bett und spricht zu ihm. Gord reagiert nicht, und es ist zweifelhaft, ob er überhaupt weiß, dass sie bei ihm ist, aber sie lässt sich nicht beirren.«

»Wissen die Ärzte jetzt mehr darüber, was seine Krankheit ausgelöst hat?«

Megan zögerte. Was hatte Ashley zu ihr gesagt? *Ich bin sicher, dass sie nicht bereit wären, irgendetwas preiszugeben, wenn sie uns nicht für verschwiegen halten würden.* »Nein«, log sie. »Nach dem, was ich begriffen habe, suchen sie immer noch nach einem Hantavirus oder einem damit verwandten Phänomen.«

Es entstand eine kurze Gesprächspause.

»Mir ist klar, dass das jetzt das Letzte ist, was dich gedanklich beschäftigt, Meg, aber ich habe auf die Schnelle die Sache mit der NCIC-2000-Datenbank geregelt. Sword hat jetzt freien Zugang, und das gilt für alle Geheimhaltungsstufen. Die Codes für die Zugangsberechtigung kann ich dir sofort als sichere E-Mail schicken.«

»Danke, Bob. Das ist sehr wichtig.« Plötzlich fragte sie sich, was für ein Mensch sie eigentlich war. »Pete Nimec ist noch im Haus, und er wird glücklich darüber sein.«

»Ich habe darüber nachgedacht, was du am letzten Wochenende gesagt hast. Dass meine Argumente falsch sind. Plötzlich erschien es mir absurd, dass ich mir keine richtige Entscheidung zutraue, obwohl jemand beteiligt war, dem ich mehr als jedem anderen auf dieser Welt vertraue.«

»Bob, du brauchst dich nicht zu ...«

»Ich liebe dich, Meg. Wahrscheinlich hätte ich dir dieses Geständnis erst bei Champagner und Kerzenlicht machen sollen, aber angesichts der Umstände ... Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird, bis wir uns wieder sehen.

Und da habe ich gedacht, dass dir vielleicht alles, was du im Moment durchmachst, etwas leichter fallen wird, wenn ich es dir sage.«

Megan öffnete den Mund und schloss ihn dann wieder, weil sie nicht die richtigen Worte fand. »Ich sollte Pete die Codes besser gleich zukommen lassen«, stammelte sie.

Dann legte sie abrupt auf.

Mit dem Absenden der E-Mail wartete Lathrop bis sieben Uhr abends. Seiner Kalkulation nach würde das den letzten Darstellern seines Drehbuchs gestatten, hastig die Show zu eröffnen, ihre Zeit für Proben und Vorbereitungen aber auf ein absolutes Minimum zusammenstutzen. Lathrop liebte es, wenn Improvisation innerhalb eines fest strukturierten Rahmens stattfand, wenn das komplette Drehbuch sich ausschließlich in seiner Hand befand und wenn seine Darsteller nur die Teile kannten, die für ihre Rolle relevant waren.

Nachdem er die Katze von seinem Schoß hochgehoben und sie sanft auf die Erde gesetzt hatte, las er die E-Mail, die er in seinen Computer eingegeben hatte, schnell noch einmal durch und schickte sie dann mit einem Mausklick in die knisternde, elektronische Weite.

*Shazam*, dachte er.

Als Pete Nimec gerade wegen der NCIC-Zugangs codes, die Megan ihm überspielen wollte, zu seinem Computer gegangen war, wurde er auf dem Monitor in einem Fenster auf den Eingang einer anonymen Botschaft in seiner Mailbox hingewiesen, die erst vor ein paar Minuten eingetroffen war:

SHAZAM! ÖFFNEN SIE DIESE E-MAIL IM INTERESSE ROGER GORDIANS SOFORT.

Nimec öffnete die E-Mail.  
Und las sie erstaunt.

»Nun, da wären wir«, sagte Glenn.

»Genau«, antwortete Ricci.

»Ein hübsches und ruhiges Plätzchen.«

»Ja.«

»Fühlen Sie sich unwohl, weil Sie in diesem Laden der einzige Weiße sind?«

»Nicht, wenn Sie sich nicht unwohl fühlen, weil Sie der einzige Schwarze sind, der mit einem Weißen zusammen an einem Tisch sitzt.«

Glenn trank einen Schluck Bier, Ricci einen Schluck Soda. Gerade waren von der Theke her die Cheeseburger und die Pommes frites gebracht worden, die sie bestellt hatten.

Die Bar befand sich in einer heruntergekommenen Straße im Osten von San Diego. Aus der Jukebox tönte das schmalzige >Unforgettable< von Nat King Cole, und der Besitzer war ein auf die Siebzig zugehender Schwarzer mit grauem Haar und borstigem Schnauzbart. Die wenigen anderen Gäste waren fast alle männlich und ungefähr so alt wie der Barkeeper. Hinter der Nische, in der Ricci und Glenn Platz genommen hatten, wiegte sich eine stämmige Frau, die vielleicht ein oder zwei Jahre jünger als die restlichen Kunden sein mochte, allein mit geschlossenen Augen und einem Cocktailglas in der Hand im Takt der Musik.

»Also, wie geht's jetzt weiter?«, fragte Glenn.

Ricci zuckte die Achseln. »Wir essen und trinken, und dann fahre ich in mein Hotel zurück«, antwortete er. »Was glauben Sie, wie lange wir Quiros noch überwachen können, bevor er es merkt?«

Einen Augenblick lang dachte Glenn nach. »Kommt drauf an«, antwortete er. »Mit ein paar Männern als Verstärkung wird es noch eine Weile gehen. Wenn wir Teams mit zwei oder drei Autos benutzen, die sich immer ablösen, sobald wir seine Route kennen.«

»Reicht das Team, das ich im Flugzeug mitgebracht habe, als Unterstützung?«

»Wie viele Männer waren das? Ungefähr zehn?«

»Genau ein Dutzend.«

»Das sollte reichen.«

»Sie stehen zu Ihrer Verfügung«, sagte Ricci, der ohne Begeisterung seinen Teller mit dem Cheeseburger zu sich heranzog. »Wozu immer das auch gut sein mag. Selbst wenn Quiros seine Verfolger nicht entdeckt, wird er glauben, dass wir alle seine Bewegungen verfolgen. Und er wird vorsichtig sein.«

Glenn blickte ihn an. »Ist Enrique Ihre einzige Spur zu demjenigen, der Gordian das angetan hat, worüber niemand spricht?«

»Ja.«

»Und heißt das, dass wir die Informationen schnell aus ihm herauspressen müssen?«

»Genau.«

Glenn griff nach seinem Cheeseburger. »Wir sind in einer beschissenen Lage. Wenn wir diesen Hurensohn nicht hart genug anfassen, wird er das Maul halten, fassen wir ihn zu hart an, könnte er abtauchen. Ich bezweifle das zwar, aber für mich hört sich das alles so an, als könnten wir es uns nicht leisten, auch nur ein bisschen Zeit zu verlieren.«

Ricci nickte. »Unter uns, Glenn: Meiner Ansicht nach bleiben uns vielleicht vierundzwanzig Stunden, bis es zu spät ist. Abgesehen davon, dass wir uns weismachen können, was zu unternehmen, bin ich mir nicht sicher, ob wir irgendetwas erreicht haben.«

»Haben Sie einen Plan?«

Eine Zeit lang starrte Ricci schweigend auf sein Glas. Dann blickte er Glenn an. »Vertrauen wir einander?«

Ihre Blicke hatten sich getroffen.

»Na klar. Halten Sie einfach Ihr Versprechen, die Zeche zu zahlen.«

Noch immer blickte Ricci Glenn direkt in die Augen. »Man kann jemanden auf die eine oder andere Weise hart anfassen«, sagte er dann. »Wenn sich uns bis morgen früh keine Chance geboten hat, bin ich mit dem Problem namens Quiros auf mich allein gestellt. Und dann wird er auspacken. Es könnte mich meinen Job kosten, vielleicht

noch mehr. Sehr viel mehr. Aber er wird reden. Und keine Chance haben, sich aus dem Staub zu machen.«

Glenn hob sein Bierglas an die Lippen, trank und gab dann ein langes, befriedigtes Geräusch von sich. »Wenn's so laufen muss, bleibt uns keine andere Wahl«, sagte er. »Ich kann Ihnen helfen.«

»Nein«, erwiderte Ricci mit fester Stimme. »Außer mir ist niemand mit von der Partie. Ich ...«

In seiner Jackentasche begann Riccis Handy zu läuten. Nachdem er einen Finger gehoben hatte, um Glenn zu bedeuten, einen Augenblick zu warten, meldete er sich.

Glenn wartete und sah, wie Ricci, aufrecht auf seinem Stuhl sitzend, kommentarlos, aber äußerst interessiert lauschte.

Als er sein Handy wieder einsteckte, wirkten Riccis Gesichtszüge deutlich entspannter. »Das war Pete Nimec aus San José. Vielleicht kommt die Rettung im richtigen Moment.«

## 22.

### *San Diego, Kalifornien* *16. November 2001*

Um zehn Uhr abends fuhr Enrique Quiros in seinem grauen Fiat Coupe über das von einem über zwei Meter hohen, schmiedeeisernen Zaun umgebene Grundstück seines Landhauses Rancho Santa Fe auf das sich elektronisch öffnende Tor zu. Vor und hinter ihm begleiteten ihn zwei Lincoln Town Cars.

Der größte Teil der kurzen Fahrt von der vornehmen North-County-Wohngegend zum Baiboa-Park in San Diego führte über die Interstate 5, auch als San Diego Freeway bekannt. Der Weg zur südlichen Autobahnauffahrt verlief über mehrere ruhige, von Palmen gesäumte Straßen und Landstraßen und führte sie dann um die kleine



Innenstadt mit ihren Spezialitätenläden und Gourmet-Restaurants herum.

Während sie an einem der besser besuchten Lokale vorbeikamen, fuhr ein paar Meter vor Quiros vorderem Begleitwagen ein dunkelgrüner Saab 95 vom Bordstein auf die Straße.

Zur gleichen Zeit standen ein junger Mann und eine Frau plaudernd neben einem Cherokee, der neben dem Straßencafé des Restaurants geparkt war. Sie unterbrachen ihr Gespräch und stiegen in den Wagen. In den Augen aller anderen wirkten sie wie ein attraktives junges Paar, das an diesem angenehm kühlen Novemberabend zum Essen ausgegangen war. Der Mann am Steuer und seine Begleiterin auf dem Beifahrersitz folgten Quiros kleinem Konvoi, wobei sie einen gewissen Abstand wahrten, um keinen Verdacht zu erregen.

Direkt bevor sie das erste von mehreren Verkehrsschildern erreichten, die auf die Autobahnauffahrt hinwiesen, tauchte ein Toyota Prius mit Benzin- und Elektroantrieb auf einer Kreuzung auf. Zuvor hatte das Auto in einer Seitenstraße unter einer großen Palme gewartet. Jetzt fädelte es sich zwischen dem Cherokee und dem Lincoln hinter Quiros ein.

Der Fahrer des Cherokee blickte die Frau auf dem Sitz neben sich an. »Was ist denn mit dem elektrischen Rasierapparat los?«, fragte er.

»Vielleicht will der Pilot beweisen, dass man zugleich sparsam mit dem Sprit umgehen *und* ein Arschloch sein kann.«

»Vielleicht versucht er auch, uns die Tour zu vermasseln.«

Die Frau runzelte die Stirn. »Wir sollten besser auf Nummer Sicher gehen und Glenn benachrichtigen.«

Einen Augenblick, nachdem der Prius sich hinter den Lincoln gesetzt hatte, hob sein Fahrer unmerklich den Kopf, um in ein an der Decke befestigtes Funkgerät mit großer Reichweite zu sprechen.

»Alles bestens, wir haben unsere Position eingenommen«, sagte er in kastilischem Spanisch.

Vor einem ruhigen Häuserblock südwestlich des Baiboa-Parks wartete in einer Parklücke ein Minivan. Anscheinend war das maßgeschneiderte Spezialmodell dort für die Nacht abgestellt worden. Die vergrößerte Ladefläche war vom vorderen Teil des Minivans abgetrennt. Das Lenkradschloss und das blinkende Licht der Einbruchssicherung am Armaturenbrett sollten jeden, der vielleicht einen interessierten Blick durch das Fenster warf, davon überzeugen, dass sich niemand in dem Auto befand. Sorgfältig angebrachte schwarze Jalousien vor dem Hinterfenster garantierten, dass das Licht der Computerbildschirme und LCD-Displays von der Straße aus nicht gesehen werden konnte.

Falls ein Autodieb auf die Idee kommen sollte, diesen Wagen zu knacken, und sich von den sichtbaren Sicherheitsvorkehrungen nicht abschrecken ließ, wäre das ein großer Fehler. Und zugleich sein Letzter.

Im hinteren Teil des Minivans empfing der kleine Mann vor der Kontrollstation zufrieden die Botschaft, die ihm der Fahrer des Prius übermittelt hatte. Nachdem er ihm gesagt hatte, dass er weitere Meldungen erwarte, wechselte er die Frequenzen seines Transmitters, um seine Scharfschützen im Baiboa-Park über das Eintreffen ihrer Zielperson zu unterrichten.

»Was zum Teufel ist das denn für eine Karre?«, fragte Ricci.

»Ein Buick LeSabre T, Baujahr 1988«, antwortete Glenn.

»Warum fragen Sie?«

»Zum Wagenpark von UpLink kann er nicht gehören.«

»Soll das eine Beleidigung sein?«

»Nein.«

»Eine Beschwerde?«

»Auch nicht.«

»Vielleicht erinnern Sie sich mal daran, dass diese Kar-

re Sie den lieben langen Tag lang überallhin chauffiert hat und dass nicht jedes Auto in dieser North-County-Luxus-egend wie ein Überwachungswagen aussehen darf. Wenn man nicht auffallen will, muss man sich der Umgebung anpassen.«

Vom Beifahrersitz aus blickte Ricci Glenn an. »Mit anderen Worten - das ist Ihr Privatwagen.«

»Und mein Ein und Alles.« Zärtlich tätschelte Glenn die Lenksäule. »Ich habe den Buick gebraucht, aber in erstklassigem Zustand von einem Kumpel gekauft. Noch nie hat er mich im Stich gelassen.«

Sie schwiegen eine Weile, während sie in westlicher Richtung über den El Cajon Boulevard auf den Baiboa-Park zufuhren.

»Wie lange dauert's noch bis zum Park?«

»Ungefähr zehn Minuten. Dort kenne ich in der Nähe ein paar Plätze, wo wir parken und warten können.«

Riccis Blick wirkte nachdenklich. »Dann sagen Sie unseren Überwachungswagen Bescheid. Mal sehen, was mit dem Prius los ist.«

Mittlerweile fuhr der Cherokee einige Wagenlängen vor Enrique Quiros' Trio über die mittlere Fahrspur der Interstate, und der Saab dahinter hatte sich zurückfallen lassen. Diese Taktik, gelegentlich die Führungs- und Nachfolgeposition zu wechseln, war ein schulmäßiges Beispiel für diese Art der Überwachung, durch die das Risiko einer Entdeckung verringert wurde.

Der Fahrer des Saab trug an seinem Revers einen winzigen Transmitter mit eingebautem Mikrofon und dazugehörigem Kopfhörer, der jetzt auf den Sprechmodus eingestellt war.

»Der Prius hält immer noch mit uns Schritt«, antwortete der Mann am Steuer auf Riccis Frage. Gerade hatte er in den Seitenspiegel geblickt. »Er fährt auf der rechten Spur, fast direkt vor mir.«

»Können Sie erkennen, wer in dem Auto sitzt?«

»Ein einzelner Mann, in den Dreißigern, glatt rasiert.

Die Scheiben des Wagens sind so dunkel getönt, dass ich nichts Näheres sagen kann.«

»So wie er die Fahrspuren wechselt, um nicht in Quiros' Blickfeld zu geraten, scheint er nicht zu dessen Leuten zu gehören«, sagte Ricci in das VHF-Funkgerät.

Der Fahrer nickte sich selbst zu. »Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich ihn für einen von unseren Leuten halten.«

In der mit Gras bewachsenen Gegend zwischen der Rückseite des Natural History Museum und dem Spanish Village Art Center hatten an vier Punkten Scharfschützen Position bezogen, die so eine weite, offene Fläche vor sich hatten. Einer von ihnen lag auf dem Dach des langen, dreistöckigen Museums, und der Lauf seiner Walther ragte über die barocken Ornamente hinaus. Ein zweiter Mann hielt sich in der riesigen Krone des exotischen Moreton-Bay-Feigenbaums versteckt, der schon fast seit einem Jahrhundert hinter dem Museum stand. Dem Museum gegenüber, an der nordöstlichen Ecke der Grünfläche, hatte ein dritter Scharfschütze auf dem niedrigen, stuckverzierten Gebäude einer Kunstgalerie Stellung bezogen. Der vierte Mann schließlich war an der nordwestlichen Ecke postiert, auf dem Dach eines Landhauses im altspanischen Stil.

Jedes ihrer hoch empfindlichen Nachtsicht-Zielfernrohre war mit einem Infrarotkamera-Objektiv ausgerüstet, das das Licht im Okular in einem Winkel von neunzig Grad brach, so dass das vom Schützen anvisierte Bild gleichzeitig im Zielfernrohr zu sehen war und über eine drahtlose Videoverbindung an den Kontrollwagen übermittelt wurde.

In dem Minivan, dem Kontrollwagen, verfügte der Boss des Teams somit über Echtzeitbilder dessen, was seine Scharfschützen aus ihren verschiedenen Perspektiven durch die Zielfernrohre sahen. Durch Funkkontakt zu ihren Headsets konnte er ihre Aktionen koordinieren, und zwar vom Augenblick an, wo Quiros Salazar zu attackieren begann.

Bis zu dem Moment, wo Quiros und die Männer, die er in einem Hinterhalt positioniert haben mochte, tot zu Boden gingen.

Jetzt erinnerte sich der kleine Mann an der Kontrollstation daran, wie Lucio Salazar protestiert hatte, als ihm der Preis für die Dienste seines Teams genannt worden war. Zuerst war das häufig so bei ihren Kunden, aber Qualität war nie billig. Salazar hatte das Beste gekriegt, was man für Geld kaufen konnte, und das würde er schon noch dankbar erkennen, bevor die Dinge heute Nacht ihren Lauf nahmen.

Während er mit vier handverlesenen Bodyguards in dem geparkten Cadillac wartete, schob Lucio Salazar ungeduldig den Ärmel seines Jacketts hoch, um auf die Uhr zu blicken.

Es war fast halb elf. Er war schon früh eingetroffen, um sich zu vergewissern, dass die angeheuerten Scharfschützen an den richtigen Stellen Position bezogen hatten. Nachdem seine Männer ausgeschwärmt waren und die Anwesenheit der Killer bestätigt hatten, blieb Salazar nichts anderes mehr zu tun, als auf Quiros' Ankunft zu warten. Zwar war er auf diese Verabredung nicht scharf gewesen, aber jetzt konnte er es kaum noch abwarten, auf den Startknopf zu drücken und die Sache hinter sich zu bringen. Wirkliche Angst hatte er nicht - dafür hatte Lucio Salazar in seinen achtundfünfzig Lebensjahren schon viel zu häufig in Situationen gesteckt, wo es richtig eng geworden war. Auch in seinem fortgeschrittenen Alter hatte er, was das Töten anging, noch keinerlei Skrupel. Aber obgleich er alle Vorbereitungen getroffen hatte, am schwersten war die Ungewissheit zu ertragen, dass er nicht wusste, was ihn erwartete. Wenn er sich über Quiros' Absichten im Klaren gewesen wäre, hätte er keinerlei Zweifel gehabt, was zu tun war. Auf Vorbedacht legte er großen Wert, und sein Vorhaben war ein Resultat von reiflicher Überlegung, Planung und Kompromissbereitschaft. Innerhalb gewisser Grenzen hätte er sogar Verluste in Kauf genommen, was

immer noch besser war, als mehr Ärger als nötig zu riskieren. Wenn sich die Umstände änderten, musste man die Situation sorgfältig analysieren und erkennen, wann Entgegenkommen angebracht war. Trotzdem steckte er jetzt in einer Lage, wo alles von Waffen und von Entscheidungen abhing, die innerhalb von Sekundenbruchteilen getroffen werden mussten. Und das gefiel ihm überhaupt nicht.

Salazar seufzte, blickte aus dem Fenster und wartete darauf, dass die Scheinwerfer von Enriques Wagen an der Einfahrt des Parkplatzes auftauchten.

Ob es ihm gefiel oder nicht - was gleich geschehen würde, war unausweichlich.

Jetzt wollte er nur noch alles hinter sich bringen und zur gewohnten Routine zurückkehren.

Als Enrique Quiros' Wagen sich dem Baiboa-Park aus nordwestlicher Richtung näherte, trennte sich das dritte Auto seines Konvois von den anderen, um die Abfahrt zur Cabrillo Bridge zu nehmen. Quiros und der Fahrer des Wagens vor ihm fuhren weiterhin auf dem San Diego Freeway auf die Ausfahrt Pershing Drive zu, über die man Spanish Village am bequemsten und schnellsten erreichte.

In den Wagen hinter Quiros, die ihn seit seiner Abfahrt von seinem Landhaus verfolgt hatten, registrierten die Mitglieder der Überwachungsteams diese unerwartete Entwicklung und informierten sofort ihre Vorgesetzten.

»Was für einen Reim machen Sie sich darauf?«, fragte Ricci.

»Die Brücke führt zur Laurel Street, und auf der gelangt man zum Baiboa-Park«, antwortete Glenn. Er hatte den LeSabre in Sichtweite des Parks auf einem dunklen, verwaisten Angestelltenparkplatz hinter einem Gebäude der Stadtverwaltung an der C Street abgestellt. »Ein ziemlich großer Umweg. >Romantische Straße < nennt man so was, glaube ich. Sie führt zwischen den beiden bewaldeten Abhängen durch.«

»Ich glaube nicht, dass diese Typen Interesse daran haben, Bäume zu bestaunen«, sagte Ricci.

»Könnten sie in der Dunkelheit sowieso nicht.« Einen Augenblick lang schwieg Glenn nachdenklich. Dann wandte er sich Ricci zu. »Wie lautete noch mal der exakte Wortlaut der E-Mail?«

Ricci runzelte die Stirn, zog sein Handy aus der Tasche und drückte auf die Taste für die Beleuchtung des LCD-Displays. Dann betätigte er eine weitere Taste, um die gespeicherte E-Mail lesen zu können, die Nimec aus San José geschickt hatte. »Hier.« Er reichte Glenn das Mobiltelefon. »Lesen Sie selbst.«

Glenn tat es. Die E-Mail lautete:

QUIROS. ELF UHR. BALBOA-PARK. ENDGÜLTIGER SHOW-DOWN, HIER STEHT ALLES AUF DEM SPIEL. BESORGEN SIE SICH, WAS SIE BRAUCHEN, BEVOR ER TOT IST. JEMAND, DER BESCHIED WEISS.

»Kodierte Botschaften. Anonyme Tipps, die nichts zu bedeuten haben.« Durch die Windschutzscheibe betrachtete Ricci die hintere Betonwand des Bürogebäudes. »Ich hab's satt, mich an der Nase herumführen zu lassen.«

»Wenn Sie mich fragen, haben wir Glück, überhaupt mit von der Partie zu sein«, meinte Glenn, der immer noch auf das Display starrte.

»Vermutlich.« Ricci warf einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett - genau halb elf. »Es wäre schön, wenn wir etwas herausfinden könnten, bevor wir uns zum Handeln entscheiden müssen.«

Schweigen. Glenn schürzte die Lippen und gab Ricci das Handy zurück. »Die Laurel Street führt zu einem langen Streifen des Parks, der El Prado heißt. Das ist die große Fußgängerpromenade, und dort gibt es jede Menge leicht erkennbare Gebäude, einen beleuchteten Teich und so weiter.«

Ricci blickte ihn an. »Glauben Sie, dass es da stattfindet?«

»Keine Ahnung«, antwortete Glenn. »Aber es muss einen Grund dafür geben, dass der letzte Wagen von Quiros' Konvoi in diese Richtung davongefahren ist.«

Ricci zupfte an der Haut unter seinem Kinn. »Wenn man etwas arrangieren will, ist es immer gut, sich einen Ort auszusuchen, wo es auffällige Merkmale gibt.«

»Richtig. Genau dieser Ort ist dafür geradezu *beispielhaft*.«

»Haben wir in dem Bereich Leute postiert?«

»Ein paar. Aber wir können noch mehr hinschicken.«

Ricci nickte. »Wie weit ist es bis dort?«

»Nur ein Katzensprung.«

Ricci griff nach dem Türöffner. »Auf geht's. Meiner Ansicht nach haben wir jetzt ein Ziel.«

»Lucio.«

»Enrique.«

Quiros und Salazar reichten sich die Hand.

Es war ein paar Minuten vor elf Uhr. Sie standen auf dem dunklen Parkplatz hinter dem Spanish Village Art Center, zwischen Salazars Cadillac auf der einen Seite und Quiros Fiat Coupe und den beiden Lincolns auf der anderen, wo die Bodyguards warteten.

»Also - was nun?«, fragte Salazar.

Einen Augenblick lang blickte Quiros ihn an. Sein leichtes Sakko flatterte etwas in der kühlen, nächtlichen Brise. »Wir werden uns unterhalten. Vielleicht finden wir einen Weg, unsere Probleme zu lösen.«

Mit dem Kopf wies Salazar auf die Leibwächter. »Lass uns ein paar Schritte gehen, damit wir ungestört reden können«, sagte er.

Quiros nickte. »Ich schlage vor, dass wir als Vorsichtsmaßnahme jeder einen Mann mitnehmen. Die anderen warten hier bei den Autos.«

Salazar konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Na klar, eine Vorsichtsmaßnahme. Wir müssen natürlich dafür sorgen, dass wir uns auf dem Parkweg nicht gegenseitig umlegen.«



Enrique blickte ihn an. »Es macht mich glücklich, dich lächeln zu sehen, Lucio.«

Die Verhaltensweisen, die Sword-Beschattungsteams generell beachten mussten, waren dieselben, die auch verdeckt arbeitende Polizisten in amerikanischem Großstädten - sogar in der ganzen industrialisierten Welt - beachten. Einerseits bestand durchaus die Möglichkeit, dass jemand die Mitglieder des Teams sah, und zwar unabhängig davon, wie geschickt Tarnung, Versteck und heimliche Bewegungen waren, und es spielte in dieser Hinsicht auch keine Rolle, wie verlassen, einsam und abgelegen der Einsatzort sein mochte. Andererseits wussten die Teammitglieder, dass es ein Unterschied war, ob man gesehen oder wirklich wahrgenommen wurde. Und dass die Tarnung tatsächlich aufflog, war noch einmal ein ganz anderes Thema.

Jetzt, im Baiboa-Park, bedeutete dies, dass das Team sich hinsichtlich der Verwendung von Kleidung, Waffen und Zubehör mit speziellen Einschränkungen konfrontiert sah. So konnten beispielsweise keine eng anliegenden Tarnanzüge, Westen mit Taschen für Ausrüstungsgegenstände, Nachtsichtbrillen oder kugelsichere Helme getragen werden, wenn man in einer Umgebung operierte, wo auch nur die kleinste Möglichkeit bestand, dass ein nächtlicher Spaziergänger sie für Terroristen hielt, oder - noch schlimmer - dass die Zielpersonen mitbekamen, dass sie sich einem Undercover-Team gegenüber sahen.

Was die Waffen anging, waren sie etwas weniger eingeschränkt - die großen VVRS-Gewehre mit ihren über fünfzig Zentimeter langen Läufen waren praktisch nicht zu verbergen. Es waren modifizierte Modelle mit kleineren Verbesserungen, die von Riccis schneller Eingreiftruppe kürzlich getestet worden waren. Aber da es sich immer noch um Prototypen handelte, wurden diese Waffen nur als Vervollständigung der Ausrüstung an A-Teams ausgegeben, so an die Leute, die Ricci an diesem Nachmittag aus San José hierher begleitet hatten. Auch sonst war die Task-

force gut mit defensiven und offensiven Waffen ausgestattet: Sie verfügte über nicht lebensgefährliche chemische Waffen zur Ausschaltung ihrer Gegner - Sprays, Granaten, Schusswaffen -, aber auch über tödliche Revolver, automatische Pistolen und kompakte Maschinenpistolen.

Die taktischen Richtlinien für diesen Einsatz orientierten sich im Grunde genommen an einer gewissen Zurückhaltung. Über den obligatorischen, kugelsicheren Zylon-Westen trugen die Teammitglieder Straßenkleidung. Die Waffen mussten zwar leicht verstaut werden können, aber die Eröffnung des Feuers war nur als allerletzte Option vorgesehen.

Die Zivilkleidung, die das aus drei Leuten bestehende Team im Schatten des Gewächshauses trug, war so unauffällig, dass die Chance recht gering war, enttarnt zu werden. Wenn jemand einen Blick auf sie warf, waren sie unverdächtig genug, um kein zweites Hinsehen zu provozieren. Einer der Männer trug ein schwarzes Rugby-Hemd, Marine-Baumwollhosen und schwarze Segeltuchschuhe, der Zweite ein schiefergraues Sweatshirt, weit geschnittene Hosen und schwarze Turnschuhe. Das weibliche Teammitglied trug den dunkelgrünen Arbeitsanzug eines Mechanikers und dazu passende Jogging-schuhe. Ihre Sword-Ausweisplaketten waren unter herunterziehbaren Stoffklappen verborgen.

Vor ihrer Zeit bei Sword waren alle drei in Zivilkleidung operierende Undercover-Agenten der Polizei gewesen. Deshalb waren sie mit den Überwachungstechniken bis ins letzte Detail vertraut.

Zwischen den grünen Bäumen und blühenden Beeten des Balboa-Parks schlenderten sie gemächlich nebeneinander her. Einer nippte an einer Mineralwasserflasche, ein anderer wickelte einen Kaugummi aus dem Papier, dann blieb einer kurz stehen, um sich den Schnürsenkel zuzubinden. Während sie sich bemühten, keine Geräusche zu verursachen und sich von Lichtquellen fern zu halten, versuchten sie zugleich, das Ganze nicht zu auffällig wirken zu lassen. Sie gingen nicht auf den Zehenspitzen, stürzten

nicht hinter Laternenpfosten, spähten nicht um Ecken und erstarrten auch nicht wie Schaufensterpuppen, wenn sich jemand nach ihnen umwandte. Zwar gaben sie ihr Bestes, um nicht ins Blickfeld anderer zu geraten, aber sie bemühten sich dabei, sich so natürlich wie möglich zu verhalten.

Bei dem Auftrag, den sie in dieser Nacht zu erledigen hatten, zahlte sich ihre Erfahrung aus. Die vier Männer, mit deren Verfolgung sie in aller Eile beauftragt worden waren, waren gerade aus dem Lincoln gestiegen, der sich vom Konvoi ihres Chefs - Quiros - getrennt hatte. Der Wagen stand am westlichen Ende der El-Prado-Promenade. Jetzt näherten sie sich durch die Gärten und Wiesen im Norden der Durchgangsstraße, um dann zu beiden Seiten eines von dichten Hecken gesäumten Gehwegs endgültig Position zu beziehen. Die Verbrecher schienen nicht die geringste Ahnung zu haben, dass ihnen jemand im Nacken saß.

Wenngleich sie nicht wissen konnten, dass sie sahen, wie Lucio Salazar eine Falle gestellt wurde, begriffen die Sword-Mitarbeiter, dass sie hier auf etwas Wichtiges gestoßen waren. Folglich gaben sie Ricci und Glenn sofort über Funk ihre Position durch, nachdem sie sie über ihre Beobachtungen informiert hatten.

Was ihre Lage bald prekär machen sollte, war die Tatsache, dass nicht nur sie Beobachtungsposten bezogen hatten.

In dem Kontrollwagen saß der kleine Mann an seiner Monitoring-Station und sah, wie Quiros' Männer sich in den Hecken versteckten. Das war durch die drahtlose Videoverbindung zu dem Scharfschützen auf dem Dach des Museums möglich, dem die Bewegungen von Quiros' Gangstern aufgefallen waren, während er die Gegend durch sein leistungsstarkes Zielfernrohr beobachtet hatte ... Für Lucio Salazar war das eine glückliche Fügung des Schicksals. Hätte es diese Observation nicht gegeben, wäre er dem Tod in die Arme gelaufen.

Nur wenige Worte wurden gewechselt, als Quiros und Salazar den Parkplatz verließen und am Spanish Village Art Center vorbei in südlicher Richtung auf den Rasen zugingen, der von dem Moreton-Bay-Feigenbaum beherrscht wurde. Wie stumme Roboter folgten ihnen ihre Leibwächter. Sie waren ihren Chefs zwar so nah, dass ihre Anwesenheit spürbar war, aber doch auch weit genug entfernt, um nicht zu stören. Quiros und Salazar tauschten nur belanglose Floskeln aus: *Eine wunderschöne Nacht, die Luft ist angenehm kühl, lange nicht gesehen, heutzutage trifft man sich nicht oft, aber du weißt ja, die Geschäfte ...* Doch selbst wenn sie nicht beide Geheimnisse gehegt und eine Hinterlist geplant oder bedacht hätten, hätten sie es nicht eilig gehabt, zur Sache zu kommen. Es gab so etwas wie Timing, Zurückhaltung, ein fast formelles Ritual von Annäherungsversuchen und Vorspielen, an das sie beide gewöhnt waren und das für Männer ihres Schlags ein wichtiger Bestandteil der Überlebensstrategie war. Wenn man zu schnell zur Sache kam, konnte das den Eindruck von Schwäche oder Ängstlichkeit erwecken, tat man es zu spät, vermutete der andere Täuschung oder Unentschlossenheit.

Timing.

Am östlichen Rand der Grünfläche blieb Quiros einen Augenblick lang stehen. Er blickte sich um, als wollte er sich orientieren. Dann bog er schnell auf einen Weg ein, der am National History Museum vorbei zur Plaza de Baiboa am östlichen Ende der El-Prado-Promenade führte.

Salazar beruhte Quiros' Schulter, als er merkte, dass dieser schneller ging.

»Wenn wir über den Rasen gehen, ist es nicht so weit«, sagte er, während er mit der Hand auf den Bereich hinter dem Museum zeigte, zwischen dem großen australischen Baum und den Häusern. »Wenn's dir recht ist, würde ich lieber die Abkürzung nehmen.«

Schweigend warf Quiros ihm einen prüfenden Blick zu. Ihm war das Misstrauen in Salazars Tonfall aufgefal-

len, und er hatte registriert, dass dieser zögerte, den Weg zu betreten. »Warum nicht?«, fragte er, wobei er seine Worte etwas zögerlich klingen ließ. Er trat auf die Grünfläche. »Ich habe den Ort bestimmt, du bestimmst den Weg.«

Lucio lächelte dünn. »So hatte ich es noch gar nicht gesehen. Hört sich aber gut an.« Er trat nach rechts auf den Rasen.

Genau hier hatte Enrique ihn von vornherein hinbugsieren wollen, weil er wusste, dass seine Männer weiter westlich Position bezogen hatten, hinter den Büschen, die an den Weg grenzten, der zu dem beleuchteten Teich führte. Sie lagen abwartend in ihrem Hinterhalt, zum Angriff bereit.

Die Meldungen kamen fast Schlag auf Schlag, die erste von dem Beschattungsteam, das Quiros und Salazar im Auge behielt, seit sie hinter dem Spanish Village Art Center aufgetaucht waren, die zweite von dem Team, das Quiros' Männer beobachtete, die sich in der Gartenanlage in der Nähe des Teichs versteckt hatten. Jetzt liefen Ricci und Glenn vom Eingang des Baiboa-Parks im Westen, am Marston House gelegen, auf den Teich zu, nicht weit von der Stelle entfernt, wo der Wagen geparkt war, der sich von Quiros' Konvoi getrennt hatte.

»Was denken Sie über diese Schlägertypen in den Büschen?«, fragte Glenn.

»Dasselbe wie Sie«, antwortete Ricci. »Sieht so aus, als hätte Quiros eine verdammt üble Überraschung für den parat, der sich hier mit ihm trifft... Wie heißt der Typ noch mal?«

»Salazar. Lucio Salazar. Zumindest glauben das meine Leute. Er und sein Bruder, der drüben in Mexiko lebt, sind Schmuggler und Gangster der alten Schule, die überall mitmischen. Aber Rauschgifthandel ist ihre wichtigste Einnahmequelle. Hier in der Gegend ist er Quiros' größter Konkurrent.«

»Vielleicht nicht mehr lange«, bemerkte Ricci.

Glenn nickte und rannte einen Augenblick lang wortlos weiter. »Bei dieser Geschwindigkeit werden wir schnell in der Gartenanlage sein.«

»Sind Sie sicher, dass an jeder Autoausfahrt ein Wagen postiert ist?«

»Ja.«

Grunzend rannte Ricci weiter. »Es wäre gut, wenn wir handeln könnten«, sagte er. »Die Hauptsache ist aber, dass Quiros uns nicht durch die Lappen geht. Was in dieser E-Mail stand, stellt sich immer mehr als richtig heraus. Und ich habe das Gefühl, dass wir erledigt sind, wenn er uns jetzt entwischt.«

Als sie die Mitte der Rasenfläche erreicht hatten, blieb Salazar stehen und blickte auf den Feigenbaum. »All diese Windungen, Biegungen und Abzweigungen, man weiß nie, wie sie verlaufen.« Er zeigte auf die Äste und das weit verzweigte Wurzelsystem des Baums, die nur schwach vom Mondlicht erhellt wurden. »Wie im Leben.«

Quiros gab ein nichts sagendes Geräusch von sich und wartete ab, während er zugleich seine Ungeduld zu verbergen suchte.

Salazar starrte weiterhin auf den Baum. »Wir sollten über Felix reden«, sagte er.

Quiros blickte ihn an. So sollte die Sache nicht laufen. Er wollte ihn zu dem verdammten Weg an der Gartenanlage manövrieren. »Warte noch einen Moment«, sagte er. »Am Teich können wir uns besser unterhalten. Da können wir uns hinsetzen und ...«

Doch Salazar hob die Hand und blickte Quiros an. »Jetzt, Enrique. Ich will sofort über ihn reden.«

Quiros studierte Lucios Gesichtsausdruck und sah, dass der andere zu keinerlei Konzessionen bereit war. *Dann musste es wohl sein.* »Wenn du ein Problem mit meinem Neffen hattest, hättest du zu mir kommen sollen«, sagte er nach einem Augenblick.

»Und warum? Dieses Problem, wie du dich ausdrückt hast... Nie war er das Problem. So ein Ding wie

das vor dem Tunnel hätte Felix ohne deine Zustimmung nie gedreht.«

Quiros schüttelte den Kopf. »Er hat auf eigene Faust gehandelt.«

»Nein.« Plötzlich klang Salazars Stimme müde und verbittert. »Wo wir doch schon extra hierher gekommen sind, können wir auch genauso gut offen reden.«

Quiros atmete tief durch. »Das ist von Anfang an schief gelaufen, Lucio. Du beantwortest deine eigenen Fragen und bildest dir ein Urteil, bevor du die Fakten kennst. Ich habe die Wahrheit gesagt, und es ist deine Sache, ob du mir glaubst oder nicht. Mir ist das egal. Das ist noch nicht einmal mehr das wirklich wichtige Thema zwischen uns. Wenn du mir eine Chance gegeben hättest, hätte ich ihm die Hölle heiß gemacht und dir Wiedergutmachung angeboten. Aber du hast es anders gewollt und die Dinge in die eigene Hand genommen. Was du getan hast... Wie konntest du glauben, dass sich die Probleme so lösen lassen?«

»Was ich getan habe ... ?«

»Du hast meinen Neffen umgelegt, den einzigen Sohn meiner Schwester. Was hast du dir dabei gedacht?«

Salazar blickte ihn wutentbrannt an. »Selbst jetzt, wo wir uns unter vier Augen unterhalten, willst du mir immer noch diesen Unsinn verkaufen und ...« Er sollte seinen Satz nie beenden.

An vier verschiedenen Stellen über der Rasenfläche flackerte gleichzeitig Mündungsfeuer auf, und vier krachende Schüsse verschmolzen zu einem lauten, hallenden Geräusch, das wie ein Donner die nächtliche Stille zerriss. Salazar fuhr überrascht und verwirrt zusammen, als Quiros' blutender Kopf zur Seite gerissen wurde. Dann strömte das Blut auch aus einem Loch in seiner Brust, schließlich aus dem Mund, über Lippen und Kinn. Quiros ging zu Boden und blieb leblos vor Salazars Füßen auf dem Rasen liegen.

Als Salazar herumwirbelte, sah er, dass Quiros' Bodyguard ebenfalls auf der Erde lag, während sein eigener Leibwächter vor dem hingestreckten Körper stand.

Er blickte zum Dach des Museums hoch, auf den großen Feigenbaum, schließlich auf die Dächer der Häuser von Spanish Village. Da waren nur Schatten und das bleiche, silbrige Mondlicht - von den Scharfschützen nichts zu sehen.

Verwirrt riss er die Augen auf. Er hatte kein Zeichen gegeben. Was zum Teufel war geschehen? *Er hatte keinen Befehl gegeben!*

Als sie das Krachen der Scharfschützengewehre hörten, befanden sich Ricci und Glenn etwa fünfzehn Meter von den Hecken entfernt.

Weil sie Quiros' Männer, die sich in den Büschen versteckten hatten, nicht aufschrecken wollten, hatten sie ihren Schritt verlangsamt. Jetzt blieben sie wie angewurzelt stehen und blickten sich an.

»Das waren Gewehrschüsse.« Ricci nahm den Kopfhörer des Funkgeräts aus dem Ohr, um besser hören zu können. »Mehrere Schüsse, da bin ich mir ziemlich sicher.«

Glenn nickte. »Synchrones Feuer aus mehreren Waffen habe ich schon mal gehört. Das Geräusch vergisst man nicht.«

Ricci griff unter sein Sakko und zog seine Five-Seven aus dem Holster. Mittlerweile hielt Glenn eine 9mm-Beretta in der Hand.

»Wo kamen die Schüsse Ihrer Meinung nach her?«, fragte Ricci.

Als Glenn gerade antworten wollte, tippte er stattdessen plötzlich auf seinen Ohrstöpsel, um zu signalisieren, dass sich sein Funkgerät gemeldet hatte. Er lauschte. Sein Gesichtsausdruck wirkte verdutzt.

»Lassen Sie hören«, sagte Ricci.

Glenn blickte ihn an. »Quiros hat's erwischt.« Er zeigte auf den Bereich zwischen dem Weg und den Hecken. »Auf dem Rasen hinter dem Museum.«

»Scheiße.« Ricci stieß die Luft aus. »Und was ist mit Salazar und seinem Leibwächter?«



»Machen sich aus dem Staub.«

»Sagen Sie unseren Leuten, dass sie ihnen auf den Fersen bleiben sollen, aber ich will unter keinen Umständen, dass sie Salazar zu schnappen versuchen. Die Scharfschützen, die Quiros umgelegt haben, befinden sich auf irgendwelchen Dächern und werden ihm bei seinem Rückzug Feuerschutz geben.«

Glenn nickte und gab die Nachricht weiter.

Inzwischen zwang Ricci sich zum Nachdenken. »Wir müssen zu Quiros ...«

Plötzlich hörte er, wie sich zu ihrer Rechten Zweige geräuschvoll bewegten.

Möglich, dass sie vor ein oder zwei Sekunden aus den Büschen gekommen waren. Ricci war sich nicht sicher. Durch die Ablenkung und seinen Willen, sich ganz zu konzentrieren, hätte ihm alles entgehen können, aber jetzt hatte er sie gehört.

Er wirbelte zu den Büschen herum und sah, dass Quiros' Männer ihn und Glenn erblickt hatten. Zwei von ihnen hatte er im Büro von Golden Triangle Services gesehen. Einer war Jorge, der bullige Türsteher.

*Er erledigt nur seinen Job*, dachte Ricci.

Innerhalb eines Sekundenbruchteils registrierte er, dass Jorge ihn erkannt und die Five-Seven in seiner Hand gesehen hatte ...

Und dann zielte er auch schon auf Ricci.

Auf das Geräusch der sich bewegenden Büsche reagierte Glenn fast gleichzeitig mit Ricci. Er wirbelte auf dem Absatz herum und richtete seine Beretta auf die Gangster, während diese ihre Deckung verließen.

*»Team eins herkommen!«*, rief er in sein Mikrofon.

Aber seine Leute waren sowieso schon unterwegs.

Als er die auf sich gerichtete Waffe sah, reagierte Ricci völlig automatisch: Position, Bewegung, der Einsatz seiner Waffe - alles erfolgte wie aus einem Guss. Vor den Büschen zeichnete sich für sein geübtes Auge deutlich sicht-

bar die große Gestalt ab, wie eine Zielscheibe, die er an bestimmten Stellen treffen musste.

Er hielt die Five-Seven fest mit beiden Händen umklammert, mit ausgestreckten Armen, die Beine gespreizt. Dann nahm er die leicht kauernde Stellung eines Polizeischützen ein und drückte dreimal auf den Abzug. Drei Volltreffer, trotz der Dunkelheit.

Jorge wurde hart von den Füßen gerissen und kippte nach hinten. Bevor er mit einem lauten Krachen in den Büschen landete, war kurz das gähnende Loch in seiner Brust sichtbar.

Ricci hielt keinen Moment inne - in solchen Situationen gab es kein Zurück.

Mit der schussbereiten Waffe in der Hand wirbelte er nach rechts, wo ein weiterer Gangster die Büsche verlassen hatte und auf ihn zielte. Nachdem er kurz durchgeatmet hatte, schoss Ricci. Im gleichen Augenblick drang auch aus Glenns Beretta Mündungsfeuer. Nach einem grotesken Tanzschritt kippte der Verbrecher seitlich zu Boden.

Ricci wandte sich wieder den Hecken zu. Links von ihm hob ein dritter Mann seine Waffe, kurz darauf neben ihm ein weiterer.

Aber dann hörte er von weiter hinten aus der Finsternis heraus eine laute weibliche Stimme: »Geben Sie auf. Waffen hinwerfen, Hände hoch. *Sofort!*«

Als Ricci sich auf die Stelle konzentrierte, von der aus der Befehl gebrüllt worden war, sah er eine Frau mit einer halbautomatischen Pistole in der rechten Hand, die den Arbeitsanzug eines Mechanikers trug. Die lumineszierende Sword-Identifikationsplakette wies sie als eine seiner Mitarbeiterinnen aus.

Quälend lange Augenblicke verstrichen.

Zu beiden Seiten der Frau waren eilig zwei weitere Gestalten mit schussbereiten Waffen aus der Dunkelheit getreten. Jetzt bildeten die drei einen Halbkreis um die Hecken. Die Männer trugen dunkle Zivilkleidung, und an ihrer Brust funkelten die Sword-Abzeichen.

Während Ricci mit seiner Five-Seven weiterhin auf die

Gangster von Quiros zielte, sah er aus dem Augenwinkel, dass auch Glenn sie im Visier behielt.

Sie warteten, ob die Gangster clever waren oder sterben wollten.

Da ließen die Eingekreisten ihre Waffen fallen und hoben die Hände.

*Also doch clever.*

Aus seiner Kauerstellung sprang Ricci zu Glenn. Er überließ es seinem Team, die Männer zu filzen und ihnen Handschellen anzulegen.

»Der Rasen.« Er legte Glenn eine Hand auf den Arm.  
»Führen Sie mich hin.«

Zwar hatte Ricci gewusst, dass Quiros zu Boden gegangen war, aber er hatte trotzdem zu einem Gott gebetet, an dessen Existenz er nie mit Gewissheit geglaubt hatte, dass Quiros noch nicht tot war. Was er auf dem Rasen sah, würde keinen religiösen Menschen mehr aus ihm machen.

Ein kurzer Blick auf den Mann im Gras reichte, um zu erkennen, dass in Quiros Körper kein Funken Leben mehr glühte. Teile seines Gehirns waren auf den Rasen gespritzt, die Überbleibsel seines Kopfs eine einzige blutige Masse. Merkwürdigerweise hatte Quiros noch die Brille auf der Nase, und sie war nicht einmal verrutscht. Aber da Ricci schon bei vielen gewalttätigen Todesfällen zugegen gewesen war, wusste er, dass man häufig mit makabren Begleiterscheinungen rechnen musste.

Ricci kniete sich vor die Leiche, durchsuchte Quiros' Taschen, fand aber nichts Nützliches. Er fühlte sich wie betäubt.

Auf der anderen Seite des Rasens blickte Glenn auf die Dächer der umliegenden Gebäude. Die Hand mit der Waffe hing schlaff herab. Auf den Dächern schien sich niemand zu befinden, auch in dem riesigen Baum nicht. Ein großes Risiko war es nicht, dass sie sich hier aufhielten - mittlerweile waren die Scharfschützen sicher verschwunden. Aber auch wenn sie noch an Ort und Stelle waren, stellten sie keine Bedrohung dar. Ihre Arbeit bewies, dass

sie erstklassige Profis waren, und der Job, für den sie angeheuert worden waren, war erledigt.

Glenn hob eine Hand und gab Ricci ein Zeichen, dass er sich umsehen wollte. Er zeigte auf die Vorderfront des Museums. Ricci signalisierte Einverständnis und sah, wie Glenn um die Ecke des Gebäudes bog und ihn mit der Leiche allein ließ.

Ricci blickte wieder auf Quiros hinab. Es war tiefe Nacht, und die Kälte drang durch seine Kleidungsstücke. »Du bist mir entwischt«, flüsterte er mit ausdrucksloser und heiserer Stimme. »Entwischt, du Hurensohn. Und ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Er hörte nicht, dass jemand auf ihn zuschlich, nahm keinerlei Geräusch war. Trotz seiner natürlichen Wachsamkeit und seinen geschärften Sinnen begriff er erst als er dicht hinter sich eine Stimme hörte: »*Shazam.*«

»Guter Gott, was haben Ihre Leute sich denn *dabei* gedacht?«, bellte Lucio Salazar in sein Handy.

Er war erschüttert und verwirrt. Noch immer hatte er keinen blassen Schimmer, warum die angeheuerten Killer das Feuer eröffnet hatten. Mit rasender Geschwindigkeit ließ der Cadillac den Park hinter sich. Salazar hatte keine Ahnung, dass er gerade an der Stelle vorbeigekommen war, wo vor einigen Augenblicken die Enrique Quiros zugedachte Straßensperre des Sword-Teams aufgehoben worden war.

»Meine Männer haben ihren Auftrag erfüllt«, antwortete der kleine Mann in dem Kontrollwagen. »Der Beweis dafür ist, dass Sie noch am Leben sind.«

»Haben Sie den Verstand verloren? Ich wollte die Dinge mit Enrique regeln, mit ihm *reden* ... Ich habe keinen gottverdammten Befehl gegeben, dass ...«

»Es wäre besser, wenn Sie mich etwas respektvoller behandeln würden. In den Büschen vor ihnen hatten sich Quiros' Leute versteckt. Zumindest bei einem von ihnen habe ich gesehen, dass er eine Waffe in der Hand hielt.«

Salazar runzelte die Stirn. »Sind Sie sicher?«

»Ich beherrsche meinen Job. Hätte ich warten sollen, bis Sie vor diesen Männern standen? Hätte ich sie agieren lassen sollen? In diesem Fall lägen Sie jetzt in Ihrem Blut.«

Weil ihm darauf keine Antwort einfiel, brach Salazar das Gespräch ab. Er saß still da, während sein Fahrer in Richtung Highway abbog. In gewisser Weise war er nach diesem kurzen Gespräch noch verwirrter als davor. Wenn er jetzt auf die Ereignisse der letzten halben Stunde zurückblickte und sich an Quiros' Worte erinnerte, musste er zugeben, dass Enrique anscheinend tatsächlich geglaubt hatte, dass die Salazar-Familie diesen Bastard von seinem Neffen kaltgemacht hatte. Dann waren da seine Bemerkungen über Wiedergutmachung, die ihm im Nachhinein aufrichtig vorkamen. Andererseits hatte Quiros ihm offenbar eine Falle gestellt...

Doch was hatte er davon, sich unsinnige Gedanken zu machen?

Die Sorgenfalten auf Salazars Stirn wurden tiefer. Seiner Ansicht nach zahlte es sich nicht aus, in diesem Stadium der Affäre alles noch einmal zu überdenken. Wahrscheinlich war es am besten, wenn er dankbar war, dass er es mit heiler Haut überstanden hatte. Aber die Fragen, was Quiros gewusst oder nicht gewusst und was er getan hatte, nagten weiter an ihm. Wenn an dem, was er vor seinem Tod gesagt hatte, nur etwas Wahres dran war, würde das ernsthafte Zweifel an der Verlässlichkeit von Lathrops Informationen aufkommen lassen. Und dann würde er darüber nachdenken müssen, wie Lathrop sich so geirrt haben konnte, und sich fragen müssen, was *seine* Motivation und Absichten waren ...

Der Cadillac fuhr nach der Autobahnauffahrt auf der Interstate 5 Richtung Del Mar, als plötzlich eine unter dem Benzintank angebrachte Sprengladung mit Zeitzünder krachend detonierte. Durch das Innere des Wagens schoss ein Flammenstoß, der die Stahlwände auswölbte und beide Windschutzscheiben sowie drei der vier Seitenfenster herausdrückte. Lucio Salazar, der Fahrer und die Body-

guards waren auf der Stelle tot, und Salazars Fragen verdunsteten in dem Rauch und der heißen Luft.

Aber wenn es um Leben oder Tod ging, konnte man auch schwerlich erwarten, auf alle Fragen eine Antwort zu bekommen.

Während er sich in der Hüfte drehte und hinter sich blickte, zog Ricci seine Pistole aus dem Holster.

Er sah einen ganz in Schwarz gekleideten Mann mit einem scharfen, intelligenten Blick. Seine Arme hingen schlaff herab. Eine Hand war leer, in der anderen hielt er einen flachen, rechteckigen Gegenstand, den Ricci unter anderen Umständen auf Anhieb als eine Box für CDs erkannt hätte. Aber in der gegenwärtigen Situation brauchte er eine oder zwei Sekunden dafür.

Ricci studierte den Gesichtsausdruck des Mannes. Falls ihm die Waffe, die er auf ihn richtete, Furcht einjagte, ließ er sich nichts davon anmerken. »Wer sind Sie?«

Der Mann hob seinen Kopf ein wenig und öffnete die Lippen, während er für einen Sekundenbruchteil in den nächtlichen Himmel zu blicken schien. Dann trafen sich ihre Blicke. »Jemand, der Bescheid weiß. Aber ich wette, dass Sie das mittlerweile kapiert haben.«

Noch immer hielt Ricci die Pistole fest in der Hand, aber plötzlich fühlte sie sich kalt an. »Zum Teufel, sagen Sie schon, was Sie wollen.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Wenn Sie an dem interessiert sind, was wichtig ist, so halte ich es hier in meiner Hand.« Er hob die CD-Box und streckte sie Ricci entgegen. »Nehmen Sie. Der arme Enrique hier ist eine Sackgasse, also können Sie sie genauso gut nehmen. Was haben Sie schon zu verlieren? Vielleicht haben Sie das Gefühl, mir einen Gefallen zu schulden, aber das ist Ihre Sache.«

Schweigen.

Einen langen Moment stand Ricci reglos da. Dann griff er langsam nach der CD-Box, während er mit seiner Pistole weiterhin auf die Brust seines Gegenübers zielte.

Der Mann ließ die Hand sinken. »Ich werde mich jetzt in die Nacht davonstehlen«, sagte er. »Versprechen Sie mir, dass ich mir keine Sorgen machen muss, dass Sie aus irgendeinem seltsamen Grund einen Ihrer Männer auf mich ansetzen.«

Noch immer betrachtete Ricci seine Augen. »Das haben Sie also mitbekommen.«

Lächelnd neigte der Mann seinen Kopf, und seine Geste erinnerte fast an eine Verbeugung. »Seien Sie jetzt vorsichtig«, sagte er.

Dann wandte er sich um und verschwand über den nahe gelegenen, von hohen Bäumen gesäumten Pfad in der Dunkelheit. Ricci blieb allein bei Quiros' Leiche zurück, in der einen Hand die Waffe, in der anderen ein Rätsel.

## 23.

### *Verschiedene Schauplätze 17. November 2001*

Es ist ein Wunder, dass der Mensch in der Lage ist, gegensätzliche Emotionen auszubalancieren, wenngleich es scheint, als müsste ihr Widerstreit zu einer verheerenden Kollision führen.

Sie hatten sich schon so oft in diesem Raum versammelt, dass sich keiner mehr daran erinnerte, *wie* oft. UpLink International war ein riesiges Unternehmen, das geschäftliche Interessen in vielen Ländern verfolgte, die nur noch ein bewaffneter oder politischer Machtkampf vom Zusammenbruch trennte, und durch seine Präsenz in diesen instabilen Regionen wurde der Konzern häufig in gewalttätige Auseinandersetzungen hineingezogen. In diesem Raum hatten sie schon viele Strategien entworfen und Reaktionen auf sich schnell entfaltende Krisen in Afghanistan, der Türkei, Russland, Malaysia und Brasilien

entwickelt. Selbst mit einem terroristischen Anschlag, dem in Amerikas größter Metropole Tausende von Menschen zum Opfer gefallen waren, hatten sie sich befassen müssen. In diesem Raum mit den zusätzlich durch Stahl verstärkten Betonwänden, der Schalldämmung, den Wanzen-Detektoren, der Telefon- und Faxverschlüsselung und zahllosen anderen Sicherheitsmaßnahmen gegen Abhöraktionen fanden sie die Ruhe und die Atmosphäre, um geheime Informationen auszutauschen. Er war ihr Allerheiligstes, reserviert für den engsten Kreis der wichtigsten UpLink-Mitarbeiter. Aber wenngleich rationale Überlegungen ihnen auch rieten, Paul Hernandez' beruhigenden Worten über die volle Funktionstüchtigkeit der Security-Maßnahmen zu vertrauen, meldeten ihre Gefühle doch Zweifel an. War nicht einer der Garanten ihrer Ungestörtheit zu ihrem größten Verräter geworden?

In dem fensterlosen, unter dem Erdgeschoss von UpLinks Hauptquartier in San José gelegenen Raum hatte sich früher immer der engste Mitarbeiterkreis des Unternehmenschefs Roger Gordian versammelt, wie die Ritter einer modernen Tafelrunde. Sie hatten ihrem Boss geholfen, seinen Traum von einer freieren, besseren Welt Gestalt annehmen zu lassen, und ihm vor wichtigen Entscheidungen mit ihren Insiderkenntnissen, ihrem Sachverstand und ihren Ratschlägen zur Seite gestanden.

Jetzt war sein Stuhl am Tisch leer, und die Anwesenden vermissten ihn schmerzlich. Wie sollte es auch anders sein, wo doch seine Visionen und Charakterstärke sie inspirierten? Dennoch vermittelte ihnen die schlichte Tatsache ihrer Anwesenheit ein befriedigendes Gefühl. Alle hatten einen unterschiedlichen Werdegang und unterschiedliche Charaktere, aber sie wurden durch das gemeinsam Ziel geeint, gegenüber allen Herausforderungen, mit denen sie konfrontiert waren, die Oberhand zu gewinnen. Und innerlich waren sich einige von ihnen - der eine mehr, der andere weniger - der Tatsache bewusst, dass für den Fall, dass das Unvorstellbare eintrat und Roger Gordians Stuhl



leer bleiben würde, einer von ihnen das Zeug hatte, sie auch in Zukunft der Verwirklichung seines Traums näher zu bringen.

»Da jetzt alle hier sind, sollten wir zur Sache kommen«, sagte Megan Breen. Nacheinander blickte sie alle an, die an dem großen Konferenztisch saßen: Nimec, Scull, Ricci, Thibodeau, schließlich einen unerwarteten Gast. »Schön, dass Sie wieder bei uns sind, Alex. Von den entsetzlichen Umständen natürlich einmal abgesehen.«

Alex Nordstrums Lächeln war betrübt, aber aufrichtig. Er war ein schlanker, sportlicher, elegant gekleideter Mann Ende vierzig, und nach seiner Laser-Augenoperation war seine einst so vertraute Nickelbrille nur noch eine Erinnerung. Bevor er sich im letzten Jahr aus persönlichen Gründen zur Ruhe gesetzt hatte, war Nordstrum UpLinks oberster außenpolitischer Berater gewesen.

»Lieber wäre ich schon eher wieder bei euch gewesen«, sagte er. »Gord kämpft um sein Leben, und ich reise nichts ahnend in Marokko herum.«

»Ob Sie hier oder im Ausland sind, schlimme Dinge können immer passieren, Alex«, sagte Megan. »So ist das Leben.«

»Vielleicht«, antwortete er. »Vielleicht habe ich es aber auch einfach satt, nicht hier zu sein.«

Megans Worte waren weniger eine wirkliche Antwort als vielmehr ein Signal gewesen, dass sie zur Sache kommen wollte. Sie hatten viel zu besprechen, und die Zeit lief. »Wir alle sind über die auf dieser CD gespeicherten Informationen im Bilde, die Tom aus San Diego mitgebracht hat«, sagte sie. »Eine unglaubliche Masse an Informationen, die erst einmal verdaut werden muss. Ich hatte gehofft, das Material in einem Bericht zusammenzustellen oder es mit dem Digitalprojektor präsentieren zu können. Aber das war so schnell nicht möglich, so dass ich mich mit einer altmodischen Tafel und einem Zeigestock begnügen muss.« Megan zeigte auf die transparenten Schnellhefter, die sie verteilt hatte. »Wie Sie sehen, habe ich es aber geschafft ein Transkript der Audio-Aufnah-

men anzufertigen. Dabei geht's um das Gespräch auf dem Karussell und die Unterhaltung zwischen Quiros und Palardy.«

»Wir brauchen nicht zu übertreiben«, sagte Ricci. »Anhand des Materials, das mir der Namenlose im Balboa-Park gegeben hat, lässt sich alles ziemlich leicht nachvollziehen.«

»Einige Leerstellen müssen schon noch ausgefüllt werden, bevor wir dem Boss helfen können«, gab Thibodeau zu bedenken. »Ansonsten kommt nur eine Verschlimmbesserung heraus.«

Alex nickte zustimmend. »Dasselbe habe ich meinen Publizistik-Studenten auch immer einzutrichern versucht - die sechs Fragen, die für jede Story entscheidend sind: wer, was, wann, wo, warum und wie. Die meisten dieser Fragen können wir teilweise beantworten, bei den anderen ziemlich plausible Vermutungen anstellen. Aber wir müssen noch mehr herausfinden und entscheiden, was *zuerst* an die Reihe kommen muss.«

»Keine Einwände«, sagte Nimec. »Aber bevor wir zu diesem Thema kommen, könnte es sich lohnen, noch einmal alles schnell Revue passieren zu lassen, was wir bis jetzt wissen.«

»Ja«, sagte Ricci. »Und mit der Blondine fangen wir an.« Er zeigte auf die grüne Wandtafel hinter Megan.

Darauf stand:

???

Wildkatze



Melina Laval, auch unter den Namen Alison Kerry und Janet Cardomon bekannt (wahre Identität unbekannt)



Enrique Quiros



Donald Palardy

Megan ging zur Tafel, hob den Zeigestock und wies mit dessen Spitze auf die Decknamen unter dem zweiten Pfeil. »Das ist die Blondine«, sagte sie. »Die digitalen Videoaufnahmen, die uns der Namenlose, wie Tom ihn nennt, zugespielt hat, zeigen, das sie Quiros etwas gegeben hat, was nach Meinung von Dr. Eric Oh irgendein Aktivator für den Virus war ...«

»Und dies ist das Gespräch zwischen Quiros und Palar-  
dy, stimmt's?«, fragte Nordstrum, der seine Kopie der  
Transskription durchblätterte. »Entschuldigung, aber ich  
bin immer noch nicht ganz auf dem letzten Stand ...«

»Ja«, bestätigte Megan. »Wir können vermuten, dass  
dieses Gespräch stattgefunden hat, als Quiros Palar-  
dy den Krankheitsauslöser gegeben hat.« Der Zeigestock  
glitt eine Zeile nach unten. »Einige der wichtigsten unbe-  
antworteten Fragen drehen sich immer noch darum, wie  
Roger an den schlummernden Virus gekommen ist und  
wer ihn noch in sich tragen könnte. Eric arbeitet mit den  
Gentechnologie-Experten von Sobel zusammen, um si-  
cherzustellen, dass wir bald im Besitz der Resultate eines  
Schnelltests des Krankheitserregers sind. Es ist ein be-  
ängstigender Gedanke, aber praktisch jeder von uns hät-  
te infiziert werden können ... Bei Ihnen wäre das am un-  
wahrscheinlichsten, Alex, weil Sie in Übersee waren. Ich  
hoffe, Sie haben deswegen aber kein schlechtes Gewis-  
sen.«

Wieder lächelte Nordstrum schwach. »Und der Auslö-  
ser der Krankheit?«

»Das ist eine andere Frage«, antwortete Megan. »Wenn  
Quiros Palar-  
dy nicht zugleich mit einem Virus und einem  
Trigger versorgt hat, wissen wir, dass der Krankheitsaus-  
löser für verschiedene Zielpersonen mit verschiedenen ge-  
netischen Erbanlagen individuell produziert oder ange-  
passt werden kann. Da eine Ampulle und eine Flüssigkeit  
erwähnt wurden, nehmen wir an, dass der Wirkstoff mit  
einer Spritze in Rogers Essen oder ein Getränk injiziert  
worden ist. Es wäre von großem Nutzen, wenn wir eine  
Probe davon hätten, und wir geben uns alle Mühe.«

»Waren die Typen in den Raumanzügen deshalb heute Morgen im Büro des Chefs?«, fragte Scull.

Megan nickte. »Und in der Cafeteria, der Küche und jedem anderen Raum des Gebäudes, wo Ess- und Trinkbares aufbewahrt wird. Im Morgengrauen habe ich mit Eric telefoniert, und er hat mich in einige Grundlagen der Virenforschung eingeweiht. Wahrscheinlich ist dies eine fürchterliche Vereinfachung, aber nach dem, was ich verstanden habe, infizieren Viren andere lebende Organismen, indem sie molekulare Proteine produzieren, durch die sie sich an die Wände der Zielzellen ankoppeln und diese dann durchdringen. Wer immer diesen Virus auch produziert haben mag - nach Erics Meinung hat er mit einem Hantavirus oder mit einem ähnlichen Krankheitserreger begonnen und den Virus dann auf entscheidende Weise modifiziert. Die Anzahl dieser Modifikationen kennen wir nicht, aber durch eine davon kann der Virus auch ohne den Kontakt mit Nagetieren auf Menschen übertragen werden. Wahrscheinlich bewirkt eine weitere Veränderung, dass der Virus so lange schlummert, bis der Trigger Binde- und Eintrittsproteine freisetzt. Wenn wir diesen Auslöser kennen, sollten die Wissenschaftler in der Lage sein, dessen chemische Beschaffenheit zu analysieren und herauszufinden, was den Ausbruch der Krankheit startet.«

»Noch eins«, sagte Scull. »Woher wissen wir denn, als was Quiros Palardy den Aktivator verkauft hat? Don hat den Boss infiziert, und jetzt ist er tot. Die Ärzte in der Leichenhalle haben bei der Obduktion nichts gefunden, was auf einen gewaltsamen Tod oder eine Vergiftung hinweist. Nach dem, was sie uns erzählt haben, sieht es so aus, als hätte sein Herz infolge der Krankheit versagt...«

»Das ist nur zur Hälfte richtig, Vince«, erläuterte Nimec. »Die Ärzte wissen, dass sein Herz versagt hat. Punkt. Es gibt Gifte, durch die ein Herzanfall simuliert werden kann, und einige dieser Gifte sind nur schwer zu entdecken. Vor allem dann, wenn der Körper des Opfers von der Krankheit schon schwer mitgenommen ist. Noch haben die Toxikologen ihre Tests nicht beendet.«

»Trotzdem«, insistierte Scull. »Wenn Quiros wollte, dass Palardy von der Bildfläche verschwindet, hat er ihn deswegen bestimmt nicht gewarnt. Wer immer Palardy auch getötet haben mag - Tatsache ist, dass er infiziert wurde. Vielleicht kann der Krankheitsauslöser bei allen der gleiche sein, und es ist der *Virus*, der sich von Mensch zu Mensch ändert. Möglich ist auch, dass sich beide nicht verändern. Es ist nicht meine Absicht, Verwirrung zu stiften, aber wir müssen mit unseren Annahmen vorsichtig sein. Das könnte für die Heilung unseres Chefs wichtig sein.«

Megan nickte. »Da haben Sie Recht. Wir sehen nichts als erwiesen an. Andererseits hat Erics Team aber bereits damit begonnen, Blut- und Gewebeproben von Palardy zu analysieren. Und sie arbeiten mit den bolivianischen Behörden zusammen, um etwa noch existierende Proben von Alberto Colón testen zu können. Eine vergleichende Studie der Viren, denen die beiden zum Opfer gefallen sind - im Fall Colón spekulieren wir nur, weil seine Regierung viele Umstände seines Todes kaschiert hat -, wird mehr über die Produktionsmechanismen ergeben, die die Bindeviren kreieren.«

Ricci hatte eine Zeit lang schweigend zugehört. »Wir sollten auf diese Blondine zurückkommen«, sagte er.

Megan wandte sich ihm zu. »Allerdings. Und das nicht nur, weil sie's einem leicht macht.«

Sie tauschten einen Blick. Megan lächelte zwar nicht, aber ihr etwas amüsiertes Blick verriet Ricci, dass sie diese Bemerkung absichtlich so formuliert hatte. Überrascht stellte er fest, dass auch seine Stimmung sich ein bisschen aufgehellt hatte.

Megan bewegte den Zeigestock zwischen den verschiedenen Pseudonymen der Blondine und Quiros' Namen hin und her. »Durch die Videoüberwachung des Karussells im Baiboa-Park ist die Verbindung der Frau zu Quiros offensichtlich. Aber über das Verhältnis Quiros-Palardy haben beide auch eine Verbindung nach Brasilien ... Wie lautet noch das genaue Zitat aus der Transkription?«

Ricci öffnete seinen Schnellhefter und überflog die Seiten. »Hier, etwa in der Mitte von Seite dreißig. Quiros spricht.« Nach ein paar Sekunden begann er vorzulesen: »>Als Sie Geld brauchten, um in Cuiabá ihre Spielschulden zu bezahlen, haben Sie vertrauliche Informationen über den Plan und die Sicherheit einer Anlage verkauft, die Sie von Berufs wegen eigentlich hätten schützen müssen.<«

»Ende des Zitats«, sagte Megan.

»Die Welt ist klein«, kommentierte Ricci.

Der Zeigestock bewegte sich nach oben. »Brasilien und die Wildkatze - das passt gut zusammen. Schon durch dieses Zitat haben wir eine klare Vorstellung, wer die Blondine zu Quiros geschickt hat. Aber wir haben auch das Material, das die Computer über sie ausgespuckt haben, als wir das Profiler-Programm bei der NCIC-Datenbank laufen gelassen haben.« Megan blickte Nimec an. »Sie haben doch heute schon früh am Computer gesessen, um die Recherche durchzuführen, Pete. Geben Sie uns eine Zusammenfassung?«

»Unsere Blondine ist ein Terroristen-Groupie, wie wir es alle kennen«, begann Nimec. »Sie steht auf schwere Jungs und hübsche Sachen. Von Europol bis hin zur kanadischen Polizei haben sie alle schon mal festgenommen, um sie zu verhören, aber man konnte ihr nie etwas anhängen, und noch häufiger dürfte sie gar nicht erst aufgefallen sein. Das FBI hat sie einigermaßen regelmäßig überwacht, aber es hält sein Dossier unter Verschluss, und zwar aus Gründen, die niemand kennt. Vielleicht auch aus dem üblichen Grund, dass das *ihr* Material ist und dass sie anderen misstrauen ...«

»Sie haben uns Einsicht nehmen lassen, Pete«, wandte Megan ein. »Das sollten wir nicht vergessen.«

Nimec verzog das Gesicht. »Nein, sollten wir nicht. Wie auch immer - die FBI-Leute halten sie für einen Kurier, der Material und Botschaften überbringt. Als sie ihnen im Jahr 1999 zum ersten Mal auffiel, war sie mit Amir Mamula zusammen, einem in Montreal ansässigen Algerier, der zu

den Bewaffneten Islamischen Gruppen - der GIA - in Verbindung stand. Das ist dieselbe Gruppe, die ein Jahr später in Marokko die Maschine der Air Paris entführt hat, bei der die Wildkatze von dem französischen Diplomaten gesehen wurde. Und nachdem sie an Mamula das Interesse verloren hatte, hat unsere Blondine mit einer ganzen Reihe von hochkarätigen Rauschgifthändlern und Terroristen das Nachtleben genossen. Sie hat ihre Haare gefärbt und sich einer plastisch-chirurgischen Operation unterzogen, um ihren Gesichtszügen den letzten Schliff zu geben. Die obligatorische Schönheitsoperation am Busen brauche ich wohl gar nicht erst zu erwähnen. Die drei Pseudonyme da auf der Tafel sind nur die letzten Decknamen in einer langen Reihe. Vor ungefähr einem Monat hat sie unter dem Namen Melina Laval eine kleine Weltreise angetreten, die sie nach Europa, Südamerika und Kanada geführt hat. Und ich sollte nicht zu erwähnen vergessen, dass es etliche Kurzreisen nach Kanada gegeben hat. Acht, wenn nicht gar zehn im letzten halben Jahr.«

»Und wo war sie da?«, fragte Nordstrum.

»Meistens im westlichen Ontario«, antwortete Nimec. »Einmal auch in Quebec, nur wenige Tage, bevor sie in San Diego auftauchte. Anschließend ist sie wieder von der Bildfläche verschwunden, und wahrscheinlich gab es seitdem auch keine Melina Laval mehr.«

Nordstrum runzelte die Stirn.

»Erzählen Sie uns, was sich da zusammenbraut, Alex«, sagte Megan.

Nordstrums Blick wanderte um den Konferenztisch.

»Kann man sagen, dass alle hier Anwesenden finden, wir sollten Kanada als möglichen Standort für die Produktion des biologischen Wirkstoffs besonders im Auge behalten?«

Die anderen nickten.

»Okay«, sagte Nordstrum. »Als ich noch für das Außenministerium gearbeitet habe, war es schwierig oder gar unmöglich zu beweisen, ob ausländische Regierungen oder militante Gruppen in die Herstellung biologischer Waffen verwickelt waren, weil die Produktionstechnolo-

gie auch anderweitig genutzt werden kann. Spezielle Zentrifugen, Fermentiergeräte, Gefriertrockner, Behälter, in denen hochgradig gefährliche Bakterien aufbewahrt werden können, aber auch bekannte Krankheitserreger und Gifte - all das ist für legale medizinische, landwirtschaftliche oder industrielle Zwecke frei auf dem Exportmarkt erhältlich. Wir *wussten*, wer das Zeug aus den falschen Gründen gekauft hat. Aber Sie können sich ja vorstellen, was für Probleme wir hatten, als wir unseren Fall dem UNO-Weltsicherheitsrat vorgetragen haben. Einige Mitgliedsstaaten gehörten zu denen, die geheime Programme zur Herstellung biologischer Waffen laufen hatten.«

»Klingt wie ein Witz«, sagte Ricci.

»Ja.« Nordstrum zuckte die Achseln. »Es war ohnehin nur eine verfahrensrechtliche Formalität. Kooperation hatten wir sowieso nicht erwartet, aber wir wollten, dass unsere Erkenntnisse für den Fall festgehalten wurden, dass wir einseitige Aktionen starten mussten, wie etwa bei den Angriffen auf Osama bin Ladens angebliche Pharmafabrik. Und natürlich haben wir den Handel mit den Ausrüstungsgegenständen auch weiterhin verfolgt. Das ist nicht allzu schwer. Es gibt eine Auswahlliste der Unternehmen aus aller Welt, die Geräte vertreiben, mit denen natürlich auftretende Krankheitserreger oder Gifte stark vermehrt werden können. Aber bei nur einem Mikroorganismus, der das Resultat genetischer Veränderung ist, wird die damit verbundene Technologie zunehmend spezieller, und deshalb ist sie auch leichter aufzufinden. Kauf und Lieferung werden von unserer Regierung routinemäßig kontrolliert.«

Megan blickte ihn an. »*Regierung* ist ein großes Wort«, sagte sie. »Können wir uns wegen dieser Informationen an das FBI wenden?«

»Bei einem Vorfall mit chemischen oder biologischen Waffen auf amerikanischem Boden ist das FBI zuständig und verantwortlich, und deshalb verfügt es wahrscheinlich über gute nachrichtendienstliche Erkenntnisse. Aber für die Sammlung der Daten, die dann dem Außen- und



Verteidigungsministerium zugänglich gemacht werden, ist hauptsächlich das Nonproliferation Center der CIA zuständig.«

»Können Sie sofort überprüfen, was nach Kanada geliefert worden ist?«

»Ich werde es versuchen«, antwortete Nordstrum. »Vielleicht erinnern Sie sich, dass ich mit der gegenwärtigen Administration im Weißen Haus - von Präsident Ballard an abwärts - nicht gerade auf gutem Fuße stehe. Aber einem alten Regierungsbürokraten stehen vielleicht noch gewisse Hintertüren offen.«

Eine merkwürdige Methode für einen ehemaligen stellvertretenden Minister, dachte Megan, der nach seinen eigenen Worten praktisch als Chef des Ministeriums agiert hat. »Erwähnen Sie offen, was auf dem Spiel steht, wenn Sie an diese Hintertüren klopfen.«

Eine Zeit lang herrschte Schweigen.

»Wir sollten einen Hawkeye-Satelliten über unserem nördlichen Nachbarland positionieren«, sagte Nimec. »Falls es Alex gelingt, an die Informationen heranzukommen, können wir ihn auf die fraglichen Gegenden ausrichten.«

Ricci wies auf die Tafel. »... und Megan helfen, dass sie mit ihrem Zeigestock bald auf die drei großen Fragezeichen oben auf der Liste deuten kann«, sagte er.

Einen Augenblick lang sah Megan ihn an, dann nickte sie. »Genau das ist die Idee.«

»Ihre Bitte ist völlig unangemessen, Alex. Dieses ganze Gespräch ist mir sehr unangenehm ...«

»Kommen Sie schon, Neil«, sagte Nordstrum in sein Handy. Neil Blake war einer seiner früheren Studenten und mittlerweile Assistent des Staatssekretärs im Foreign Affairs Bureau. »Faxen Sie mir doch einfach die Liste über den Handel mit der Technologie zur Herstellung biologischer Waffen durch. Früher haben Sie mir schon größere Gefallen getan, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.«

»Früher schon. Aber im Moment sitze ich an meinem

Schreibtisch und blicke andauernd über meine Schulter. Ich schwöre bei Gott, Alex, wenn Sie hier Mäuschen spielen könnten, wüssten Sie, dass ich es ernst meine. Wenn jemand mitbekommt, dass ich mit Ihnen rede, sitze ich in der Scheiße. Im Weißen Haus hört man Ihren Namen nicht gerne, und daran wird sich auch nichts ändern, bevor diese Regierung aus dem Amt ist.«

»Wegen einer Pressekonferenz, durch die vielleicht etwas Sand ins Regierungsgetriebe gekommen ist?«, fragte Nordstrum. »Ich war Journalist und bin immer noch ein freier Bürger. Ballards Macht geht nicht so weit, als dass er mir die Rechte nehmen könnte, die mir im ersten Zusatzartikel der Verfassung garantiert sind. Ich bin überrascht, dass er nicht angeordnet hat, mich in eine Gefängniszelle sperren zu lassen.«

»Übertreiben Sie mal nicht...«

»Das brauche ich auch nicht. Möglicherweise geht's hier um Roger Gordians Leben.«

Blake seufzte. »Niemand schätzt ihn mehr als ich«, sagte er in einem halboffiziellen Tonfall. »Und Sie wissen, dass er hier in der Hauptstadt jede Menge Leute hat, die ihn unterstützen. Geben Sie mir einen oder zwei Tage Zeit. Ich werde sehen, wie ich ihre Bitte handhaben kann und mich dabei der angemessenen Wege bedienen.«

»Was ist das denn für eine lächerliche Phrase? Ich habe keine Zeit, nicht einmal eine oder zwei *Stunden*. Was ich brauche, brauche ich, und zwar sofort.«

»Bitte, Alex, ich versuche Ihnen doch gerade zu erklären ...«

»Vergessen Sie's«, sagte Nordstrum ruhig. »Wie geht's der neuen Braut, Neil?«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen.

»Cynthia geht's gut«, antwortete Blake irritiert.

»Wie lange sind Sie jetzt verheiratet? Ein Jahr?«

»Ja. Fast. Einen Tag nach Weihnachten feiern wir unseren ersten Hochzeitstag.«

»Haben Sie vor, Ihre Frau anlässlich dieses romantischen Ereignisses in die heimelige kleine Wohnung in der

Euclid Street zu schleppen?«, fragte Nordstrum. »Oder ist die immer noch für andere Zwecke reserviert?«

Diesmal dauerte das Schweigen sehr viel länger.

»Wie kommt's, dass Sie danach fragen, Alex?«

»Einen besonderen Grund dafür gibt es nicht. Ich habe mich nur daran erinnert, dass Sie die Wohnung nie aufgegeben haben. MUSS eine sentimentale Anhänglichkeit an die guten alten Zeiten sein, die Sie dort als Junggeselle verbracht haben.« Jetzt war es an Nordstrum, eine Zeit lang zu schweigen. »Hören Sie, vergessen Sie meine Bitte. Ich weiß, dass Sie unter Druck stehen. Stattdessen werde ich es bei einigen alten Kumpels von der *Washington Post* versuchen. Man kann nie wissen, vielleicht haben die etwas für mich. Wenn man denen was gibt, kriegt man auch was, das ist immer so.«

»Alex ...«

»Ich muss jetzt Schluss machen ...«

»Verdammt, warten Sie, Alex«

Nordstrum gehorchte.

»Geben Sie mir die Faxnummer von UpLink«, sagte Blake.

In seinem Büro in Sacramento lauschte Dr. Eric Oh gespannt den Ausführungen seines Stanford-Kollegen Todd Felson, der ihn im Detail über die ersten Analysen der Nahrungsmittelprouben aus Roger Gordians Büro informierte.

»Kennensie diese Waffelröllchen, die wir auf seinem Schreibtisch gefunden haben?«, fragte er. »In Dreien davon haben wir winzige Polymerpartikel gefunden, etwa fünfzehn bis zwanzig Tausendstel Millimeter groß, und zwar eine riesige Menge.«

Zum dritten Mal innerhalb von zweiundsiebzig Stunden, in denen er von den Ereignissen mitgerissen worden war wie von einem reißenden Fluss, verschlug es Eric den Atem. »Mikrokapseln«, sagte er. »Ich glaube, Sie haben unseren Aktivator gefunden, Todd.«

»Sieht so aus«, entgegnete Felson. »Die Partikelwände

sind in Flüssigkeiten mit Körpertemperatur hochgradig löslich und zerfallen wegen der hohen pH-Werte im Verdauungstrakt eines Menschen. Oder in den Schleimhäuten.«

»Haben Sie schon damit begonnen, das Material in den Mikrokapseln zu analysieren?«

»Das kommt als Nächstes an die Reihe.«

Um zehn Uhr morgens, zwei Stunden nach dem Ende der Konferenz von Gordians engsten Mitarbeitern, nahm Megan einen Anruf entgegen - und hörte Axel Nordstrums aufgeregte Stimme.

»Es gibt Neuigkeiten, Meg.«

Sie richtete sich hinter ihrem Schreibtisch auf. »Ich höre.«

»Über die genauen Einzelheiten meiner Nachforschungen kann ich Sie später informieren, aber die Hauptsache ist jetzt, dass es in Ontario, westlich der Hudson Bay, eine private Einrichtung gibt, die in jeder Hinsicht zu der von uns gesuchten Fabrik für Pathogene passt. Es wird unglaublich viel biotechnologische Ausrüstung dorthin geliefert, mit der nicht jeder nach Belieben handeln kann. Mir liegt eine endlose Liste mit Einkäufen vor: Geräte zum Anlegen von Kulturen und zur Vermehrung biologischer Substanzen, Trockengefrierer, Behälter zur Aufbewahrung hochgradig gefährlicher Stufe-vier-Bakterien, Instrumente für die Rekombinations-Gentechnologie ... Und so weiter und so fort. Es ist eine von A bis Z bestens ausgerüstete Biotechnologie-Einrichtung, deren Bau immense Summen verschlungen haben muss, vermutlich um die hundert Millionen Dollar. So etwas werden Sie sonst in ganz Kanada vergeblich suchen, und auch hier in den Vereinigten Staaten gibt es allenfalls ein paar vergleichbare Einrichtungen.«

Megan atmete tief durch. »Wollen Sie damit sagen, dass niemand in Washington es für nötig befunden hat, im Sinne des nationalen Interesses nachzuforschen, was dort entwickelt wird?«

»Ich teile Ihren Sarkasmus, Meg. Tatsächlich machen wir sogar *Geschäfte* mit diesen Typen, und zwar jede Menge. Sie sind im Besitz von landwirtschaftlichen Patenten, die ihnen viele Verträge mit der Regierung eingebracht haben. Und kürzlich haben sie ein Riesengeschäft an Land gezogen, bei dem es um die Entwicklung eines genetisch modifizierten Strangs des *Fusarium oxysporum* geht, einem Pilz, der für Koka-Pflanzen tödlich ist.« Einen Augenblick lang schwieg er. »Das Außenministerium versucht, die Kolumbianer und Peruaner davon zu überzeugen, ihn gegen die Koka-Bauern einzusetzen, und es sieht ganz so aus, als würde es so kommen. Denken Sie mal einen Moment nach. Wenn wir von der Annahme ausgehen, dass diese Firma Verbindungen zur Quiros-Familie unterhält, deren Einnahmen in erster Linie aus dem Kokaingeschäft kommen, ist es durchaus begreiflich, dass sie einen speziellen Pilz kreieren, der die Koka-Pflanzen ihrer *Konkurrenten* vernichtet. Und das alles auf Rechnung unserer Regierung.«

Einen Augenblick lang schwieg Megan, während sie nachdachte und den Telefonhörer umklammerte. »Nennen Sie mir den Namen der Firma, Al«, sagte sie schließlich.

»Earthglow. Ein hübscher Name, finden Sie nicht?«

## 24.

### *Nördliches Ontario, Kanada* *17. November 2001*

»Abgelegen ist heutzutage ein relativer Begriff«, sagte Paul >Pokey< Oskaboose, während er mit seiner Cessna 172 durch die Wolken nach unten stieß. »Vor einiger Zeit habe ich einen Artikel in einer Illustrierten gelesen, an dessen Autor ich mich nicht erinnere, aber ich glaube, dass darin stand, dass es heute vielleicht noch sechs oder acht Orte auf diesem Planeten gibt, wo man eine Stunde, vielleicht auch eine Nacht verbringen kann, ohne irgendein Moto-

rengeräusch zu hören.« In Schräglage flog er auf die schneebedeckten Hügel zu.

Rechts neben ihm saß Ricci, der durch das Fenster aus der Sturzflugperspektive die Außenwelt vorbeischnellern sah. »Wie lange dauert's noch bis zu der Fabrik?«, fragte Ricci, dem sich der Magen umzudrehen drohte.

»Kann sich nur noch um ein paar Augenblicke handeln.« Oskaboose wies aus dem Fenster. Er war ein Cree-Objibway-Indianer mit einem breiten, knochigen Gesicht und sehr kurz geschnittenem dunklem Haar, der Ricci vom Sword-Team zur Verfügung gestellt worden war, das zwischen den Radarkuppeln und Satellitenschüsseln einer UpLink-Bodenstation im Südwesten einquartiert war, mitten zwischen der Big Nickel Mine in Sudbury und dem Lake Superior.

»Sehen Sie die abgerundeten beiden Berge mit den vielen Furchen dort?«

»Ja.«

»Die einheimischen Stämme nennen sie *Niish Obekwun*, die >Zwei Schultern<. Dahinter befindet sich eine Schlucht, durch die ein Fluss zum White River hinabfließt. Und dann ist da ein dritter, höherer, ziemlich steiler Berg.«

Ricci nickte.

»Auf der hinteren Seite, am Westhang, befindet sich unser Ziel«, sagte Oskaboose. »Sehen Sie sich die Karte auf dem Bildschirm an. Jemandem wie Ihnen, der immer nur auf der Erde herumkriecht, wird das die Orientierung erleichtern.«

Ricci blickte auf den entspiegelten Videomonitor, auf dem die Karte eines Echtzeitsystems für geografische Informationen Livebilder der rauen, gefrorenen Landschaft unter ihnen überlagerte. Der Kurs des Flugzeugs war mit einer Reihe flackernder roter Punkte markiert, die Lage der Earthglow-Gebäude mit einem hellgrünen Rechteck. Sehr nützlich, dachte Ricci. All das stimmte präzise mit seiner Erinnerung an jene Hawkeye-I-Satellitenaufnahmen überein, die er in San José studiert hatte. Mit einer Zoom-Auflösung von unter drei Zentimetern hatten sie detailgetreue

Nahaufnahmen des Biotechnologie-Unternehmens und der Sicherheitsvorkehrungen auf seinem Grundstück ermöglicht. Aber Ricci war an einem gleichsam instinktiven Gefühl für die Landschaft interessiert, und das war seiner Ansicht nach nur durch Beobachtung vor Ort erreichbar.

Jetzt flog die Maschine wieder gerade. »Heutzutage müsste sich Klein-Tarzan keine Sorgen mehr machen, dass ihn Affen verschleppen«, sagte Oskaboose. »In Afrika gibt es noch einige tausend Gorillas, inklusive Unterarten, und die werden häufiger fotografiert als Models oder Filmstars. Ein britisches Kind in Knickerbockers, das von einer Affenmutter gehegt und gepflegt wird, würde heute in null Komma nichts von reichen Touristen auf der Fotosafari entdeckt und in die zivilisierte Welt zurückgebracht werden. Gott helfe ihm.«

Der letzte Satz des Piloten entlockte Ricci einen irritierten Blick.

»Ich gebe Ihnen noch ein weiteres Beispiel, warum die Wildnis heute keine Wildnis mehr ist«, sagte Oskaboose, dem der Gesichtsausdruck seines Begleiters auffiel.

Ricci gab einen fragenden Laut von sich.

Oskaboose fuhr fort: »Wenn die Leute den Namen Tibet hören, denken sie an buddhistische Mönche in ausgefallenen Gewändern, die selig in transzendentalen Sphären schweben. Zumindest bei mir ist das so. Aber Tibet ist mittlerweile nur ein weiterer Zufluchtsort für Hollywoodstars mit persönlichen Problemen. Wenn man eine Million Dollar für die Kasse des Tempels spendet, drücken sie einem eine Liste mit den Chakras in die Hand und erklären, dass Sie einen reinen Geist haben. Und initiieren Sie ehrenhalber als Mönch ihres Ordens. Ich mache keine Witze.« Oskaboose produzierte ein trauriges Geräusch und zeigte dann erneut aus dem Fenster. »Gleich sind wir über dem Becken. Vielleicht möchten Sie sich das mal ansehen.«

Ricci blickte nach unten. Die Abhänge des Bergs unter ihnen waren dicht mit Kiefern bewaldet. An der sehr steilen Erhöhung am hinteren Ende des Beckens wurde die Vegetation spärlicher. Dort gab es nur noch widerstands-

fähige, kleine Baum- und Gebüschgruppen zwischen großen weißen Schneefeldern. Direkt darunter lag der Nebenfluss, ein kristallinblaues, in der mittäglichen Sonne glänzendes Band.

»Ist die Eisdecke des Flusses fest?«, fragte Ricci.

Oskaboose zuckte die Schultern. »Von hier oben ist das schwer zu beurteilen. Sie sehen ja selbst, dass es eine geschlossene Eisschicht gibt, aber es bedarf nur eines kleinen Abflusses, und schon wird die Eisdecke stellenweise wieder dünn. Besonders in dieser Jahreszeit, wenn die Temperatur noch über dem Gefrierpunkt liegen kann.«

Ricci kniff die Lippen zusammen. »Haben Sie irgendeine Vorstellung, wie hoch der Schnee auf diesen Abhängen liegt?«

»Da es nicht allzu stark geschneit hat, etwa gut dreißig Zentimeter, bei Schneeverwehungen vielleicht kniehoch.« Er warf Ricci einen schnellen Blick zu. »Unerfahrene Bergsteiger müssen auf Spalten achten, die durch verkrusteten Schnee verdeckt werden. Wenn man da hineinstürzt, kann man ziemlich tief fallen.«

Ricci nickte nachdenklich.

»Okay«, sagte Oskaboose. »Wenn wir über den nächsten Hügel geflogen sind, werden Sie zu ihrer Rechten, auf einer Felsplatte am Fuße der Erhebung, Earthglow sehen.«

»Wir fliegen nur einmal drüber. Auf dem Rückweg nehmen wir eine andere Route.«

»Kapiert.« Erneut zuckte Oskaboose die Achseln. »Der Sinn meiner Erklärung war, dass ich Ihnen versichern wollte, dass ein Flugzeug hier kein verdächtiger Anblick ist. Nicht allzu weit im Süden liegt der Pukaskwa-Nationalpark. Die Wildhüter benutzen für Transportzwecke Flugzeuge oder Hubschrauber, aber auch für die Beobachtung, Suche und Rettung der dort lebenden Tiere. Außerdem wird die Post auf dem Luftweg gebracht. Wir brauchen uns also keine allzu große Sorgen machen, wenn uns jemand sieht.«

Ricci schwieg, während seine blassblauen Augen aus dem Fenster starteten.



In der Sudbury-Bodenstation hatten sich Rollie Thibodeau und der Rest der vierundzwanzig Mann starken schnellen Eingreiftruppe in einem großen Konferenzraum vor einem Flachbildschirm versammelt, der an einer der Wände hing. Sie studierten dieselben Bilder, die auch auf dem Videomonitor in der Cessna zu sehen waren.

Der Firmensitz von Earthglow war ein niedriges, mit der Rückwand direkt an dem fast vertikalen Abhang errichtetes Betongebäude, das an den anderen drei Seiten von einem hohen Maschendrahtzaun mit elektrisch geladenen Drähten umgeben war. Ein Tor an der nördlichen Seite des Zauns führte auf eine zweispurige, asphaltierte Straße, die sich am Fuße des Hügels entlangschlängelte und dann über hundert Meilen durch hügeliges, dicht bewaldetes Land zu der im Osten gelegenen Eisenbahnstation Hawk Junction führte. An den südlichen und westlichen Ecken des Zauns waren kleine Häuschen für Wachtposten erkennbar, ein weiteres stand vor dem Tor zur Straße. Dahinter, auf dem Gelände, führten weitere Wege zu den Eingängen der verschiedenen Gebäude.

Während Thibodeau den Strom der Aufklärungsbilder studierte, die ihn aus dem Flugzeug erreichten, murmelte er leise etwas vor sich hin. Er kannte Tom Ricci besser, als ihm lieb war - am *liebsten* hätte er ihn überhaupt nicht gekannt -, und konnte sich gut den Aktionsplan vorstellen, den er nach seiner Rückkehr zur Bodenstation präsentieren würde.

Teilweise beunruhigte ihn, dass dieser Plan extrem gefährlich war. Am stärksten bedrückte ihn aber, dass es keine realistische Alternative dazu gab.

Eine Stunde später waren Ricci und Pokey Oskaboose in der Bodenstation wieder zu Thibodeau und den anderen gestoßen. In dem Konferenzraum hatte man das Licht gedämpft. Auf dem Wandmonitor war ein farbiges, aus der Vogelperspektive aufgenommenes Standbild des Earthglow-Gebäudes und des umliegenden Terrains zu sehen.

Die wichtigsten taktischen Positionen waren mit einem X gekennzeichnet.

»Die Felswand hinter dem Gebäude ist ein natürlicher Verteidigungswall.« Von seinem Stuhl aus zeigte Ricci mit dem Strahl seines Laserstifts auf die Stelle. »Unsere Freunde von Earthglow haben dort keine Wachposten stationiert, weder auf dem Gipfel noch auf einem der Felsvorsprünge, und der Grund ist nicht schwer zu begreifen. Es sieht so aus, als könnte sich ihnen von dieser Seite niemand nähern.«

»Und deshalb ist das für uns der beste Weg«, sagte Thibodeau in einem grimmigen Tonfall. »Wir müssen ihre übergroße Zuversicht ausnutzen.«

Ricci nickte und bewegte den roten Punkt des Laserstrahls nach rechts, bis zu einer kleinen, flachen Mulde zwischen den nördlichsten Rändern der >Zwei Schultern< genannten Berge. »Dort können wir mit einem Helikopter landen und unsere Ausrüstung ausladen, außerdem ein gegen Radiofrequenzen abgedichtetes Zelt, das uns als Kommando- und Kommunikationszentrale dient. Ein hübsches kleines Versteck, und so nahe wie möglich am Earthglow-Gebäude gelegen.«

»Die gegen Radiofrequenzen abgedichteten Zelte sind weiß und fallen wegen des Schnees nicht auf«, fügte Oskaboose hinzu. »Meiner Ansicht nach können wir auch den Helikopter ziemlich leicht unter irgendeiner Tarnung verbergen.«

»Hört sich gut an.« Jetzt zeigte der rote Punkt von Riccis Laser auf die asphaltierte Straße, die zu dem Gebäude führte. »Westlich dieser Brücke haben wir ein Fluchtfahrzeug stationiert, nicht weit von der Stelle entfernt, wo die zweispurige Straße um den Fuß des Hügels herum auf das Tor zuführt. Wenn wir erst einmal aus dem Gebäude heraus sind, muss mein Team es zu Fuß erreichen können. Dann fahren wir zu der Brücke, wo uns der Hubschrauber abholt, und schon sind wir weg.«

»Natürlich, eine saubere Flucht«, sagte Thibodeau. »Aber darauf können wir uns nicht verlassen. Wir müssen

damit rechnen, dass uns jemand im Nacken sitzt und das verhindern will.«

Ricci blickte ihn an. »Deshalb wird sich Ihr Team etwas einfallen lassen, um sie daran zu hindern.«

Thibodeau kratzte sich am Bart. »Ja«, antwortete er. »Ich glaube, dass ich da eine oder zwei Ideen habe.«

Erneut nickte Ricci. Dann wandte er sich dem Bild zu, um mit dem roten Punkt des Laserstrahls zuerst auf die Brücke zu zeigen, die den zugefrorenen Fluss überspannte, dessen Verlauf durch das Becken er dann nachfuhr. Der Fluss trennte die >Zwei Schultern< von dem größeren Berg.

»Am kompliziertesten wird die Annäherung werden«, sagte er. »Von der Stelle bei den >Zwei Schultern<, wo wir unser Lager aufschlagen, muss mein Einsatzteam zum Fluss laufen, ihn überqueren, die nordöstliche Seite des Hügels erklimmen und ihn dann in nordwestlicher Richtung wieder hinabsteigen. Dann sind wir hinter dem Gebäude. Von dort werden wir uns an der Seite entlang zu dem Häuschen der Wachtposten am Tor schleichen, um diese auszuschalten. Dann geht's weiter im Programm.« Er neigte seinen Kopf Pokey Oskaboose zu. »Mir ist klar, dass es so scheint, als müsste man eine verdammte Spinne sein, um diesen großen Felsen zu erklimmen, aber Pokey hat ein paar Dinge erwähnt, die mir nicht aufgefallen wären.«

»Wer immer das Earthglow-Gebäude auch errichtet haben mag, er hat geglaubt, dass der Hügel an der Rückseite Schutz garantiert«, sagte Oskaboose. »Jeder, der diesen Landstrich kennt, weiß, dass der Job hart, aber nicht unlösbar ist. An den Abhängen dieses Hügels gibt es verschiedenste Pflanzen: Lärchen, Kiefern, Fichten, Zedern, Beerensträucher. Wegen deren Wurzelsysteme wird Ihnen der Boden nicht unter den Füßen wegrutschen. Außerdem können Sie sich überall fest halten, und wenn Sie ausgleiten, werden die Äste Ihren Fall stoppen.«

Thibodeau warf ihm einen Blick zu. »Und Sie werden an Ort und Stelle sein und ihnen zeigen, wo sie sich fest

halten können und welche Äste ihren Sturz aufhalten werden?«

Der zweideutige Tonfall schien Oskaboose nicht weiter zu irritieren. »Lassen Sie es mich so ausdrücken«, sagte er. »In der Regel ziehe ich es vor, mir meine Kicks in luftigen Höhen im Pilotensessel zu holen, aber in der Gesellschaft von so großartigen Jungs mache ich gern eine Ausnahme.«

In dieser Nacht, kurz bevor seine Eingreiftruppe zu ihrem Geländemarsch aufbrach, trat Ricci aus dem aus metallisiertem Gewebe bestehenden Zelt, das an ein Iglu erinnerte. Um ihn herum ragten die buckligen *Niish-Obekwun*-Granithügel auf, deren zerfurchte Konturen irgendwie unirdisch wirkten. Zur Zeit des Sonnenuntergangs war die Temperatur deutlich unter den Gefrierpunkt gesunken, und jetzt fiel sie weiter mit jähher Schnelligkeit. Außerdem war mittlerweile Wind aufgekommen, der über die mit Schnee und Büschen bedeckte Hügellandschaft mit ihren Rissen und Felssimsen pfiß. In der Höhle unter ihm klang er wie die monotone Litanei eines Idioten, als wäre die Landschaft selbst durch ein unpersönliches, bedrohliches Ritual in Bewegung geraten.

Ricci war allein. Er trug einen Schnee-Tarnanzug mit Polarfütterung, eine kugelsichere Zylon-Weste und warme Unterwäsche. Außerdem hatte er das kleinere Modell des VVRS-Gewehrs geschultert und auf dem Rücken einen ALICE-Rucksack. Seine ultradünnen, isolierten Handschuhe würden ihn bei der Bedienung seiner Waffe nicht behindern. An den Füßen trug er weiße Gummistiefel und Schneeschuhe aus einer Aluminiumlegierung. Sein eng anliegender Helm war mit einem integrierten, drahtlosen Audio- und Videosystem ausgestattet, das er ohne Zuhilfenahme der Hände bedienen konnte. Die winzige Linse der digitalen Farbkamera war unsichtbar über seiner Stirn angebracht, das Mikrofon vor seinem Kinn in den Helm einmontiert. Das kugelsichere Polykarbonat-Visier war herabgelassen. Darunter trug er einen wollenen Kopfschutz, der nur mit Schlitzfenstern für die Augen und zum At-

men versehen war, damit sein Gesicht vor der grimmigen Kälte geschützt war. Dennoch fühlte er den beißenden Frost, der bei jedem Atemzug seine Lungen streifte. Nicht einmal im frostigsten, trostlosesten Winter in Maine hatte er eine so feindselige Kälte kennen gelernt, der sich kein geistig gesunder Mensch ohne gute Gründe aussetzen würde. Aber Ricci empfand kein Bedürfnis, über seine Gründe nachzudenken. Vor dem Aufbruch hatte er ganz einfach allein sein wollen - still, ohne nachzudenken, innerlich ruhig.

Jetzt wandte er sich um, ging auf das Zelt zu und steckte seinen Kopf hinein, um seinen Männern das Signal zu geben, dass sie ihre Ausrüstung anlegen und sich dann sammeln sollten. Nach den einsamen Augenblicken war Ricci jetzt startbereit.

Die Eisdecke des Flusses gab gelegentlich etwas nach, während sie darüber stapften, und das Geräusch unter dem glitzernden Schnee erinnerte an zertrampeltes Zellophan. Sie gingen im Gänsemarsch hintereinander her: Oskaboose führte den Trupp an, gefolgt von Ricci und den Männern, die schon an der Cape-Green-Übung teilgenommen hatten: Seybold, Beatty, Rosander, Grillo, Simmons, Barnes, Harpswell und Nichols. Die Eingreiftruppe war um drei Männer verstärkt worden: Neil Perry war ein erfahrener Mann aus Kaliningrad, Dan Carlisle und Ron Newell waren schon in Brasilien dabei gewesen und von Thibodeau empfohlen worden.

Weil er auf dünnes Eis achtete, blickte Oskaboose permanent nach unten und testete jede verdächtige Stelle, indem er vorsichtig einen Fuß absetzte, dann sein Gewicht darauf verlagerte und mit dem Steigeisen seines Schneeschuhs Druck ausübte. Wachsam achtete er auf das geringste verräterische Anzeichen, ob das Eis brach oder nachgab, oder ob er Wasserbewegungen unter einer dünnen, schwachen Eiskruste wahrnahm. Obgleich die Mitglieder des Teams durch Kommunikationstechnologie zueinander in Kontakt standen, schwieg Oskaboose und signalisierte

den anderen mittels Handzeichen, wo das Eis tragfähig und wo seine Stabilität zweifelhaft war. Ricci musste er das nicht weiter erklären. Es war die Gewohnheit eines Menschen, der sein ganzes Leben in dieser Gegend verbracht hatte und sie daher in- und auswendig kannte. Folglich verzichtete er auf Technologie, um bei der Suche nach möglichen Gefahren ganz seinen Sinnen vertrauen zu können.

Seitdem sie das Lager verlassen hatten, schien es mit der Kälte schlimmer geworden zu sein, und deshalb hatten sie es auf dem Eis bis jetzt nur mit einigen wenigen gefährlichen Stellen zu tun gehabt... Und doch brach einmal, nur wenige Meter vom westlichen Ufer entfernt, die Eisdecke unter Oskabooses Fuß. Das von den Felswänden der Schlucht zurückgeworfene Echo klang wie ein Gewehrschuss. Die Männer fuhren mit ihrer schweren Ausrüstung herum, und Ricci blickte kurz auf den Abhang, den Kolben seiner Waffe gegen die Schulter gepresst. Aber dann hörte er ein platschendes Geräusch und sah, wie Oskaboos den tropfenden Schneeschuh und das nasse Hosenbein aus einem Loch in der Eisdecke zog.

»Tut mir Leid, Kollegen«, sagte Oskaboos in sein Funkgerät. Das waren seine ersten Worte, seit sie das Eis betreten hatten.

Ricci löste den Klammergriff um den Kolben seiner Waffe. Die restliche Überquerung des Stroms verlief ohne weiteren Zwischenfall.

Später sollten Riccis Erinnerungen an den Aufstieg zu einem eher zufällig zusammengewürfelten Strom von Bildern und Eindrücken verschmelzen.

Er erinnerte sich daran, wie sie am Fuß des Hügels angehalten, ihre Schneeschuhe ausgezogen und sie dann über die Schulter geworfen hatten. Dann waren sie auf den unteren Felssimsen vom ersten Adrenalinstoß erfasst worden - ein Team, das nur noch sein eigenes Vorwärtstommen im Sinn hatte. Er erinnerte sich, wie sein Blick den die Felswand emporklimmenden Oskaboos gesucht hatte,

und dann war er ihm gefolgt und hatte versucht, nicht zu weit zurückzufallen. Das Gefühl des rauen und kalten Felsens an seinem Körper fiel ihm wieder ein, der böige Wind, der ihn erfasst hatte, das Schneegestöber, die unter seinen behandschuhten Fingern zerbrechenden Eiszapfen. Er hatte seine Hände in Spalten gezwängt, sich an nadeligen Lärchenzweigen festgehalten, an kleinen Büschen, die gefährlich aus winzigen Rissen in der Felswand herauswuchsen. Einmal war ein verdutzter Vogel mit einem verdrossenen Kreischen und wildem Flügelschlag aufgefliegen.

Und Ricci erinnerte sich an den Augenblick, als er gehört hatte, wie unter ihm Seybolds Stiefel abrutschte. Nachdem er sich umgewandt hatte, sah er, wie Seybold ins Taumeln geriet und rückwärts von einem Felssims zu stürzen drohte. Sein Stiefel hatte das Eis und kleine Kiesel losgetreten, die in den Abgrund geschleudert wurden. Ricci packte sein Handgelenk und zog ihn nach oben. Dann, nachdem er tief durchgeatmet hatte, kletterte er weiter, immer weiter, den Blick auf Oskaboose gerichtet, von Wind und Schneegestöber geplagt.

Schließlich tauchte der Kamm des Berges über ihm auf. Er zog sich mit beiden Armen hoch, Stück um Stück, und stellte fast überrascht fest, dass er neben Oskaboose stand. Sie halfen Seybold und den anderen, die letzte Schwierigkeit zu überwinden, bis alle gemeinsam vom Berg aus den Earthglow-Gebäudekomplex betrachteten.

Nachdem sie sich eine kurze Pause gestattet hatten, nur zwei oder drei Minuten, um wieder zu Atem zu kommen, begann der Abstieg. Ja, sie kamen voran, aber damit hatten sie ihr Ziel noch lange nicht erreicht.

Noch lag ihre Aufgabe vor ihnen, und sie hatten keinerlei Zeit zu verlieren.

Wie beim Aufstieg bewegten sie sich hintereinander, und auch jetzt hielten sich Vor- und Nachteile des Geländes die Waage.

Weil der westliche Abhang des Berges im Gegensatz zu der gegenüberliegenden Felswand permanent dem Wind

und dem Sturm ausgesetzt war, gab es hier fast keinerlei Vegetation, dafür bröckelnde Granitvorsprünge, und der Stein war zernarbt. Tiefe Furchen erweckten den Eindruck, als wären sie von einem riesigen, bösartigen Gebiss aus dem Fels herausgerissen worden. Für jeden, der nicht mit dieser Landschaft vertraut war, hätte jeder Einzelne dieser Risse eine ernsthafte Gefahr sein können. Aber Oskaboose sah in ihnen Stellen, wo Hände und Füße Halt fanden, und manchmal fand er auch geschützte Nischen, wo seine Kameraden einen Augenblick lang verschnaufen konnten.

Der Nachteil bestand darin, dass verwitterter, poröser Stein als unausweichliche Folge des Naturgesetzes der Schwerkraft nur nach unten stürzen konnte, und deshalb sah sich Oskaboose auf den letzten fünfzehn bis zwanzig Metern des Abstiegs zum Fuß des Berges großen Problemen gegenüber. Zwischen herabgestürzten Felsbrocken und über Geröll, Kiesel und Schnee musste er sich Schritt für Schritt mühsam seinen Weg bahnen. Das wurde dadurch verkompliziert, dass die Route so gewählt werden musste, dass sie für die anderen möglichst wenig beschwerlich war.

Aber für Ricci hatten sich die Mühen ihres Führers gelohnt. Als er am Fuß des Bergs auf das beleuchtete Zifferblatt seiner Uhr blickte, stellte er fest, dass über zwei Stunden vergangen waren, seit sie ihr Camp verlassen hatten. Das war vielleicht länger, als er erwartet hatte, aber dank Pokey Oskaboose hatten sie diese Strecke zurückgelegt, ohne dass sich jemand eine schlimmere Verletzung als einen blauen Fleck zugezogen hatte.

Jetzt lag der Earthglow-Gebäudekomplex in der pechschwarzen Finsternis direkt vor ihnen.

Bei den Übungen für den Ernstfall sollten die Gefahren real erscheinen, und tatsächlich war das auch in einem außergewöhnlichen Ausmaß der Fall gewesen. Aber es gibt Teile des menschlichen Geistes, die nicht freiwillig vor der Illusion kapitulieren, und simuliertes Blutvergießen ist immer etwas anderes als der reale Verlust von Menschenle-



ben, wie täuschend echt das künstliche Blut auch aussehen mag.

Als Ricci, an die Rückwand des Earthglow-Gebäudes gepresst, beobachtete, wie Rosander mit seiner Teleskopsonde um die Ecke spähte, überkam ihn ein intensives Déjà-vu-Erlebnis. Dennoch war er sich der Tatsache bewusst, dass die Cape-Green-Übung nur wenig mehr als eine Theatervorstellung gewesen war, die vor wechselnden Bühnenbildern stattgefunden hatte. Bei solchen Manövern war es an einem Tag Afrika, am nächsten der Balkan, aber es konnte auch Detroit sein, wenn einem danach war. Das Hier und Jetzt ist so, wie es nun einmal ist, dachte er, und daran wird sich auch nie etwas ändern. Diesmal würde keiner seiner Männer wieder aufstehen, um Witze zu reißen, sich zu beschweren oder seine Strafe abzuwarten.

»Ist das Bild auf dem HUD-Display jetzt klarer?«, fragte Rosander. Er fingerte an einem Regler an dem an eine Pistole erinnernden Griff der Sonde herum, um die Infrarot-Helligkeitsstufe einzustellen. »Ich habe den Output maximiert, kriege aber nach ungefähr zehn Metern in dieser Finsternis keine bessere Auflösung hin.«

»Es wird schon reichen.« Das von dem Display in Riccis Visier über sein normales Sichtfeld gelegte Bild zeigte zwei Wachen mit Schutzbrillen, die Parkas und Wollschals trugen und entspannt an der nördlichen Seite des Gebäudes entlang patrouillierten. Sie hatten FN P90-Sturmgewehre geschultert, die mit derselben Munition wie Riccis Five-Seven-Pistole betrieben wurden. Kleine Patronen, große Wirkung. »Den Ton können Sie trotzdem abstellen. Den Unsinn, wie sie irgendwelche Highschool-Mädchen aus der Stadt aufgerissen haben, muss ich mir wirklich nicht anhören.«

Rosander drückte auf einen anderen Knopf, um das Mikrofon abzuschalten.

»Sie müssen schnell und leise ausgeschaltet werden«, sagte Ricci. Die Lautstärke ihrer Kommunikationsverbindung war so eingestellt, dass die anderen Mitglieder des

Teams sein Flüstern in normaler Lautstärke hörten. »Sie dürfen keinen Schuss abgeben können, aber noch besser wär's, wenn wir auch nicht schießen müssten.«

Er suchte in seiner Gürteltasche nach dem Behälter mit dem Betäubungsspray, blickte schnell über die Schulter und gab dann Seybold das Zeichen, ebenfalls nach seiner Spraydose zu greifen. »Auf mein Signal«, sagte er und hob die Faust.

Seybold nickte ihm zu, dann krochen sie zu Rosander hinüber.

Sie warteten. Die Wachtposten schienen es nicht besonders eilig zu haben, ihren Rundgang hinter sich zu bringen. Zwei bewaffnete Kumpel, die gemächlich durch die kanadische Nacht spazierten, wo Temperaturen wie in einer Tiefkühltruhe herrschten.

Nach einer scheinbaren Ewigkeit hatten sie die Ecke des Gebäudes erreicht.

Wie ein Eisenbahnsignal hob sich Riccis Arm.

Seybold bewegte sich im gleichen Moment wie er. Nachdem sie um die Ecke gebogen waren, pressten sie den Männern die Behälter ins Gesicht. Auf diese nahe Entfernung würde die mit Hochdruck versprühte Flüssigkeit sich nicht durch den Wind verteilen, und das durchlässige Gewebe der um ihre Mäuler geschlungenen Schals würde dem Sedativum nichts von seiner sofortigen Wirkung nehmen.

Ohne Schmerz zu empfinden, geräusch- und bewusstlos glitten die Wachtposten zu Boden, und dann wurden auch schon ihre Handgelenke gefesselt, bevor sie in die Dunkelheit am Fuß des Hügels gezerrt wurden. Sie waren für Stunden aus dem Verkehr gezogen.

Ricci wandte sich seinen Männern zu. »In Ordnung. Auf zum Wächterhäuschen am Tor.«

Pokey Oskabooses Teilnahme an der Aktion war nicht nur aus dem Grund ein Segen, weil er sich so gut mit dem Terrain auskannte. Schon im Planungsstadium der Mission hatte er einen wichtigen Tipp über den Transportweg in

dieser Gegend gegeben: Praktisch alles, was hier angeliefert oder in die restliche Welt abtransportiert wurde, musste über Toronto mit dem dreimal wöchentlich verkehrenden Zug befördert werden. Mit einem einzigen Zug, der montags, mittwochs und freitags fuhr. Wie andere Außenposten, die viele Meilen weit von der nächsten Eisenbahnstation entfernt lagen, musste auch Earthglow sie mit dem Lastwagen über den Trans Canadian Highway erreichen. Es gab keine andere Möglichkeit.

Natürlich hatte Oskaboose nichts über die speziellen Termine gewusst, wann bei Earthglow etwas an- oder ausgeliefert wurde, aber das war auch nicht notwendig gewesen. Dies war das Ende der Welt, die letzte Haltestelle für den Zivilisationsexpress. Wenn ihre Attacke in der langen, dunklen Zeitspanne zwischen Donnerstag und Freitag stattfand - etwa um zwei, drei oder vier Uhr morgens -, konnte man davon ausgehen, dass das Tor nur von einem kleinen Team bewacht wurde. Außerdem stand zu erwarten, dass die Wachtposten beim Antritt ihrer Schicht glaubten, nur wenig mehr tun zu müssen, als Kaffee zu trinken und in der Nase zu bohren. Nicht für eine Million Dollar würde irgendein Fahrer versuchen, seinen Wagen um diese Uhrzeit über eine der vereisten, kurvenreichen Straßen zu steuern, besonders nicht über die abseits des Highways, wo es keine markierten Fahrspuren gab und man raten musste, ob man in Gefahr schwebte, von entgegenkommenden Fahrzeugen gerammt zu werden.

Na ja, für eine Million Dollar vielleicht schon, hatte Oskaboose später gedacht. Aber soweit er wusste, war niemandem dieser Betrag je angeboten worden.

Jetzt war es ein paar Minuten vor drei Uhr morgens, und Ricci dachte darüber nach, dass Oskabooses Tipp ein Vermögen wert gewesen war.

Das Wächterhäuschen war extrem unauffällig - eine beleuchtete, beheizbare Stahlkammer für eine Hand voll Leute, die man mit dem Kran hätte anheben und vor dem Eingang jedes anderen kommerziell genutzten Gebäudes wieder abstellen können: vor einer Fabrik für Kolbenfüll-

derhalter oder Keilriemen, für Mineralwasserflaschen oder Reißverschlüsse von Damenröcken. Nur mit Mühe konnte Ricci sich vorstellen, dass das Wächterhäuschen vor einer Brutstätte für einen zuvor völlig unbekannten Killervirus stand. Manchmal fiel es schwer, sich daran zu erinnern, dass einem das Böse in so langweiliger und alltäglicher Gestalt begegnen konnte. Der Teufel als der Nachbar von nebenan.

Während er sich mit seinen Männern im Schlepptau etwa dreißig Meter von dem Wächterhäuschen entfernt an die nördliche Wand des Earthglow-Gebäudes presste, sah Ricci durch die Fensterscheibe, dass drei Männer in dem Raum saßen, zwei davon an einem Kontrollboard vor Videomonitoren. Offensichtlich schenkte keiner von ihnen den Bildschirmen Beachtung. Ein dritter Mann war mit ausgestreckten Beinen, verschränkten Armen und auf die Brust hinabgesunkenem Kopf auf seinem Stuhl hinter einem Schreibtisch eingenickt.

Einen Augenblick lang überlegte Ricci. Die Tür des Häuschens, deren Rahmen mit einem Lesegerät für eine Magnetkarte versehen war, befand sich auf seiner Seite. Sie war automatisch verschlossen, wenn man sie zuzog, aber andererseits waren diese Fertigbauhäuschen auch nicht dafür geschaffen, dort die Kronjuwelen aufzubewahren. Ricci war sicher, dass ein kräftiger Tritt reichen würde.

Er rief vier Männer zu sich - Grillo, Barnes, Carlysle und Newell. Die anderen würden an Ort und Stelle warten. Diese Aktion musste perfekt koordiniert sein, und er wollte, dass erfahrene Männer mit von der Partie waren.

Für seine Anweisungen brauchte er nur ein paar Sekunden - schnell und leise musste alles vor sich gehen. Die an anderen Stellen der Peripherie des Grundstücks stationierten Posten durften nichts mitkriegen.

Ricci schlich in gebückter Körperhaltung voran, seine Männer hinter sich. Alle hielten sich dicht an der Mauer des Hauptgebäudes. Am Ende der Wand bedeutete Ricci den anderen, dass sie stehen bleiben sollten. Zwischen ihnen und dem Wächterhäuschen lagen etwa zehn Meter offenes, aber dunkles Gelände. Wenn sie sich duckten, wür-

de es keine Probleme geben. Nachdem er das Signal gegeben hatte, rannten sie los.

Schon kauerte Ricci unter dem Fenster, für die Wachtposten unsichtbar. Sein Puls raste, und die Epinephrine, die jetzt durch seinen Körper schossen, hinterließen einen Geschmack in seinem Mund, als hätte er auf eine Pille für Allergiker gebissen. Er wartete auf seine Männer, die hastig ihre Positionen einnahmen. Grillo und Barnes standen mit ihren VVRS-Gewehren rechts neben der Tür, Newell wartete direkt hinter Ricci auf der linken Seite. Gegenüber dem Eingang kauerte in der Dunkelheit Carlysle, der die Tür eintreten sollte.

Ricci hatte eine Hand mit drei ausgestreckten Fingern gehoben, mit der anderen zog er seinen ausziehbaren ASP-Schlagstock aus der Scheide am Gürtel. Dann begann er zu zählen, mit der Stimme und den Fingern. Er zog einen Finger ein.

»... zwei, drei!«

Blitzschnell sprang Carlysle auf. Mit zwei Riesenschritten war er an der Tür, und sein Stiefel traf unterhalb der Klinke dagegen. Krachend flog die Tür nach innen auf.

Ricci stürmte in das Wächterhäuschen, den Schaumstoffgriff seines Schlagstocks umklammernd. Dann drückte er mit dem Daumen auf den Knopf, und die röhrenförmigen Stahlsegmente schossen aus dem Griff. Die beiden Wachtposten vor den Monitoren wirbelten herum, verdutzt und mit vor Erstaunen aufgerissenem Mund. Aus dem Augenwinkel sah Ricci seine Männer in den Raum stürmen, dann fiel sein Blick auf die Sturmgewehre an den Stuhllehnen: eine P-90 für den linken Mann, eine Heckler & Koch für den rechts sitzenden.

Der Letztere schaltete schneller als sein Kollege und griff nach seiner Waffe, aber Riccis Schlagstock traf sein Handgelenk. Mit einer flüssigen Bewegung ließ er den Schlagstock den Unterarm hinaufgleiten, packte ihn dann an beiden Enden und drückte zu. Die Elle zerbrach wie morsches Holz. Schreiend wirbelte der Mann herum, aber schon wurde er erneut von Riccis Schlagstock getroffen,

diesmal am Hals, direkt unter dem Ohr. Der Wachtposten gab ein gurgelndes Geräusch von sich, wie Wasser, das durch eine teilweise verstopfte Leitung sickert. Er ging zu Boden und lag reglos da, mit einem an zwei Stellen unnatürlich gekrümmten Arm.

Jetzt wirbelte Ricci mit dem Schlagstock in der Hand zu dem anderen Mann herum, aber der hatte bereits die Hände gehoben. Grillo und Barnes hatten ihn entwaffnet und pressten ihm ihre Schusswaffen in die Rippen. Unterdessen zielten Carlisle und Newell auf den Wachtposten, der im Schlaf überrascht worden war.

Ricci stand zwischen den ersten beiden Männern, blickte von einem zum anderen und zeigte dann auf die Regler vor den Monitoren. »Wer von euch lässt uns durch den Lieferanteneingang herein?«, fragte er.

Die Männer schwiegen.

Ricci wandte sich dem Linken zu, winkte Grillo und Barnes zur Seite und schlug dem Mann mit dem Schlagstock ins Gesicht. Blut strömte aus der gebrochenen Nase des Wachtpostens, und er krachte rückwärts zu Boden.

Jetzt wirbelte Ricci zu dem anderen Wächter herum, der ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte. Er packte ihn am Hemd und zog ihn auf die Beine. »Dann müssen Sie das wohl erledigen.«

»Hören Sie uns noch, Thibodeau?«, fragte Ricci über die Kommunikationsverbindung.

»Alles in Ordnung«, antwortete Thibodeau aus dem Camp auf dem Hügel.

»Und wie sieht's mit Ihnen aus, Pokey? Alles unter Kontrolle?«

»Ja«, antwortete Oskaboose, der sich mittlerweile in dem Wächterhäuschen befand. »Trotzdem ist das hier ein ziemliches Chaos.«

»Beim nächsten Mal werde ich versuchen, alles ordentlicher zurückzulassen. Die beiden Wachtposten müssten noch für eine Weile aus dem Verkehr gezogen sein. Wenn einer von ihnen zu schreien beginnt, verabreichen Sie ihm

noch eine Dosis von unserem Betäubungsspray. Das wird ihn wieder einschläfern.«

»Verstanden.«

»Sie und Harpswell kümmern sich um den dritten Mann. Wenn sich irgendjemand von der Firma über Funk meldet oder zu dem Häuschen kommt, muss er antworten oder den Besuch in Empfang nehmen. Sorgen Sie dafür, dass er in beiden Fällen lächelt. Außerdem sollte er nicht vergessen, was mit ihm passiert, wenn er die falsche Antwort gibt.«

»Alles klar.«

Um seine Gedanken zu ordnen, schieg Ricci einen Augenblick. »Doktor?«, fragte er dann.

»Ja«, antwortete Dr. Eric Oh, der sich zusammen mit Nimec und Megan im UpLink-Hauptquartier in San José aufhielt. »Vor ein oder zwei Minuten hat man mich in die Audio-Video-Kommunikationsverbindung mit einbezogen.«

»Okay. Kommt das Signal klar und deutlich rüber?«

»Das Bild ist etwas unscharf, aber sie arbeiten daran«, antwortete der Arzt. »An welcher Stelle des Gebäudes befinden Sie sich? Sieht wie eine Küche aus.«

Ricci blickte sich um - vor seinem rechten Auge befand sich das ins Visier seines Helms eingelassene Video-Kameraauge. Nachdem er mit seinen Männern - von Oskaboose und Harpswell abgesehen - durch den Lieferanteneingang in des Earthglow-Gebäude eingedrungen war, gingen sie - auf der Suche nach dem Weg des geringsten Widerstandes in das Zentrum des Bauwerks - durch ein paar schwach beleuchtete und verwaiste Korridore. Die erste nicht verschlossene Tür führte sie in diesen Raum, der tatsächlich eine große Küche war. Offensichtlich wurde hier für die Belegschaft gekocht. Es gab schwere, professionelle Haushaltsgeräte, begehbare Kühlräume, Wasserbecken und an der Decke Stahlhaken, an denen Lebensmittel herabbaumelten. Auf Regalen wurden Gewürze, Kaffee und andere Vorräte aufbewahrt.

Aus einem unerklärlichen Grund erinnerte sich Ricci plötzlich an die Variante des Tischgebets, die sein Vater

bevorzugt hatte: *Gute Freunde, eine gute Mahlzeit, ein guter Gott - lasst uns essen.* Es war Jahre her, dass dieser kleine Erinnerungsfetzen zum letzten Mal aus den Tiefen seines Gedächtnisses aufgestiegen war.

»Ja, es ist eine Küche, Doktor. Gucken Sie genau hin, wir gehen jetzt weiter.«

Ricci ging mit seinen Männern auf eine hohe Schwingtür am hinteren Ende des Raums zu, wobei sie durch einen Gang zwischen einer langen Theke und einer Reihe von Öfen, Grills und Herden schritten.

Ein flüchtiger Blick durch das in Augenhöhe in die Tür eingelassene Sichtfenster enthüllte, dass sich dahinter eine verdunkelte Kantine befand. Ricci sah Tische, Stühle, Getränkeautomaten und Anrichten mit Servietten, Gewürzen und Besteck.

Alles ganz alltäglich und unauffällig, wie in der Cafeteria einer Highschool.

Nachdem er mit seinen Männern im Schlepptau durch die Tür getreten war, sah er zu seiner Linken den Eingang für die Mitarbeiter - eine Schwingtür mit zwei Flügeln.

Als er an dieser Tür erneut stehen geblieben war, öffnete er mit seinen behandschuhten Fingern einen der Flügel einen Spalt weit. Dann steckte er langsam den Kopf durch die Öffnung.

Ein Flur, zu beiden Seiten von Türen mit Namensschildern gesäumt - Büroräume. An einem Ende des Korridors sah er etwas, das seinen Puls beschleunigte und ihm die Nackenhaare zu Berge stehen ließ.

An der Wand waren übereinander zwei Schilder angebracht - auf dem unteren sah er einen Pfeil, der auf einen kreuzenden Flur wies, auf dem oberen das dreiflügelige Symbol für Biogefährdung.

Rasch eilte Ricci mit seinen Männern den verdunkelten Korridor hinab, dann bogen sie in die Richtung des Pfeils ab, während die dicken Betonwände das dumpfe, verschwommene Geräusch ihrer Schritte zurückwarfen. An der Stelle, wo der Gang auf den nächsten Korridor



traf, befand sich wiederum eine doppelflügelige Schwingtür, durch deren Sichtfenster man in regelmäßigen Abständen an der Decke angebrachte Neonleuchten glühen sah.

Ricci befahl seinen Männern, sich an den Wänden zu verteilen, ging dann zu der Schwingtür und spähte vorsichtig durch das Sichtfenster. Der von milchigem Licht erhellte Gang dahinter schien menschenleer zu sein. Er zwängte sich behutsam ein Stück weit durch die Tür.

Die Türen, die hier zu beiden Seiten den Flur säumten, waren nicht mehr von der Art, wie man sie in einem normalen Bürogebäude erwartete: Es waren kugelsicher Stahltüren, von denen die meisten mit Lesegeräten für Magnetkarten und kleinen Tastaturen für die Eingabe eines Codes versehen waren.

Nachdem er den anderen ein Zeichen gegeben hatte, ihm zu folgen, trat Ricci in den Flur. »Sagen Sie Bescheid, wenn Sie irgendeine Idee haben, Doktor«, sagte er in das Mikrofon in seinem Helm.

»Ich vermute, dass die Richtung stimmt. In der Regel sind die Gebäude von Biotechnologie-Unternehmen genauso konzipiert wie die anderer kommerzieller oder industrieller Einrichtungen. Das hängt von den Produktionsphasen ab ...«

»Weil man den für das Schaufenster eines Autosalons bereiten Wagen nicht am gleichen Ort lagert wie die Einzelteile.«

»Genau.«

»Okay, was können Sie mir sonst noch erzählen?«

»Die beste Lösung wäre, wenn wir gegen den Virus wirksame Inhibitoren finden würden, chemische Blocker, die verhindern, dass sich die Bindeproteine an Gordians Zellrezeptoren ankoppeln. Wenn das nicht klappt, müssen wir uns Zugang zu Earthglows digitalisierter Genbank verschaffen, um an die Daten heranzukommen, die uns darüber informieren, wie der Virus seine Isoformen synthetisiert ...«

»Kein Fachchinesisch, Doktor«, unterbrach Ricci leicht ungeduldig.

»Das sind die Proteine oder Peptide, die durch RNA-Splitting entstehen«, erklärte der Wissenschaftler. »Wenn wir an diese verschlüsselten Daten herankommen, können wir mittels dieser Informationen selbst Inhibitoren entwickeln und dem Virus Einhalt gebieten. Aber das würde eine Weile dauern, und wegen Gordians Gesundheitszustand bleibt uns keine Zeit... Warten Sie, gehen Sie langsamer. Ich möchte einen Blick auf das Schild zu Ihrer Rechten werfen.«

Ricci richtete die in seinem Helm verborgene Kamera auf das Schild.

»Danke, das ist für uns uninteressant«, sagte Eric. »Zurück zu meiner Erklärung. Die Inhibitoren müssten ein Endprodukt sein, genauso in Mikrokapseln eingeschlossen wie die Trigger, die den Virus aus dem Schlummerzustand aufwecken. Und wahrscheinlich werden diese Inhibitoren auch in dem gleichen Bereich des Gebäudes aufbewahrt. Die Lagerung dürfte eigentlich nicht kompliziert sein, weil die Mikrokapseln bestimmt so entwickelt worden sind, dass sie bei Raumtemperatur in einem Regal in einer trockenen, sauberen Umgebung lange haltbar sind.«

Ricci eilte den Gang hinab. »Worauf soll ich besonders achten?«

»Auf Schilder, die auf die Mikroverkapselung hindeuten. In den Bereichen, wo die Inhibitoren oder Viren in Mikrokapseln eingeschlossen werden, benötigt man ein paar große Tanks oder Kammern, die in der Regel aus acrylsau-rem, rostfreiem Stahl bestehen, dazu Pumpsysteme, Leitungen, Gebläse etc. Außerdem muss es eine Quelle für Druckluft geben. Kontrollregler für die Computer. Die verwendeten Materialien ...«

Plötzlich brach der Wissenschaftler mitten im Satz ab. Auf seinem Tausende von Meilen entfernten Monitor sah er, was Ricci gerade vor sich an einer Kreuzung zweier Flure erblickt hatte. Sein Herz begann zu rasen.

Auf Anhieb erkannte Ricci, dass diese Männer besser ausgerüstet waren als die am Rande des Grundstück stationierten Wachtposten.

Gerade in dem Moment, als er sich der Ecke genähert hatte und Rosander mit seiner Teleskopsonde herbeiwinken wollte, waren die drei Männer aufgetaucht. Sie trugen hellgraue Uniformen und Maschinenpistolen über der Schulter. Er begriff sofort, dass dies Leute waren, die ihr Handwerk verstanden.

Bevor eines der beiden Teams reagieren konnte, standen sie sich schon in dem Korridor gegenüber, nur durch vier oder fünf Meter getrennt, ohne jede Möglichkeit, in Deckung zu gehen ... Und ohne jede andere Wahl, als den Kampf aufzunehmen.

Blitzschnell hob Ricci seine Waffe, deren MEMS-Regler auf >tödlich< eingestellt war. Nur ein winziger Augenblick blieb ihm, um sich erneut an das Cape-Green-Manöver zu erinnern, und zwar mit dem seltsamen Gefühl, dass sich die Situationen glichen.

Der Gedanke hatte sich noch nicht ganz aus seinem Kopf verflüchtigt, als er bereits das Feuer eröffnete, womit er seinen Männern den Befehl gab, auszuschwärmen und gleichfalls zu schießen.

Der Mann von der Security, auf den Ricci gezielt hatte, hatte seinen Finger nur ein bisschen später am Abzug gehabt. Jetzt brach er mit blutverschmierter Uniformjacke zusammen, und die Waffe fiel ihm aus den Händen.

Ricci sah, wie ein zweiter Wachtposten mit seiner Maschinenpistole auf einen der Männer hinter ihm zielte. Sofort drehte er seine Waffe herum, um eine Salve von fünf Schüssen abzugeben, aber diesmal schaffte es der Gegner, das Feuer zu erwidern, bevor er rückwärts zu Boden fiel. Und selbst dann brachte er es noch fertig, einen Kugelhaapel durch den Korridor zu jagen. Hinter sich hörte Ricci jemanden vor Schmerzen aufstöhnen, aber er drehte sich nicht um. Er wollte dem Hurensohn auf dem Boden den Gnadenschuss geben.

Während er mit dem nach unten gerichteten VVRS-Gewehr feuerte, schoss auch ein weiteres Mitglied seiner Eingreiftruppe. Aus dem Bauch des Manns strömte Blut, und als er sich umdrehte, sahen sie die roten Flecken auf sei-

nem Rücken, wo die Kugeln wieder ausgetreten waren. Nachdem er noch kurz gezuckt hatte, lag er leblos da.

Zu seiner Linken und hinter ihm wurden weitere Schüsse abgegeben, und Ricci sah, wie der dritte Wachtposten einen Moment taumelte und dann kollabierte.

*Okay, dachte er. Okay, das waren alle.*

Als er sich umdrehte sah er, wer von seinen Männern getroffen worden war - Grillo. Er lag auf dem Rücken, und aus seiner Kehle strömte Blut. Vor ihm knieten Simmons und Beatty, die ihm den Helm abnahmen und den Kragen seiner Jacke aufknöpften, aber er bewegte sich nicht. Seine geöffneten Augen hatten diesen Ricci vertrauten Blick, der sich im Angesicht des Todes einstellte.

Ricci eilte zu ihm, kauerte sich nieder und fühlte am Hals seinen Puls. Über seine Handschuhe floss Grillos Blut.

Als er zu seinen Männern aufblickte, bemühte er sich zu überspielen, wie sehr ihn der Tod Grillos mitnahm. »Wir können nichts mehr für ihn tun und müssen möglichst schnell aus diesem verdammten Flur verschwinden.«

Weil Kuhl nur einen extrem leichten Schlaf hatte, nahm er den Anruf schon während des ersten Klingeins entgegen. »Was gibt's?«, fragte er.

Er lauschte dem Bericht des Mannes von der Security und schlug dann die Decke zurück. »Wo?«

Wieder lauschte er.

»Schicken Sie Verstärkung in diesen Bereich.« Dann beschloss er, dass es am besten wäre, DeVane zu benachrichtigen. »Ich komme sofort.«

»Doc, melden Sie sich!«, brüllte Ricci in sein Mikrofon. Sein Team entfernte sich rennend vom Ort des Schusswechsels.

Keine Reaktion.

»Nun kommen Sie schon ...«

»Tom, ich bin's, Pete.«

»Wo zum Teufel steckt der Doktor? Wir rennen hier aufs Geratewohl in der Gegend herum.«

»Ich weiß. Eric hat alles gesehen. Die Schießerei und

was Grillo zugestoßen ist. Das hat ihn ganz schön mitgenommen.«

»Dann sorg dafür, dass er sich wieder zusammenreißt ...«

»Um Himmels willen, Tom, wir kennen Ihre Lage«, schaltete sich Megan mit angespannt klingender Stimme ein. »Geben Sie ihm eine halbe Sekunde Zeit...«

»Alles in Ordnung«, meldete sich Eric wieder zu Wort. »Tut mir Leid, ich war nur ...«

»Später«, sagte Ricci. »Wir kommen jetzt zu einem weiteren Korridor. Da gibt's ein paar Schilder. Können Sie sie erkennen?«

»Nein, Sie bewegen sich zu schnell. Das Bild ist verwischt und verwackelt.«

»Ich bleibe stehen, damit Sie einen Blick darauf werfen können. Aber viel Zeit haben wir nicht. Ich weiß nicht, ob irgendjemand die Schüsse gehört hat.«

»Verstehe.«

Nachdem Ricci das Zeichen zum Anhalten gegeben hatte, wandte er seinen Kopf den Schildern zu, damit die Digitalkamera in seinem Helm die Bilder übermitteln konnte. »Sehen Sie sie jetzt deutlich?«

»Ja ... warten Sie einen Augenblick. Das Schild zu Ihrer Linken. Nein, das darüber ... Okay, genau ...«

»Doktor?«, drängte Ricci.

»Das ist es«, antwortete Eric. »Das Schild weist auf den Mikroverkapselungsprozess mit Gelatine hin ...

Ricci blickte nach links, wo etwa einen Meter hinter der Kreuzung der Flure eine Stahltür den Weg versperrte, die aber nicht mit einem Lesegerät für eine Magnetkarte, sondern mit einem biometrischen Scanner für die Linien einer Hand ausgerüstet war. Die Sicherheitsmaßnahmen wurden aufwendiger, und das war an sich schon ein Anzeichen dafür, dass sie ihrem Ziel nahe waren. Zwar hatte er mit dem biometrischen Scanner gerechnet und sich darauf vorbereitet, ihn zu überlisten, aber so etwas brauchte Zeit, und jetzt war Tempo wichtiger als jede Tüftelei.

Er drehte sich zu seinen Männern um. »Hier macht's

keinen Sinn mehr, sich auf leisen Sohlen zu bewegen«, sagte er. »Wir sprengen uns den Weg frei.«

Johan Stuzinski war Spezialist auf dem Gebiet der Bioinformatik, der Verwendung statistischer und computeranalytischer Methoden, mit denen - einzig auf der Grundlage von DNA-Daten - die Funktion von in genetischem Material eingeschlossenen Proteinen vorhergesagt werden konnte. Die Anwendung dieser Methoden bei der Erforschung des menschlichen Genoms beinhaltete die Identifikation von Proteinen in Chromosomen, die für Erbkrankheiten und erblich bedingte Veranlagungen für Krankheiten verantwortlich waren, welche durch Umwelteinflüsse, Ernährungsgewohnheiten oder andere äußere Faktoren ausgelöst werden konnten.

Die Erfolge dieser Forschungsdisziplin versprachen, die moderne Medizin zu revolutionieren, weil sie den Wissenschaftlern bei der Entwicklung von Medikamenten und Therapien zugute kamen. Dabei wurden die für die Krankheiten verantwortlichen Proteine ins Visier genommen, attackiert und auf der zellulären - tatsächlich sogar molekularen - Ebene eliminiert. Ob Krebs, Diabetes, Herzgefäßerkrankungen, Muskeldystrophie, Alzheimer, Aids oder zahllose andere Krankheiten, die die Menschheit seit Urzeiten plagten - wenn hier in den nächsten Jahrzehnten Heilmittel oder sehr gute Therapien entwickelt wurden, dann war das nur der Anwendung der Resultate der Genomforschung zu verdanken.

Weil Johan Stuzinski der mit Abstand beste Wissenschaftler auf diesem Forschungsgebiet war, hätte er seinen Sachverstand Hunderten von medizinischen Forschungseinrichtungen oder Pharmaunternehmen zur Verfügung stellen können, die an der Verbesserung der menschlichen Gesundheit im einundzwanzigsten Jahrhundert und darüber hinaus arbeiteten. Im Januar des Jahres 2000 war Stuzinski eine hoch dotierte und darüber hinaus mit Zusatzleistungen versehene Stelle bei Sobel Genetics angeboten worden, einem der führenden Unternehmen auf dem Ge-

biet der Entwicklung von Therapien, die auf Genomforschung basierten. Fast hätte er die Offerte angenommen. Aber zur selben Zeit hatte Stuzinski auch ein Angebot von Earthglow erhalten, einer kanadischen Firma, deren Ziele, wie er glaubte, obskur und sogar ein bisschen illegal waren. Aber der Personalchef von Earthglow hatte ihm mit subtilen Andeutungen zusätzliche Einkünfte versprochen, die er nicht versteuern müsse.

Nach einigem Nachdenken hatte er schließlich Sobel Genetics Angebot abgelehnt. Er trennte sich von seinen moralischen Scheuklappen, als er die Koffer für den Aufbruch nach Ontario packte. Dort beschäftigte er sich ausschließlich mit seinem persönlichen Anteil an der Arbeit, die in dieser Einrichtung geleistet wurde, und nur ganz selten gestattete er es sich, über mögliche Anwendungen seiner Forschungen nachzugrübeln. Niemals jedoch hinterfragte er die Anwesenheit von ziemlich bedrohlich wirkendem, bewaffnetem Security-Personal, das in gewissen Bereichen des Gebäudes seine Runden drehte.

In dieser Hinsicht glich Stuzinski Hunderten von anderen hochkarätigen Professionals, die ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten in den Dienst von Earthglow stellten. Und noch in einer zweiten Hinsicht ähnelte er diesen Kollegen: Als er in den frühen Morgenstunden dieses Donnerstags in seiner Wohnung in dem für die Unterbringung der Mitarbeiter reservierten Teil des Gebäudekomplexes rasche Schritte und dumpfe Geräusche hörte, die man für Schüsse halten konnte, außerdem etwas, das eine kleine Explosion gewesen sein mochte, stand der aus dem Schlaf gerissene Sturzinski nur kurz auf, um sich zu vergewissern, dass seine Tür abgeschlossen war. Dann wartete er etwas nervös an Ort und Stelle ab.

Johan Stuzinski stellte sich auf den Standpunkt, dass ihn all das, was da draußen passierte, nichts anging, so lange er nicht selbst bedroht wurde.

»Sechs Leute bleiben hier und bewachen den Eingang«, befahl Ricci, während er nacheinander auf Barnes, Sey-

bold, Beatty, Carlyle, Perry und Newell zeigte. »Passen Sie gut auf sich auf. Die Explosion muss überall Alarm ausgelöst haben, und wir wissen nicht, wie viele Männer hierher unterwegs sind.«

Alle nickten zustimmend. Sie standen in der Nähe der Überbleibsel der Stahltür in dem Rauch und Nebel, den die Detonation ihrer Sprengstoffladung hinterlassen hatte.

Einen Augenblick lang studierte Ricci die Gesichter seiner Männer. Dann wandte er sich den anderen vier Mitgliedern seines Teams zu. »Okay, auf geht's«, sagte er und führte sie durch den zerstörten Eingang.

Im Hauptquartier der Earthglow-Security studierte Kuhl die flackernden Lichter auf dem Monitor, der den architektonischen Aufbau des Gebäudes zeigte. Der Ort der Explosion bestätigte seine Vermutungen über das Ziel der Eindringlinge, und der Rückschluss von ihrem Ziel auf ihre Identität war nur allzu nahe liegend.

Er blickte von dem Bildschirm auf und sah seinen Stellvertreter an. »Verfolgen Sie von hier aus die Entwicklungen an der Stelle der Explosion.« Er dachte über eine Alternative nach, wie er den betroffenen Bereich untersuchen konnte. »Ich werde Kontakt zu Ihnen halten.«

Ohne das zustimmende Nicken seines Stellvertreters abzuwarten, verließ den Raum.

Als er den Korridor hinabblickte, begriff Seybold, dass er nicht nur etwas gegen die zahlenmäßige Überlegenheit der Gegner ausgerichtet hatte, sondern dass sich die Dinge in dramatischer Weise zugunsten seines Teams geändert hatten.

Das erfüllte ihn zwar mit einiger Erleichterung, weil er für einen solchen Fall ausgebildet worden und darauf vorbereitet gewesen war. Aber er war immer noch ein Mensch, und Waffengewalt machte ihn krank.

Fünf oder sechs der gegnerischen Security-Leute lagen grotesk verrenkt am Boden, blutbesudelt wie der Fußballen um sie herum. Einige schrien vor Schmerzen. Ein wei-



terer Wachtposten klebte an der Wand wie ein Insekt an einem Fliegenstreifen. Seine Wange war zerfetzt, weil er sich in blinder Panik loszureißen versucht hatte. Ein anderer kniete auf dem Boden und starrte benommen auf das Loch in seinem Unterleib, das so groß wie ein Baseball war.

Nur ein kurzer Augenblick blieb Seybold, um den Schaden zu registrieren, den er angerichtet hatte. Hinter den am Boden liegenden Körpern näherten sich weitere Wachtposten, die aus allen Rohren feuerten. Und sein Job war es, ihnen Einhalt zu gebieten.

Er atmete tief durch, schulterte seine Benelli, griff nach dem kleineren Modell des VVRS-Gewehrs und feuerte eine Salve ab. Zu seiner Linken und seiner Rechten kauerten an den Wänden neben der explodierten Stahltür seine Kameraden, die gleichfalls das Feuer eröffnet hatten.

Weitere Wachtposten gingen zu Boden, aber dann stürmte einer los, wutentbrannt aus vollem Hals schreiend, mit knatternder Waffe. Dicht neben Seybold stöhnte Beaty auf. Er wurde gegen die Wand geschleudert und hinterließ eine Blutspur, als er an ihr zu Boden sank. Dann löste sich ein weiterer Kugelhagel aus einem der VVRS-Gewehre. Noch ein Mann wirbelt herum und fiel tot zu Boden. Weil er mit beiden Händen seine Brust umklammerte, war ihm die Waffe aus den Fingern geglitten.

Jetzt blieben noch zwei übrig. Weil er keine leicht zu treffende Zielscheibe abgeben wollte, ließ sich einer von ihnen auf den Bauch fallen. Er kroch über den vom Blut seiner Kumpane verschmierten Fußboden, um kurz darauf das Dauerfeuer zu eröffnen. Carlysle und Newell richteten ihre Waffen auf ihn und gaben gleichzeitig eine kurze Salve ab. Jetzt zahlte sich ihre Erfahrung aus und dass sie schon lange Partner waren. Der Mann von der Security zuckte noch einmal und blieb dann leblos liegen.

Mittlerweile war nur noch ein Wachtposten übrig, aber der war nicht bereit, freiwillig Selbstmord zu begehen. Er wandte sich um und rannte mit blutverschmierter Uniform den Flur hinab. Unklar blieb, ob es sein eigenes Blut oder dass seiner Kollegen war.

»Sollen wir ihn laufen lassen?«, fragte Carlysle.

Seybold blickte ihn an. Wegen des lauten Pochens des Pulses in seinen Ohren schien die Frage aus weiter Entfernung zu kommen. »Er ist unwichtig.« Seybold eilte zu Beatty, der auf dem Boden saß, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Barnes und Newell waren bereits bei ihm und zogen ihre Erste-Hilfe-Utensilien aus ihren Rucksäcken. Perry hatte das Visier seines Helms hochgeschoben.

»Wie schlimm ist es?«, fragte Seybold, der seinen Blick von Beattys blutverschmierter Schulter zu seinem Gesicht hochgleiten ließ.

»Sieht so aus, als hätte eine Kugel meinen Arm durchbohrt, aber es wird schon wieder werden«, erwiderte Beatty. Er benetzte seine Lippen. »Gefällt mir trotzdem ganz und gar nicht.«

Seybold atmete tief durch und nickte dann. »Wir werden dich schon wieder zusammenflicken.«

»Warten Sie«, sagte Dr. Eric Oh. »Die da. Nein, das ist die falsche CD. Zwei weiter oben. Okay, da haben wir sie.«

Ricci zog den Kasten mit der CD aus dem Regal und drehte ihn dann um, damit die Digitalkamera in seinem Helm das beschriftete Etikett erfasste.

Am anderen Ende herrschte Schweigen.

»Doktor ...«

»Sie müssen die CD in Ihren tragbaren Computer schieben und mir die Daten überspielen, damit ich einen Blick darauf werfen kann«, sagte Eric.

Ricci biss sich auf die Unterlippe. Irgendwo aus der Richtung der gesprengten Stahltür hörte er Schüsse.

Er griff nach dem Minicomputer an seinem Gürtel, öffnete das CD-Fach und legte die Silberscheibe ein. Dann wählte er die vorprogrammierte UpLink-Intranet-Verbindung und sandte die Daten der CD drahtlos als E-Mail-Anhang.

Die Sekunden verstrichen schmerzhaft langsam.

»Nun?«

»Die Daten kommen gerade. Ich werde sie online überprüfen, geben Sie mir einen Augenblick Zeit...«

Riccis Herz pochte. »Und?«

»Mein Gott«, sagte Eric. »O mein Gott, Ricci, das ist unglaublich.«

Für den Fall, dass der Feind neben der Tür des Aufzugs wartete, hielt Kuhl seine SIG-Sauer-P220 in der Hand, als er mit dem Lift aus dem Biofarm-Untergeschoss nach oben fuhr. Durch die unterirdischen Gänge hatte er den zerstörten Sicherheitseingang am Hauptkorridor umgehen können. Wenn sich die Kabine des Aufzugs öffnete, würde er sich in dem Bereich für die Produktion der Mikro kapseln befinden, ein paar Biegungen des Flurs von dem Raum entfernt, der mit Sicherheit das Ziel der Eindringlinge war.

Er wusste nicht, wie viele Männer es waren oder wie weit sie bereits vorgedrungen waren. Wenn sie an der Erfüllung ihrer Mission gehindert werden konnten, würde er das tun. Aber sein Überleben hatte schon immer davon abgehangen, dass er auf alle Eventualitäten vorbereitet war.

Der Lift hielt an.

Draußen hatten Simmons und Rosander, ihre VVRS-Gewehre im Anschlag, das leise Geräusch gehört, mit dem sich die Kabine des Aufzugs näherte.

Noch bevor sich die Türen des Lift ganz geöffnet hatte, hatte Kuhl einen Blick auf Riccis Männer erhascht. Dies mochte vielleicht nur ein kleiner Vorteil sein, aber er war ein gnadenloser, auf seine Art einzigartiger Killer.

Simmons befand sich links neben dem Aufzug, und als er sich gerade darauf vorbereitete, dessen Insassen zu warnen, lief Kuhl schon auf ihn zu. Geschickt schlüpfte er unter den Arm mit Simmons Waffe und presste ihm die Mündung seiner Pistole in die Seite, zwischen der vierten Rippe und dem Unterarm. Er wusste, dass es dort wegen der Riemen der kugelsicheren Weste eine ungeschützte Stelle gab. Kuhls Waffe war mit mit Teflon beschichteten A5ACP-Patronen geladen. Drei gedämpfte Geräusche, drei Kugeln,

die sich durch die Winterkleidung bohrten. Simmons glitt zu Boden.

Da Kuhl sich dicht gegen Simmons Körper gepresst hatte, hatte Rosander nicht mit der Waffe reagieren können, weil er befürchten musste, seinen Kameraden zu treffen. Aber jetzt, wo Simmons zusammenbrach, lagen die Dinge anders.

Und fast wäre er auch schnell genug gewesen.

Auf dem Fußballen wirbelte Kuhl zu Rosander herum. Er kam auf ihn zu, packte sein Handgelenk - das des Arms mit der Waffe - und verdrehte es. Zugleich rammte er Rosander den Unterarm unter das Kinn, um seine Luftröhre zu zerschmettern.

Rosanders Augäpfel traten in die Höhlen zurück, während er gegen die Wand krachte und dann fiel.

Kuhl bückte sich gerade, um ihm das VVRS-Gewehr zu entwinden, als er hinter sich Geräusche hörte. Erneut wandte er sich nach links, in die Richtung des Laboratoriums, wo sich die Formeln für die Inhibitoren befanden. Wegen Simmons' Blut fühlte sich seine Seite klebrig und nass an. Noch immer klammerte sich Rosander verzweifelt an sein Leben, jetzt stemmte er sich mühsam auf den Ellbogen auf. Seine Finger tasteten nach dem Gewehr. Kuhl rammte ihm das Knie gegen das Zwerchfell, damit Rosander die Luft wegblieb, dann schob er das Visier seines Helms hoch und blickte ihm in die Augen. Der Schuss traf Rosander mitten in die Stirn.

Als Kuhl sich wieder aufrichtete, hörte er Schritte im Flur.

Aus dem Laborbereich näherte sich mit gezückter Waffe ein weiterer Feind in einem Wintertarnanzug.

Als die Schüsse aus dem Korridor zu seiner Rechten an sein Ohr drangen, eilte Nichols sofort in diese Richtung, weil er wusste, dass Ricci noch etwas Zeit brauchte.

Mit einem Blick sah er, dass ein Mann, in dem er sofort die Wildkatze erkannte, vor dem blutenden Simmons stand. Dahinter erblickte er den zusammengesunkenen

Rosander. Von Entsetzen überwältigt, eröffnete er das Feuer auf den Killer.

Mit eiskaltem Blick griff Kuhl nach Rosanders VVRS-Gewehr und drückte sofort auf den Abzug. Er zielte auf Nichols' Beine und riss den Lauf der Waffe beim Feuern von rechts nach links.

Nichols' Beine gaben nach, und aus seinen Knien spritzte Blut. Dann krachte er rückwärts auf den Boden.

Nachdem Kuhl drei weitere Salven abgefeuert hatte, sah er, dass die fünfzehn Kugeln Nichols' ganzen Körper erzittern ließen. Einen Augenblick lang dachte er darüber nach, ob er weiter den Flur hinabgehen sollte.

Kuhl presste die Zähne aufeinander. Aus dem Bereich, wo sich die Eindringlinge aufhielten, kamen Schritte auf ihn zu - Schritte von vier Männern. Ihre schweren Stiefel klangen anders als die seiner Leute. Offensichtlich war sein Trupp gestoppt worden, und er wusste nicht, wie viele Eindringlinge sich noch vor ihm befanden.

Kuhl dachte einen Augenblick nach und traf dann eine Entscheidung.

Er ging zum Aufzug zurück, öffnete ihn mit einem Knopfdruck und verschwand.

»O mein Gott, Ricci, das ist unglaublich!«

Riccis Gesicht troff vor Schweiß. »Spucken Sie's schnell aus, Doktor«, sagte er. »Haben wir, was wir brauchen?«

»Wir haben es, ja. Wir haben es, wir haben es. Verschiedene Typen von Inhibitoren. Vorerst existieren sie nur als Computermodelle, nicht als Pillen. Neue Heilmittel gegen neue Viren. Sie hatten keinen Grund, sie im Voraus zu produzieren, und folglich haben sie es auch unterlassen. Aber wir sind hier über etwas gestolpert, das unsere Erwartungen übertrifft. Es gibt Hunderte, vielleicht *Tausende* von Krankheitsauslösern. Der Virus ist unendlich variierbar, potenziell ein Virus fürs Jüngste Gericht, und wir haben herausgefunden ...«

Was immer Eric Oh auch weiter erzählen mochte, jetzt wurde Riccis Aufmerksamkeit abgelenkt, weil er aus dem

Flur Schüsse gehört hatte. Zwei Schüsse, eventuell drei. Dann ein vierter, ziemlich in der Nähe. Und dann, vielleicht fünf Sekunden später, verschiedene stakkatoartige Salven aus einer halbautomatischen Waffe, die denen aus einem VVRS-Gewehr glichen.

Er wandte sich abrupt um, rannte durch den Raum in den Flur hinaus, wo er nach links und rechts blickte.

Von Nichols nichts zu sehen.

Mit pochendem Herzen lief er durch den Korridor, bog hinter dem Labor für die Mikrokapseln um eine Ecke und rannte dann schneller. Aus dieser Richtung hatte er die Schüsse gehört.

Hinter einer weiteren Ecke sah Ricci, was sich vor dem Aufzug abgespielt hatte. Diesen Anblick würde er nie mehr vergessen.

Zwischen ihm und dem Aufzug lag Nichols auf dem Rücken da, direkt vor dem Lift sah er Simmons und Rosander. Seybold kniete vor Nichols. Er hatte ihm den Helm abgenommen und wiegte seinen Kopf. Barnes, Newell und Perry kauerten bei den beiden anderen Männern. Sie untersuchten sie und überprüften die Ernsthaftigkeit ihrer Verletzungen. Dann blickte Barnes von den Körpern auf, als Ricci sich näherte, und erkannte den fragenden Gesichtsausdruck ihres Chefs. Er schüttelte den Kopf.

*Nein.*

Ricci kniete sich neben Seybold nieder. »Wie schlimm ist es?«

Seybold blickte von dem jungen Mann auf, den er in seinen Armen hielt, und sah Ricci an, dem sein schmerzverzerrter Gesichtsausdruck alles verriet.

Da hob der geschwächte Nichols eine Hand, und Ricci spürte, wie sie seinen Arm berührte. »Sir ... ich ...« Die dünnen, schwachen Geräusche, die durch die Lippen des Sterbenden drangen, konnte man kaum noch als Flüstern bezeichnen.

Ricci schob sein Visier hoch, schluckte und beugte sich über ihn. »Ich höre«, sagte er. »Sprechen Sie weiter.«

Nichols blickte zu ihm auf, und seine sich noch immer

bewegenden Lippen formulierten unverständliche Wörter.

Nachdem Ricci seine Hand ergriffen hatte, beugte er sich noch dichter über ihn. Ihre Gesichter berührten sich jetzt fast. »Sprechen Sie. Reden Sie weiter. Ich bin bei Ihnen.«

Nichols verzog das Gesicht, brachte dann mühsam ein Geräusch hervor. »Die Wildkatze«, sagte er heiser. »Wild...«

Ricci spürte, wie irgendetwas in seinem Inneren langsam und knirschend wie ein großes Steinrad zu mahlen begann.

Noch immer hielt er Nichols' Hand.

»Okay, ich habe verstanden. Versuchen Sie, sich zu entspannen.«

Nichols senkte leicht die Augenlider, aber er versuchte weiter zu sprechen. »Haben ... haben wir ...«

Obwohl Nichols die Augen mittlerweile geschlossen hatte, nickte Ricci ihm zu. »Wir haben es, Nichols. Wir ...«

Der Sterbende erschauerte und gab ein leises, rascheldes Geräusch von sich. Ricci schwieg. Als er einatmete, schienen die Luft seine Lungen nicht zu erreichen.

Der Junge war tot.

»Verstehen Sie mich, Pokey?«

»Ich höre, Ricci.«

»Sagen Sie mir, was auf dem Grundstück passiert.«

»Am Haupttor scheint sich was zu tun. Sieht so aus, als wären da ein paar Wachtposten eingetroffen, mit zwei Jeeps. Auf der Straße haben wir zwei andere Wagen gesehen. Keine Ahnung, wo die herkamen. Jedenfalls haben sie das Grundstück nicht durch eins der Tore verlassen. Es war, als wären sie direkt aus der verdammten nördlichen Wand des Hügels gekommen...«

Einen Augenblick lang dachte Ricci nach, während er neben den Leichen stand, die er zurücklassen musste. *Flüchte, Killer. Flüchte so weit du kannst, dann werden wir sehen, ob es weit genug war.*

»Darüber kann ich mir jetzt keine Gedanken machen«, sagte er. »Wie sieht's bei Ihnen aus?«

»Alles in Ordnung. Hier hat sich jemand über Funk gemeldet und befohlen, das Grundstück abzuriegeln. Unser Kanarienvogel hat geantwortet, und Harpswell hat dafür gesorgt, dass er so singt, wie wir es ihm beigebracht haben.«

»Gut. Sorgen Sie dafür, dass Sie das Tor für die Lieferanten öffnen. Wir treffen uns am Wächterhäuschen und gehen dann zusammen zu dem Kleinlaster.«

»Roger«, antwortete Pokey.

Ricci wandte sich Seybold zu. »Wir holen Carlysle und Beatty und verschwinden von hier.«

Mit elf Mann waren sie bei Earthglow eingedrungen, jetzt waren sie noch sieben, einschließlich eines Verwundeten, dem von seinen Kameraden geholfen wurde.

Zahlenmäßig geschwächt, aber zu allem entschlossen, verließen Riccis Männer das Gebäude auf dem gleichen Weg, den sie gekommen waren. Sie eilten durch helle und dunkle Korridore, dann gingen sie durch die Kantine und die Küche auf den Lieferanteneingang zu, durch den sie in der Nacht verschwanden. Dass sie dabei auf keinerlei Widerstand stießen, überraschte Ricci nicht weiter. So übel Earthglows Ziele auch sein mochten - letztlich war es eine wissenschaftliche Einrichtung, kein vor Waffen strotzendes Camp. Die Personaldecke der Security musste mittlerweile eher dünn sein - wahrscheinlich hatten die Männer sich im Gebäude verteilt oder waren als Verstärkung für die Bewachung der Peripherie des Geländes angefordert worden. Schließlich wussten sie nicht, wie Riccis Team sich Zugang verschafft hatte, und auch nicht, dass eins der Wächterhäuschen eingenommen worden war. Wahrscheinlich würden sie eher nach einem in die Wand gesprengten Loch suchen, als sich um den Lieferanteneingang zu kümmern.

Aber vor allem waren sie jetzt ohne Anführer. Ihr Befehlshaber war geflohen und hatte sie zurückgelassen, ge-



nau wie er damals seine Söldner in Kasachstan zurückgelassen hatte.

Oskaboose und Harpswell warteten in dem Wächterhäuschen auf ihre Kameraden, öffneten dann das Tor und eilten zu ihnen. Hinter dem Eingangstor herrschte bereits geschäftigeres Treiben: Stimmengewirr, aufblitzende Scheinwerfer, Motoren.

Durch das Tor schlichen sie auf das weiter unten an der Straße wartende Fluchtfahrzeug zu.

Über die Kommunikationsverbindung hatte Ricci den Fahrer benachrichtigt und ihm befohlen, sich startklar zu machen. Als das Team am Treffpunkt eintraf, löste sich der große, gepanzerte Lieferwagen mit weit geöffneter Hintertür aus dem Schatten der Bäume am Rand der Straße.

Die Männer kletterten hinein.

Dann fuhren sie los.

Ricci kauerte auf der Ladefläche des Lieferwagens und erspähte durch die kugelsichere Fensterscheibe zwei Scheinwerferpaare, die hinter ihnen um eine dunkle Kurve kamen.

Aber auch das war kein wirklicher Schock. Nur diese Straße führte über die Hügel zum Highway, und wahrscheinlich hatte es nicht lange gedauert, bis die Wachposten den offenen Lieferanteneingang bemerkt hatten.

»Die beiden Jeeps kommen näher«, sagte er zum Fahrer. »Wie weit ist es noch bis zur Brücke?«

»Weniger als eine halbe Meile. Wenn die verdammte Straße nicht so kurvenreich wäre, würden wir die Brücke jetzt schon sehen.«

Ricci atmete tief durch. Der Lieferwagen hatte einen V-8-Turbomotor, aber wegen der schweren Panzerung waren die Jeeps schneller und holten bedrohlich auf.

Er drückte einen Klappsitz an der rechten hinteren Tür nieder, setzte sich, öffnete eine verborgene Schießscharte und schob den Lauf seines VVRS-Gewehrs hindurch. Auf

sein Nicken hin folgte Seybold seinem Beispiel an der anderen Tür.

Die Jeeps kamen näher und näher, und ihre Scheinwerfer durchbohrten die Finsternis. Das erste Fahrzeug war noch etwa hundert Meter entfernt, dann neunzig, achtzig ...

Ricci feuerte eine Salve ab, auch Seybold drückte auf den Abzug. Sie hofften, ihren Verfolgern durch den Kugelhagel Angst einzujagen.

Es funktionierte. Die Jeeps fielen zurück. Kugeln prallten an der gepanzerten Rückwand des Lieferwagens ab.

»Wie sieht's aus?«, brüllte Ricci dem Fahrer zu.

»Wir sind fast da, fast...«

Sie fuhren auf die kurze Betonbrücke.

Durch weitere Salven hielten Ricci und Seybold die Verfolger auf Distanz.

»Okay!«, rief der Fahrer, der noch immer Vollgas gab.

»Die Brücke liegt hinter uns. Wir haben's geschafft, ich sehe den Hubschrauber schon!«

Ricci nickte, stellte das Feuer ein und wartete, bis die Vorderreifen des ersten Jeeps die Brücke berührten. »Jetzt, Thibodeau!«, brüllte er in sein Mikrofon.

Im Camp berührte Rollie Thibodeau sanft einen Schalter auf seiner Fernbedienung, durch die über Funk die Detonation der Minen ausgelöst wurde, die sein Team an den Stützpfeilern der Brücke angebracht hatten.

Hinter dem gepanzerten Lieferwagen flog die Brücke mit einem Blitz und einem gewaltigen Dröhnen in die Luft, dann riss eine von oben herabstürzende Betonlawine den in einem Feuerball explodierenden Jeep und seine Insassen mit sich in die Tiefe, auf den vereisten Fluss.

»Erledigt«, sagte Thibodeau.

*Verschiedene Schauplätze*  
*18. November 2001*

Während er nach dem Telefonhörer griff, stellte Harlan DeVane befriedigt fest, dass seine Hand nicht zitterte. Aber vielleicht war das auch bald wieder vorbei, wenn er erst die Konsequenzen begriffen hatte, die sich aus Kuhls Anruf ergaben.

Wahrscheinlich akzeptierte ein Teil seines Verstandes immer noch nicht, dass das Sleeper-Projekt fehlgeschlagen war. Er hatte so viel investiert, potenziellen Kunden Offerten gemacht, seinen Namen mit dem Erfolg des Projekts verknüpft. Und nun waren die Codes für die Inhibitoren von Männern gefunden worden, die nach Kuhls Überzeugung für Roger Gordian arbeiteten. Was blieb jetzt noch übrig?

DeVane drückte auf eine Taste seines Telefons und hörte, wie eine vorprogrammierte Sequenz von Pieptönen in den elektronischen Raum entwand. Da draußen befanden sich auch die Codes, zumindest würde es bald so sein. Er stellte sie sich als mathematische Formeln auf kleinen Zetteln vor, die überall auf den Erdball herabregneten. Zahllose Hände griffen danach. Eine Heilung für diese Krankheit, eine für diese, eine für jene. Es war ein klares Bild, und Kuhl vermutete, dass es noch schärfer werden würde, wenn er erst einmal vollends begriffen hatte, was in Kanada geschehen war.

Ja, dachte DeVane, Zeus hat Blitz und Donner ausgelöst, und jetzt stürzte sein Wagen auf die Erde herab. Aber noch war nicht alles ein einziger Trümmerhaufen. Noch nicht. Noch immer konnte er eine Flammenspur am Himmel hinterlassen.

Jetzt hörte er einen Ton, der unterbrochen wurde, als sich eine männliche Stimme meldete.

»Ja?«

DeVane umklammerte den Hörer.

»Halten Sie sich an die alternative Option«, sagte er mit fester Stimme.

Von dem Dach gegenüber dem Fenster des Krankenzimmers von Roger Gordian im San José Mercy Hospital war nur eine kleine Ecke des Betts sichtbar - und auch sie nur aus einem ungünstigen Winkel. Aber die für Gordian zuständigen Security-Leute, deren Anzahl verstärkt worden war, hatten das Bett absichtlich an diese Position geschoben. Nachdem der Verdacht aufgekommen war, dass Gordian Opfer eines vorsätzlichen Anschlags mit einer biologischen Waffe geworden war, hatte man das Bett vom Fenster weggerückt, um das Risiko einer Observation und eines Anschlags durch einen Scharfschützen zu minimieren.

Der Schütze auf dem Dach hatte seine Befehle. Am Fußende von Gordians Krankenbett stand Ashley Gordian, die leise zu ihrem bewusstlosen Ehemann sprach. Und sie war ein deutlich sichtbares Ziel für den Mann, der gerade seine Waffe justierte.

»Sie sprechen die ganze Zeit über zu Gord, nicht wahr?«, fragte Megan Breen Gordians Frau jetzt. Sie saß, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, links neben dem Fenster. Auf ihre Wange fiel ein warmer Sonnenstrahl. Wenn die erste Kugel in den Raum einschlug, würde sie haarscharf an ihrem Ohr vorbeipfeifen.

Ashley blickte Megan an. Wenn man von einem Sword-Mitarbeiter in Zivil absah, waren sie allein in dem Krankenzimmer. Der dunkelhaarige, dünne Mann saß mit verschränkten Armen, unter denen sich seine Waffe verbarg, neben der Tür. Sein Job war es, den Raum zu bewachen. Alle drei trugen gewöhnliche Straßenkleidung - keine Schutzkittel, Masken, Schutzbrillen, Handschuhe oder Überschuhe. Als entdeckt worden war, dass Gordians Symptome mit einem genetisch gesteuerten Trigger zusammenhängen, hatte man sich um eine Infektionsgefahr keine Sorge mehr machen müssen.

»Ich habe das Gefühl, dass er mehr mitkriegt, als wir

glauben«, antwortete Ashley. »Wir reißen Witze über Gott und die Welt, und Roger sagt, dass wir Mikrofone einschalten und unsere eigene Radio-Talkshow starten sollten.«

Megan lächelte leicht. »Ich kann mich an eine Zeit erinnern, und die liegt noch gar nicht so lange zurück, als es eine Qual war, auch nur ein Wort aus Gord hervorzulocken.«

Ashley nickte. »Im Verlauf der letzten zwei Jahre hat er sich wirklich stärker geöffnet, Meg. Seitdem wir unsere Probleme überwunden haben. Sie wären überrascht, aber an manchen Tagen redet er pausenlos.«

»Es muss schön für Sie sein, dass Sie sich zusammen so wohl fühlen.«

»Ja, ist es. Und zwar für uns beide.«

Sie betrachteten Gordian, der mit geschlossenen Augen unter seiner Decke lag. In der Stille hörte man das leise, pumpende Geräusch des Sauerstoffgeräts. Ein junger Medizinalassistent betrat den Raum, überprüfte den Beutel mit der intravenös zugeführten Nährlösung, bemerkte laut, dass er gewechselt werden müsse, und verließ das Krankenzimmer wieder. Etwa dreihundert Meter weit entfernt, hinter einer Brustwehr aus Beton, wartete der Scharfschütze auf das Signal.

Megan blickte auf die Uhr. »Uns bleibt noch etwa eine Stunde, bis Eric Oh und das Team von Sobel Genetics mit den Antivirus-Inhibitoren eintreffen.« Ihre Stimme verriet noch immer Erstaunen über und Bewunderung für die Fähigkeit der Wissenschaftler, praktisch über Nacht ein Mittel gegen den Virus zusammenzubauen. »Wie war's mit einem Frühstück, während wir auf sie warten?«

Plötzlich bekamen Ashleys Augen einen nüchternen, wissenden Blick, und zuerst war Megan nicht ganz sicher, was sie davon halten sollte.

Der auf dem Dach kniende Scharfschütze beobachtete, wie Ashley sich vom Fußende des Betts abwandte und vor das Fenster trat. Jetzt befand sie sich direkt im Fadenkreuz - ein Druck auf den Abzug, und das Herz in ihrem Brustkorb würde explodieren.

»Frühstück - das ist eine gute Idee«, sagte Ashley. Ihr Blick war noch immer ernst, und sie sprach sehr leise. »Wir müssen unter vier Augen reden, und meiner Meinung nach ist das jetzt die richtige Gelegenheit.«

Megan warf ihr einen fragenden Blick zu.

»Die Arbeit von Sword ist so, wie sie nun einmal ist«, fuhr Ashley fort. »Ich muss nicht jedes Detail kennen, wie Sie Ihre Arbeit erledigen. In vielerlei Hinsicht ziehe ich es sogar vor, nichts darüber zu wissen. Das ist ein Teil von Gordians Leben, der mich verängstigt. Und weil Sie und Pete für mich mit zur Familie gehören, habe ich auch um Sie Angst.«

»Aber Sie möchten, dass ich Ihnen jetzt etwas erzähle«, sagte Megan bedächtig.

Ashley nickte. »Wenn in Kanada Menschen gestorben sind, damit mein Mann weiterleben kann, würde ich gerne ihre Namen und so viel wie möglich über die Umstände ihres Todes erfahren«, sagte sie. Mittlerweile sprach sie noch eine Nuance leiser, und Megan begriff, dass sie nicht wollte, dass Gordian etwas hörte. »In wenigen Tagen ist Thanksgiving, und ich muss ihre Familien anrufen, ihnen meine Dankbarkeit versichern und dass ich in ihrer Schuld stehe. Ich muss meiner Trauer Ausdruck verleihen. Ihre Familien sollen wissen, wie wichtig sie mir sind, und dass ich immer für sie da sein und ihnen so gut wie möglich helfen werde.«

Megan blickte sie an. »Das wird schwierig werden«, sagte sie.

»Ja. Damit muss ich rechnen.«

Einen Augenblick lang studierte Megan Ashleys Gesichtsausdruck, dann griff sie nach ihrer Handtasche, die über der Stuhllehne hing. »Wir sollten besser in die Cafeteria hinuntergehen«, sagte sie.

Ashley nickte erneut und ging zum Bett hinüber, um gleichfalls ihre Handtasche zu holen. Dabei entfernte sie sich vom Fenster.

Der Scharfschütze atmete tief durch und umklammerte den Schaft seiner Waffe. Es gab einen Zeitpunkt, zu dem

es mit einer enormen Willensanstrengung verbunden war, nicht auf den Abzug zu drücken. Wenn alles bestens vorbereitet war und man wusste, dass man leichtes Spiel hatte, lud einen die Zielperson förmlich zum Feuern ein. Aber hier ging's nicht um eine der beiden Frauen. Man hatte ihm befohlen, auf das Signal zu warten.

Ashley war schon fast aus seinem Blickfeld verschwunden, als endlich das Zeichen kam.

Megan erinnerte sich an drei Schüsse.

Drei Schüsse, direkt nacheinander abgefeuert. Mündungsfeuer hatte sie nicht gesehen, auch kein deutliches Krachen gehört. Um sie herum schien der Raum zu explodieren, aber hinsichtlich der Anzahl der Schüsse war sie sich ziemlich sicher.

Als sie gerade von ihrem Stuhl aufstehen wollte, zerschmetterte der erste Schuss einen Teil des Fensters. Ein Regen von Scherben ging nieder, und ein großer Glassplitter fuhr tief in ihre linke Schläfe. Sie warf sich zu Boden und sah, dass Ashley wie angewurzelt dastand und vom Fenster zu Gordian hinüberblickte, während der Putz von den Wänden rieselte und ihre Bluse beschmutzte. Dann der zweite Schuss. »Runter, Ashley!«, brüllte Megan, der das Blut übers Gesicht lief.

Nichts an Ashleys Verhalten verriet, dass sie Megans Worte gehört hatte. Geschockt, mit weit aufgerissenen Augen, ging sie auf das Krankenbett ihres Ehemanns zu.

»Ashley! Da drüben können ihn die Kugeln nicht treffen, es wird ihm nichts passieren. *Bitte*, werfen Sie sich zu Boden!«

»Nein!«, schrie Ashley. Noch immer war sie auf den Beinen, unbekümmert um ihr eigenes Wohl, ohne über die Flugbahn der Kugeln nachzudenken. Sie konnte nur einen Gedanken fassen - die Kugeln schlugen in das Krankenzimmer ein, in dem ihr hilfloser Mann lag, den sie um jeden Preis schützen wollte.

Vor dem Einschlag des dritten Schusses kroch Megan auf allen Vieren auf sie zu, aber der Wachposten war be-

reits aufgesprungen und zu Ashley unterwegs. Er packte sie um die Taille und zog sie auf den Boden herab, wo er sie mit seinem Körper schützte.

Ein weiteres Krachen, weitere scharfe Glassplitter. Die vierte Kugel schlug nur Zentimeter neben der letzten in die Wand ein und hinterließ ein großes Loch.

Dann sah Megan, wie die Tür aufflog und Menschen in den Raum stürmten. Sword-Mitarbeiter, Krankenhauspersonal, vielleicht acht oder zehn Leute, die alle zugleich durch die Tür zu drängen schienen. Megan wusste nicht, ob sie durch die Schüsse oder durch die Bilder der unter der Decke angebrachten Überwachungskameras alarmiert worden waren, aber das war ihr auch ziemlich egal. Sie war nur froh, dass sie gekommen waren.

Irgendjemand brüllte, dass man Gordians Bett aus dem Zimmer schieben solle. »*Bringt ihn hier raus!*« Dann umringten Ärzte und Krankenschwestern Gordian, die hastig die Schläuche des Sauerstoffgeräts lösten und das Bett samt dem Ständer für die Beutel mit den Infusionen auf die Tür zurollten. Zwei Security-Leute mit gezückten Waffen begleiteten Gordian und die Krankenhausangestellten in das zweite Zimmer, das man ein Stück weit den Korridor hinunter bezugsfertig hergerichtet hatte. Einige andere Menschen verweilten noch in dem verwüsteten Raum - ein Mitglied des Sword-Teams kroch auf Megan zu, ein weiterer Mann bezog neben dem zerstörten Fenster Position. Vorsichtig, im Schutz der Wand, reckte er den Hals, um zu überprüfen, ob auf dem gegenüberliegenden Dach noch etwas von dem Scharfschützen zu sehen war.

»Scheint eine üble Schnittwunde zu sein«, sagte der Mann, der zu Megan geeilt war. Geduckt half er ihr vom Boden hoch. Unterdessen sah sie, wie Ashley aus dem Raum gedrängt wurde. »Wir werden Sie rausbringen und einen Arzt suchen, der sich um Sie kümmert...«

Megan wischte sich etwas Blut vom Gesicht und spürte einen beißenden Schmerz, als ihre Finger über die Wunde strichen. »Das hat Zeit«, sagte sie. »Ich möchte mich vergewissern, dass mit dem Boss alles in Ordnung ist.«



»Ich bin mir nicht sicher, ob das ratsam ist, Mrs. Breen ...«

»Sie können mich sowieso nicht daran hindern.«

In seiner Jugend hatte Pete Nimec in South Philadelphia gelernt, wie grimmig und kämpferisch Menschen ihr Territorium verteidigen konnten. Diese harten Lektionen, mit der Erinnerung an Faustkämpfe und Schlagstöcke verbunden, hatten ihn auch später im Leben ständig begleitet. Wenn es bei Verhandlungen darum ging, Männer von Sword in einem fremden Revier zu stationieren, vergaß er nie die Gesetze der Straße. Man musste sich der Grenzen bewusst sein, anderen den nötigen Respekt zollen und spüren, wann man seinen Mann zu stehen hatte - aber auch, wann man dem anderen auf halbem Weg entgegenkommen musste.

Hinsichtlich seines Wunsches, auf dem Grundstück des Krankenhauses die Verantwortung für Roger Gordians Sicherheit zu übernehmen, hatten die Oberen des San José Mercy Hospital jede Menge Vorbehalte gehabt, wobei es meistens um zivilrechtliche Verantwortlichkeit gegangen war. Wenngleich sie bereit gewesen waren, routinemäßige Security-Maßnahmen zusammenzupfuschen, hatten sie sich doch argwöhnisch allen Versuchen widersetzt, ihnen die Verantwortung für die Sicherheit eines Patienten abzunehmen.

Also hatte Nimec ein modifiziertes Modell jenes Arrangements vorgeschlagen, das er mit vielen der Länder ausgearbeitet hatte, die UpLink-Einrichtungen Gastrecht gewährten. Die rechtlichen und ethischen Verpflichtungen des Krankenhauses sollten sorgfältig in alle Überlegungen einbezogen und alle Maßnahmen der Sword-Security dem Vorstand unterbreitet werden. Sein Plan sah vor, dass dem uniformierten Sicherheitspersonal des Krankenhauses an allen Ein- und Ausgängen ein UpLink-Mitarbeiter zugeteilt wurde. Dazu kamen ein Wachposten im Flur vor Gordians Krankenzimmer sowie die Installation einer CCTV-Kamera, deren Aufnahmen von Sword ausgewertet

wurden. Außerdem hatte Nimec die Bereitstellung eines zusätzlichen Raums verlangt, in den Gordian in einer Not-situation schnell verlegt werden konnte und über den nur die wichtigsten Leute des für den UpLink-Chef verantwortlichen Krankenhauspersonals informiert sein durften. Diese Forderungen waren ausnahmslos akzeptiert worden. Gegen die letzte Bitte - die Sicherheitsüberprüfung des Computer-Networks des Krankenhauses durch Sword-Techniker - war Einspruch erhoben worden, aber Nimec hatte schon erwartet, dass das ein heikles Thema sein würde. Folglich war er darauf vorbereitet gewesen, es im Dienste der Sache fallen zu lassen.

Weil Nimec es nicht geschafft hatte, die Verantwortlichen des Krankenhauses zu überreden, ihn die Daten schützen zu lassen - die einzige Einschränkung, die man ihm auferlegt hatte -, konnte der Eindringling eine schwache Stelle ausnutzen.

In einem Raum, der nicht weit von dem durch die Kugeln in Mitleidenschaft gezogenen Zimmer entfernt lag, hielt ein Mann, der den Kittel eines Medizinalassistenten trug, einen vorbereiteten Beutel für intravenöse Infusionen in der Hand. Er lauschte auf die Geräusche, die ihm vrietten, dass Roger Gordian zu ihm gebracht wurde. Die Lösung, die Kohlenhydrate, Vitamine und andere Nährstoffe enthielt, war mit einer massiven Konzentration von Digitalis versetzt, einem Glykosid, das einen zu schnellen Herzsschlag verlangsamte, wenn es in therapeutisch angemessenen Dosen verschrieben wurde. Aber diese Dosis reichte aus, um selbst bei dem gesündesten Patienten einen totalen Herzstillstand auszulösen. Angesichts seines prekären Gesundheitszustands würde Gordian bereits einige Minuten nach dem Eintreten des Wirkstoffs in seinen Blutkreislauf ein toter Mann sein.

Es war alles so einfach, dachte der Mann. Es hatte fast keiner Anstrengung bedurft. Das Eindringen in das Computersystem des Krankenhauses. Das Einfügen eines zusätzlichen Namens in die elektronisch erstellte Personaliste der für Roger Gordian zuständigen Mitarbeiter, die

Zugang zu seinem Zimmer hatten. Das Fälschen des Ausweises, einer laminierten Karte, die er an seiner Brusttasche trug. Auch das war nicht weiter kompliziert gewesen. Zwar hatte es keine offiziellen Unterlagen über den Raum gegeben, in den Roger Gordian in einer Notsituation verlegt werden sollte, aber die Nähe seines Zimmers zu einem verdächtig abgesperrten Teil der Station hatte diesen als wahrscheinliche Alternative in einem Notfall erscheinen lassen. Und seine Beobachtungen während der letzten paar Tage hatten diesen Verdacht bestärkt.

Jetzt wurden die Geräusche im Korridor lauter, kamen näher. Dann öffnete sich plötzlich die Tür, und Roger Gordians Bett wurde in den Raum geschoben. Begleitet wurde er von Krankenpflegern, Security-Leuten in Zivil, seiner Gattin und der Frau, die vorhin auch in dem anderen Krankenzimmer gewesen war, als der Eindringling per Funk dem Scharfschützen auf dem nahe gelegenen Dach das Signal gegeben hatte.

Während das Bett durch die Tür geschoben wurde, trat er von der Tür zurück, dann winkte er die Krankenpfleger zu einer Nische, in der Monitore, Infusionsständer und Sauerstoffgeräte standen.

Einfach, so einfach.

»Hierher!«, rief er, um den Tumult zu übertönen. »Wir müssen ihn anschließen.«

Megan dachte, dass das Ganze keinen Sinn machte.

Sie erreichte die Tür des für einen Notfall reservierten Zimmers und wurde von den Wachposten und dem Krankenhauspersonal in den Raum gedrängt. Vor ihr befand sich Gordians Bett, das auf den Dienst habenden Medizinalassistenten zugeschoben wurde, der den Beutel mit der Infusionslösung kurz vor dem Anschlag überprüft hatte. Eine Frau aus der Mensentraube betupfte ihre offene Schnittwunde mit etwas Kühlem und Feuchtem, presste dann einen Wattebausch und einen Verband dagegen, um schließlich alles mit einem Klebestreifen zu befestigen. Danach trat sie zu den anderen an das Bett. Die Schläuche

des Sauerstoffgeräts wurden mit den in die Wand eingelassenen Anschlüsse für die Luftzufuhr verbunden. Nachdem die Maschinen eingeschaltet waren, wurde der leere Beutel für die intravenös verabreichten Infusionen entfernt und von dem Medizinalassistenten durch einen neuen ersetzt.

Erneut dachte Megan, dass das Ganze keinen Sinn machte, überhaupt keinen. Auf wen hatte der Scharfschütze denn geschossen? Gordian hatte nicht getroffen werden können, und sie war für den Schützen nicht sichtbar gewesen. Ashley hätte es erwischen können, als sie vor dem Fenster gestanden hatte - wenn sie als Opfer vorgesehen war. Warum hatte der Täter also auf den Abzug gedrückt?

Diese Frage nagte weiter an ihr, während sie mit Ashley neben der Tür wartete. Sie standen abseits des emsig beschäftigten Krankenhauspersonals und beobachteten die Männer von der Security, die sich zurückzogen, um den Flur abzuriegeln. Auch das Häufchen von Krankenpflegern löste sich auf, als sie ihre Aufgaben erledigt hatten. Jetzt verließen alle den Raum, und zurück blieb der Medizinalassistent, der mit der intravenösen Infusion beginnen wollte ...

Plötzlich schoss Megan wie ein Blitz ein nur ein paar Augenblicke altes Bild durch den Kopf. Der Medizinalassistent. Er hatte hier in diesem Zimmer gewartet. Allein. Mit dem Beutel mit der Infusionslösung in der Hand. Als Gordian hineingeschoben worden war.

*Gewartet.*

Während der letzten paar Tage hatte sie den Medizinalassistenten einige Male mit einem Schreibblock in der Hand im Flur gesehen, aber nie in Gordians Krankenzimmer. Er gehörte nicht zu den Leuten, die planmäßig mit Gordians Fall betraut waren, da war sich Megan sicher. Und doch hatte er über diesen Raum Bescheid gewusst, obwohl das Informationen waren, die nur ganz wenigen Menschen zugänglich waren. Außerdem war er als Erster hier gewesen, und er hatte den Krankenpflegern Anweisungen gegeben.

Sie blickte ihn an.

Der Medizinalassistent hatte den Infusionsständer dicht an das Bett geschoben, jetzt führte er den Katheter über das Seitengitter, um an Gordians Handgelenk die Nadel einzuführen.

»Warten Sie«, sagte Megan. Mit ausgetrocknetem Mund und pochendem Herzen trat sie auf den Mann zu. »Was tun Sie da?«

Der Assistent blickte sie an. »Der Beutel mit der Infusionslösung muss angeschlossen werden«, antwortete er. »Es wird nicht mal eine Minute dauern.«

Megan ging weiter auf ihn zu. Ashley blieb verwirrt an der Tür zurück. »Nein.« Megan schüttelte den Kopf. »Was tun sie *hier*?«

Der Mann richtete sich auf und blickte sie ohne jede erkennbare Reaktion an.

Megans Blick bohrte sich in seine Augen.

Sie studierte seinen Blick. »Ashley«, sagte sie dann, ohne sich auch nur einen Moment lang von dem Medizinalassistenten abzuwenden. »Öffnen Sie die Tür, und rufen Sie nach Hilfe. Der Mann hat hier nichts zu suchen ...«

Die Hand des Mannes ließ den Schlauch los, ließ ihn einfach fallen. Dann griff er unter seinen weißen Kittel. Zwar konnte Megan nicht erkennen, wonach, aber sie brauchte es auch nicht zu sehen. Sie musste ihm Einhalt gebieten.

Mit erhobenen Fäusten und eingezogenem Kopf kam sie auf ihn zu, während sie sich an das erinnerte, was Pete Nimec ihr im Boxring erzählt hatte. Ihre Faust schoss vor, zielte mitten auf seine Brust. Sie legte ihre ganze Kraft in diesen Schlag, und ihre Knöchel bohrten sich hart zwischen seine Rippen.

Schmerz und Überraschung ließen den Mann aufgrunzen, dann brach er nach Luft schnappend zusammen. Die unter dem Kittel verborgene Hand kam wieder zum Vorschein, aber die automatische Pistole glitt ihm aus den Fingern und fiel zu Boden.

Vom Flur her hörte Megan Ashley aus vollem Hals

schreien, und nur einen Sekundenbruchteil später vernahm sie schnelle Schritte und eine männliche Stimme, die dem Mann im Kittel eines Medizinalassistenten befahl, sich nicht vom Fleck zu rühren. Sie fügte hinzu, dass er keinen Gedanken daran verschwenden solle, nach seiner Waffe zu greifen. Der Mann hustete und versuchte, wieder zu Atem zu kommen ...

Dann erschien auch schon das Sword-Security-Team und überwältigte ihn.

26.

*Verschiedene Schauplätze*  
*23. November 2001*

»Seit einer Stunde bewegt er sich wieder ... Eine der Krankenschwestern hat es bemerkt... Er ist im Begriff, das Bewusstsein wiederzuerlangen. Ich habe Sie sofort angerufen.«

»Ich habe gestern schon geglaubt, dass es so weit wäre, Elliot. Ich war mir sicher. Er schien sich so zu bemühen.«

»Es ist hilfreich, dass Sie hier sind und zu ihm sprechen. Seine Reaktion auf die Inhibitoren war extrem positiv. Aber Sie sollten sich nicht entmutigen lassen, wenn es nicht gleich passiert...«

Gordian öffnete die Augen. Das Zimmer war von sehr hellem Sonnenlicht erfüllt. Neben seinem Bett stand Ashley in dem strahlenden Licht und blickte auf ihn herab. Sie war in Gesellschaft von Elliot Lieberman, der seinen weißen Arztkittel trug.

»Wenn was ... nicht gleich passiert?«, fragte Gordian.

Überrascht blickte Ashley ihn an, dann beugte sie sich über das Gitter zu ihm herab. »Das«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »O Gord, Gord ...«

Schwerfällig hob er eine Hand vom Bettlaken, berührte

ihre Wange, spürte, dass sie feucht war. »Ich wusste ja, dass ein Engel auf meiner Schulter saß«, sagte er. »Aber ich wusste nicht, dass Engel weinen.«

Ashley küsste sein Gesicht, wieder und wieder, dann hob sie lächelnd den Kopf, während sie seine Hand hielt. Tränen strömten über ihr Gesicht, die auf ihre verschränkten Finger fielen, Tränen der Dankbarkeit, dass Roger lebte, der Trauer um die, die dafür den höchsten Preis gezahlt hatten.

»Man erlaubt es uns«, sagte sie. »Einmal im Jahr erlaubt man es uns.«

Er blickte sie an. »Wann?«

»An Thanksgiving.«

Tom Ricci saß allein an seinem Küchentisch, auf dem nur eine Literflasche Black Label stand, die er am Vorabend in einem Spirituosengeschäft gekauft hatte, das heute wegen des Feiertags geschlossen war. Es sollte ein denkwürdiges Thanksgiving-Dinner werden.

Jetzt war es fünf Uhr nachmittags, der Telefonhörer lag neben der Gabel, und in allen Zimmern seiner Wohnung waren die Jalousien zugezogen. Er war im Begriff, sich seiner flüssigen Nahrung zu widmen und so viel wie möglich von dem verbotenen Nektar hinunterzustürzen. Reiner Malt-Whisky, eine Flasche, Ritual der Verdammten.

*Ja, Tom, dachte er. Ja, stürz den Whisky runter. Kipp ihn runter.*

Er starrte auf die Flasche, während seine Hand langsam über den Tisch glitt, um sich um das glatte, kühle Glas zu schließen.

Ricci schloss die Augen, die Flasche umklammernd. Vor sich sah er eine Waage, wie auf diesen Bildern, die Justitia mit der Augenbinde zeigten. Auf der einen Waagschale befanden sich Nichols, Grillo, Simmons und Rosander, auf der anderen Roger Gordian und die restliche Bevölkerung dieses Planeten.

Genau, des ganzen verfluchten Planeten. Milliarden po-

tenzieller Opfer eines Virus, der wegen der Opfer, die sein Team gebracht hatte, ansonsten nur das Leben eines einzigen anständigen Mannes irgendwo in Lateinamerika gefordert hatte.

Die Waage schien sich in die Richtung zu neigen, die anzeigte, dass Riccis Mission ein Erfolg gewesen war ... Und tatsächlich wäre sie für ihn auch dann nicht weniger erfolgreich gewesen, wenn er selbst zusammen mit den Männern gestorben wäre, die hinter den grauen Betonmauern des Earthglow-Gebäudes ihr Leben gelassen hatten.

Das Ende der Welt. Die letzte Haltestelle für den Zivilisationsexpress.

Ricci umklammerte die Whiskyflasche. Mit dem Verlust seiner Kameraden konnte er fertig werden, mit dem Blutvergießen, das gelegentlich notwendig war, um das Gute und Wertvolle in diesem Leben zu retten, damit nicht alles in Finsternis versank. So brutal und ungerecht ihm diese Rechnung auch gelegentlich erscheinen mochte, er hatte sie immer zuverlässig bezahlt, trotz des bitteren Beigeschmacks.

Jetzt bestand das Problem darin, dass die Waage manipuliert worden war. Irgendjemand hatte mit den Gewichten herumgepfuscht, das Gleichgewicht durcheinander gebracht, das ganze verdammte Maßsystem in Unordnung gebracht.

Der Killer ...

Nie wieder würde Ricci ihn >Wildkatze< nennen, weil dieser Name noch etwas von Würde oder Kraft beinhaltete.

Der Killer befand sich auf freiem Fuß, irgendwo da draußen hinter den zugezogenen Jalousien, und er atmete die Luft, die seine Opfer nicht mehr einatmen konnten, fühlte die Sonnenstrahlen, die jetzt die Erde auf ihren Gräbern wärmten.

Der Killer ... und sein namen- und gesichtsloser Auftraggeber.

*Frohes Thanksgiving*, dachte Ricci, während er die Fla-



sehe näher zu sich heranzog, bis an den Rand des Tischs, dicht vor seine Brust.

*Wenn ich mal ein Glas Alkohol vor mir stehen habe, geht das immer so weiter, und drei Stunden später muss ich kämpfen, um aufzuhören. Das ist wie in dieser Erzählung in der Bibel, wo Christus in der Wüste mit dem Satan ringt.*

Ricci starrte auf die Flasche, die er mit beiden Händen hielt, und benetzte dann seine Lippen mit der Zunge. Er war durstig, sehr durstig, sehnte sich danach, den quälenden innerlichen Schmerz zu betäuben.

Aber der Killer befand sich immer noch auf freiem Fuß. Er atmete da draußen im Sonnenlicht, in Freiheit.

Ricci blieb noch etwas länger am Küchentisch sitzen, er wusste nicht, wie lange. Dann schob er seufzend den Stuhl zurück und stand auf. Mit der teuren Literflasche Malzwhisky schlenderte er durch die Küche, dann legte er sie behutsam in den Abfalleimer neben seinem Spülbecken.

*Was soll's, dachte er. Zum Teufel damit.*

Nach dem langen Wochenende wartete Arbeit auf ihn, durch die vielleicht endlich das Gleichgewicht wiederhergestellt werden konnte, und bei einer solchen Aufgabe war ein Kater denkbar ungünstig.

Während er sich fragte, was er zu Abend essen würde, wo doch sein Eisschrank leer war und alle Supermärkte geschlossen hatten, ging er zum Fenster und öffnete die Jalousie, um das noch verbliebene Tageslicht hereinzulassen.

In einer Ecke des Bruegel-Gemäldes aus dem Prado sieht man einen Wagen mit den Dienern des Todes, dessen Räder unaufhaltsam auf eine gestürzte Frau zurollen, die einen Spinnrocken und eine Spindel in den Händen hält, Symbole der unvorhersehbar gesponnenen Fäden des Lebens, aber auch Symbole der Weiblichkeit, da das Spinnen in der Antike den Frauen vorbehalten gewesen war.

Weil er es nicht geschafft hatte, Spanien ohne einen weiteren Blick auf das Meisterwerk zu verlassen, stand Kuhl

jetzt im Prado vor Bruegels Gemälde. Er dachte an seine Geliebte, an ihren weichen, zierlichen Körper, und rief sich ihre letzten gemeinsam verlebten Augenblicke ins Gedächtnis.

Er hatte sie nicht umbringen wollen.

Nur Stunden bevor er mit ihr aufs Land gefahren war, südwestlich von Madrid, hatten sich ihre Körper in dem abgeschlossenen Hotelzimmer in intimen Umarmungen aneinander geschmiegt. Weil er sich an ihr Fleisch erinnern wollte, hatte er ihren Körper gierig berührt. Danach hatte er einen langen Ausflug in die Castilla y León vorgeschlagen, wo alte Kirchen und Schlösser auf den Hügeln standen.

An einer einsamen und wunderschönen Stelle war Kuhl an den Straßenrand gefahren. Lange hatte er schweigend neben ihr gesessen und sie dann zu einem Spaziergang unter den herbstlich gefärbten Bäumen eingeladen. Nachdem sie aus dem Auto ausgestiegen waren, hatte er seinen Arm um ihre Taille gelegt.

Zum Sterben war es ein vorzüglicher Ort.

Weil er ihr keine langen Schmerzen zufügen wollte, brachte Kuhl die Sache schnell hinter sich. Mit einer Hand hielt er ihr den Mund zu, um ihre Schreie zu ersticken, mit der anderen erwürgte er sie.

Sie wehrte sich nur kurz.

Er erinnerte sich daran, dass Tränen in ihren Augen gestanden hatten. Selbst nach ihrem Tod, als ihr Gesichtsausdruck statt Überraschung und Angst nur noch Leere spiegelte, hatte er noch Tränen gesehen.

Kuhl schleppte die Leiche zu einer dicht bewaldeten Kuhle in den Hügeln und bedeckte sie so, dass sie vor irgendeinem Menschen von Tieren gefunden werden würde. Dann verließ er sie und fuhr nach Madrid zurück.

Er hatte sie nicht töten wollen, aber sie hatte zu viel gewusst. Was wäre geschehen, wenn sie gefasst worden wäre?

Die Gefahr für ihn war zu groß gewesen.

Unannehmbar groß.

Jetzt atmete Kuhl tief durch, während er das Bruegel-

Gemälde betrachtete. Dann schlenderte er durch den Korridor auf den Ausgang des Museums zu.

Auf dieser Erde musste man manchmal eine schwere Wahl treffen, aber immerhin lebte er noch.

Und alles andere spielte für ihn letztlich keine Rolle.

## Epilog

### *Bolivien*

*23. November 2001*

Er hatte Millionen investiert, Millionen und Abermillionen. Und jeder einzelne Dollar war eine Fehlinvestition gewesen.

Harlan DeVane saß auf der Veranda seiner kostspieligen, im spanischen Stil errichteten Ranch in der Region Chapare in Bolivien. Schweigend starrte er auf die Weiden, auf denen die Tiere mit rindviehhafter, dümmlicher Zufriedenheit grasten. Einst - vielleicht - musste doch einmal ein Vorfahre dieser Biester wenigstens einen Funken Feuer im Leib gehabt haben, aber der war der Spezies ausgetrieben worden, als aus frei herumstreunenden Herden Viehbestand geworden war. Jetzt waren die Zäune ihrer Weiden die Grenzen ihrer Welt, und statt mit der angeborenen Furcht vor dem Raubtier kamen diese eingelullten Viecher mit dem Versprechen auf die Welt, dass ihnen die Schlachtbank sicher war.

Während DeVane die Rinder beobachtete, dachte er darüber nach, dass er durch das Gras zu einer Gruppe dieser blöden Viecher gehen, aufs Geratewohl einem die Waffe an den Kopf pressen und es erschießen könnte. Seine Artgenossen würden träge weiter vor sich hinkauen oder höchstens ein Geräusch momentanen Erstaunens von sich geben, während das bisschen Hirn, das das Rindvieh besessen haben mochte, mit dem toten Tier im Dreck versank. Keines der anderen Rinder wäre sich der Tatsache bewusst, dass es diesem Schicksal knapp entgangen war und dass es sein Dasein nur einem simplen Zufall verdankte.

Sein Blick war zugleich bewegungslos und suchend, wie durch die Ahnung eines Gedankens in einem Schwe-

bezustand gefangen. Plötzlich erinnerte sich DeVane an ein Zitat aus einem alten, in Leder gebundenen Band, der sich in seiner Bibliothek befand: *Was für ein irrsinniges Ziel? Was für eine Mühsal zu entkommen? Was für Dudelsäcke und Tamburine? Was für eine wilde Ekstase?*

Er atmete geräuschlos, so wie immer.

Aber das waren müßige Erwägungen, und es gab weit- aus wichtigere Dinge, mit denen er sich beschäftigen mus- ste. Themen, von denen seine Gedanken sich nur zeitweilig ablenken ließen und die ihn dann wieder einholten. Und diese Gedanken zerrten an seinem falschen Frieden wie Klauen in der Nacht.

Der Sleeper-Virus hatte ihm ein unvergleichliches Ver- mögen und unermessliches Prestige einbringen sollen, die Macht, den Sonnenwagen über den Himmel zu steuern. Stattdessen war er jämmerlich gedemütigt worden. Jetzt waren die Inhibitoren genauso leicht erhältlich wie Aspi- rin, und seine Kunden hatten riesige Summen für geneti- sche Trigger bezahlt, die nun wertloser als Staub für sie waren. Einige hatten Hunderte von Menschen töten wol- len, andere Tausende, wieder andere noch mehr. Er war nur am Tod eines Mannes interessiert gewesen, am Tod Roger Gordians ... Und niemand hatte das Ziel erreicht, für das er sein gutes Geld geopfert hatte, weder er noch die anderen.

Was blieb ihm jetzt noch? Welche gottverdammten Du- delsäcke und Tamburine?

Demütigung. Schande. Kunden, die sich in Feinde ver- wandelt hatten.

Und weil Siegfried Kuhl versagt hatte, weil er es nicht einmal geschafft hatte, Gordian durch schlichte Gewalt zu eliminieren, bestand eine sehr realistische Möglichkeit, dass seine sorgfältig arrangierte Tarnung abblättern wür- de, die bisher seine Anonymität garantiert und es ihm er- möglicht hatte, sich frei auf dieser Welt zu bewegen.

DeVane schloss die Augen und legte dann langsam, sehr langsam seinen Kopf in den Nacken, damit die heiße tropische Sonne sein Gesicht bescheinen konnte. Ihre

Strahlen trafen seine bleiche, fast farblose Haut, und er wusste, dass es nicht lange dauern würde, bis er einen Sonnenbrand bekommen würde.  
Reglos saß er da.